This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

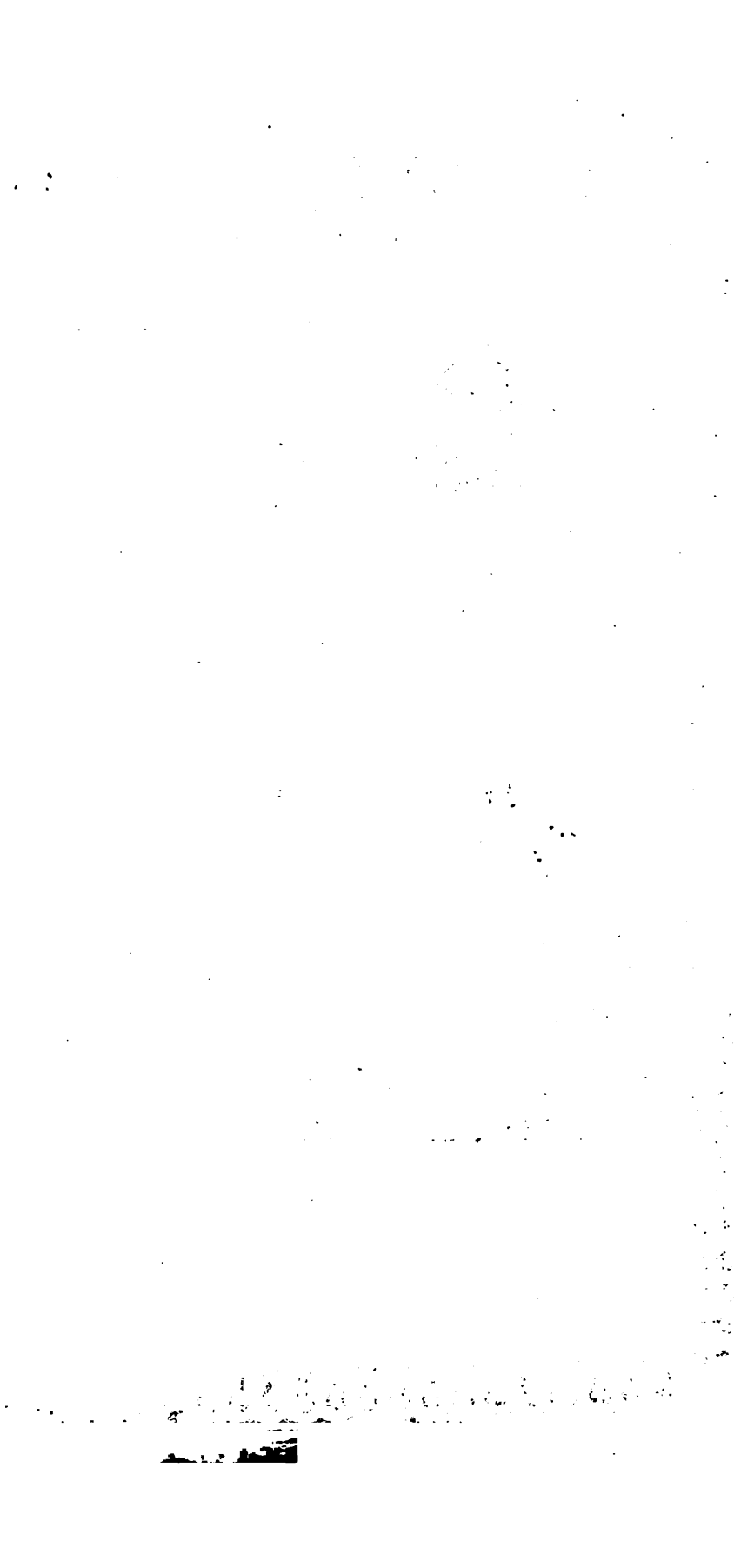
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A
a39015 01812613 9b

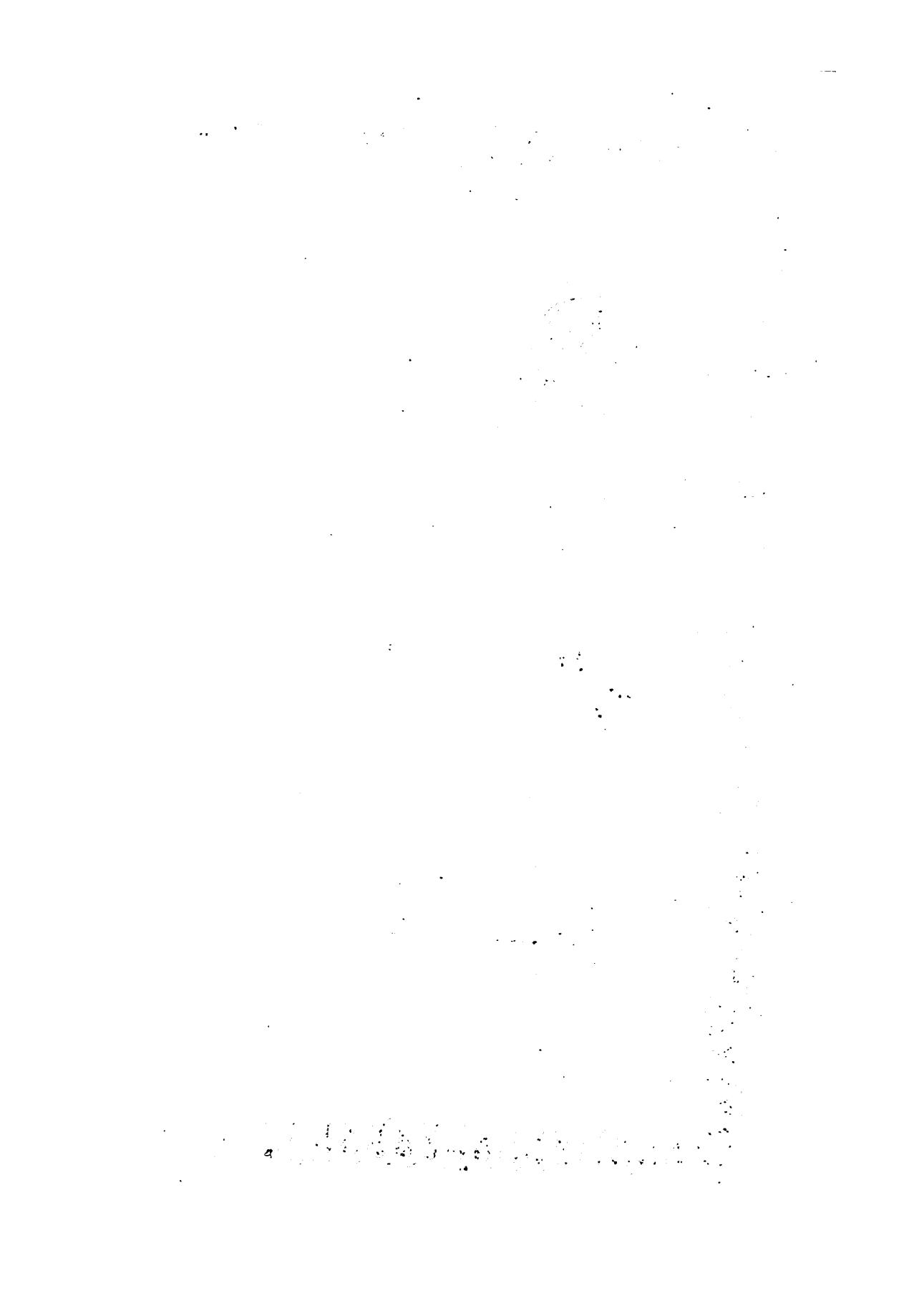
Meine indische Reise.

E. Schœuffelen.

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



117

Eugenie Schaeuffelen

Meine indische Reise

Atelier Elvira phot. Maximilian Bauermann

Eugenie Schaeffelen

Meine indische Reise

Von

Eugenie Schaeuffelen

[illegible] Bildnis der Verfasserin

Berlin 1906

Reimer (Ernst Vohsen)

Eugenie Schaeffeler

Meine indische Reise

Von

Eugenie Schaeuffelen

Mit einer Karte und dem Bildnis der Verfasserin

Berlin 1906

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

DS
413
.S28

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

732110 - 234

Meinem Manne

Alfred Schaeuffelen

zu Eigen

Inhalt.

Vorwort.
Colombo 22, 326, 438
Tuticorin 33
Madura 36
Trichinopoli 46
Tanjore 50
Madras 57
Bombay 71
Ahmedabad 85
Abu Road 96
Mount Abu 97
Jaipur 108
Ambèr 115
Delhi 127
Agra 145
Gwalior 182
Khanpur 189
Lucknow 200
Benares 208
Kalkutta 239
Darjeeling 253
Himâlaya 268
Puri Jagannath 295
Waltair 314
Kandy 340
Anuradhapura 361
Anhang: Ratschläge für eine indische Reise 455

Vorwort.

Indem ich die nachstehenden Tagebuchblätter dem Druck übergebe, dünkt es mich vermessen, so eingehend über eine Reise zu berichten, die weder in Hinsicht auf ihr Ziel noch auf ihre Durchführung irgendwie von derjenigen des „Globetrotters" abwich. Die Ermunterung und das freundliche Interesse eines engeren Freundeskreises mögen die Verantwortung dafür tragen.

Wir haben kein neues Land, keine neue Schlangen-, Ameisen- oder Pflanzenart gefunden! Wir haben für die Nachwelt nichts getan, haben nur dem Reiz des Augenblicks gelebt. Indessen, diesen Zauber schildern, die fremdartige Pracht Indiens und die paradiesische Herrlichkeit Ceylons darstellen zu wollen, ist für eine so ungewandte Feder, wie die meinige, schon ein kühnes Unterfangen. Auch erheben diese Aufzeichnungen, die unter dem unmittelbaren Eindruck des Tages entstanden sind, keinen andern Anspruch, als den der einfachen Erzählung unseres Lebens und Erlebens.

Möchte es mir gelingen, ein weniges von der Freude, welche mir die Erinnerung an die Reise gewährt, meinen Freunden mitteilen zu können. Das ist mein ganzes Vorhaben.

Juni 1906.

Eugenie Schaeuffelen

Meine indische Reise

„Eine Reise ist ein Trunk aus dem Quell des Lebens."

Hebbel.

Am Sonntag, den 9. November 1903, verlassen wir München, um die Fahrt nach Indien anzutreten.

Auf dem Bahnhof haben sich unsere Angehörigen und Freunde getreulich eingefunden. Ihre guten Wünsche sollen uns in die unbekannte Zukunft begleiten. Obwohl es mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Land der Palmen und Märchen zieht, so bleibt mir doch der Abschiedsschmerz nicht erspart. Die Trennung fällt mir sehr schwer!

In Genua treffen wir mit unsern Reisegefährten zusammen: Frau v. R., Baron und Baronin Gemmingen, Herr Federer und Graf Lippe.

Wir sind alle in mehr oder weniger erregter Stimmung. Die letzten Stunden vor der ersten so großen Reise wecken die verschiedensten Gefühle: Man freut sich. Man bangt. Man möchte den Reiseplan nie gefaßt haben. Man kann es nicht erwarten bis die Anker gelichtet werden. Kurz, man ist trotz der besten Nerven nervös. Nicht genug mit dieser Unruhe, gesellte sich zu unserm Reisefieber noch ein lähmender Schreck. Der Kreditbrief war verschwunden! Was beginnen?! Alle teilen unsere Aufregung! Ich packe die Koffer aus, die Taschen, die Hutschachteln! Nirgends etwas zu finden! Wir suchen fieberhaft, überall, nur nicht dort, wo die Sorge um seine Sicherheit den Kreditbrief versteckt hatte. — Im Futter des Tropenhelms lag der Schatz verborgen.

13. November. Baron und Baronin Novellis, die von La Spezzia herübergekommen sind, um „Lebewohl" zu sagen, bringen uns in ihrer Dampfbarkasse an Bord des „König Albert". — Die Freunde verabschieden sich. Solange sie uns zu erkennen vermögen, begleiten sie mit ihrer Dampfbarke unser stolzes Schiff, das majestätisch den Hafen verläßt. Winkend und grüßend stehen wir am Reeling. Die Barkasse wird kleiner. Sie entschwindet. Mehr und mehr weicht die Küste zurück. Sie versinkt.

Nach einem kurzen Orientierungsgang durch das Schiff, währenddessen wir uns versichert haben, daß die schriftlich bestellten Plätze für unsere Liegestühle auf dem Promenadedeck reserviert sind, begebe ich mich in unsere Kabine, um mich in ihr häuslich einzurichten. Wer weiß, wie lange „Meeresstille und ruhige Fahrt" freie Bewegung erlauben.

14. November. Die erste Nacht auf See war recht unangenehm. Unsere Kabine ist zwar für vier Personen eingerichtet und gilt daher für sehr geräumig. Allein mir erscheint sie trotzdem eng! An die beschränkten Raumverhältnisse, wie an vieles andere, muß man sich gewöhnen: An den Lärm im allgemeinen, an das Türzuschlagen im besonderen, an das Stöhnen und Stampfen des Schiffes, an die unermüdlichen Spaziergänger auf dem Promenadedeck, an die Laufspiele der Kinder.

Ich habe das untere Bett gewählt. Alfred klettert auf einer schmalen Leiter in das obere Stockwerk. Die Betten sind weich und bequem. Jedoch Alfreds Bettrost ist defekt. Durch die Last, die auf ihm ruht, beschwert, senkt er sich zu mir herab. Ich kann mich nicht aufrichten, ohne daß sich meine Haare in dem Drahtnetz verwickeln. Alfred rührt sich zwar kaum, und doch, so oft er Atem holt, prasselt es über mir, als ginge ein Hagelwetter auf ein Glasdach nieder. An Schlaf ist für diesmal nicht zu

denken. Mögen Boreas und Neptun erlauben, daß ich während der nächsten drei Wochen mehr Ruhe finde!

Heute um ein Uhr mittags ankern wir vor Neapel. Der Süden wird in allen Tönen hörbar. Unzählige kleine Barken umtänzeln unsern dreistöckigen Koloß. In einem Kahn sitzt eine musikalische Familie, und nach dem Klang der Violine und Mandoline tanzt ein Kinderpaar Tarantella in schwankendem Boote. Ein Mann im Trikot taucht nach Silbergeld. Kähne mit Blumen und Obst, Dampfbarkassen, welche die Passagiere an und von Land bringen, umlagern in wildem Durcheinander das Schiff.

Nachmittags Fahrt durch Neapel. Um halb elf Uhr sollen die Anker gelichtet werden.

Die Nacht ist herrlich, der Mond beleuchtet scharf die Konturen der Berge, die den Golf umgrenzen, seine Strahlen gleiten sanft über die gekräuselten Wasser hin, tausend geheimnisvolle Zeichen aus der Tiefe zaubernd, die bald wie chinesische Buchstaben, bald wie Millionen kleiner glitzender Schlänglein durcheinanderschwirren. Von allen Seiten tönt „Santa Lucia" und „O bella Napoli!" In den Barken wird getanzt, und fröhlich klingt das „Buon Viaggio" herauf. Ein umgestülpter Regenschirm, an dessen Stiel eine Laterne befestigt ist, schwingt begehrlich auf und nieder; von den verschiedenen Etagen des Schiffes fliegen Soldis in diese höchst originelle Sammelstelle.

Die Welt liegt in friedlicher Pracht da. Man begreift nicht, daß diese ruhige, silberschimmernde Fläche sich auch wild aufbäumen kann, um all dieses genießende Wohlsein in jammerndes Elend zu verwandeln. Wir wiegen uns in dem Gedanken, daß der Zauber andauern müsse, trotzdem um den Mond langgestreckte Wolken ziehen, die, sich auflösend, jene kleinen Cirruswölkchen bilden, welche als Vorboten schlimmer Stunden gelten.

Ich gehe noch vor Lichtung des Ankers zu Bett und schlafe die ganze Nacht ausgezeichnet, denn Alfred hat sein

Bett über mir verlaſſen und benützt aufopferndermeiſe das Sofa, welches nicht ſchmäler, aber vielleicht doch nicht ganz ſo gut wie das Bett iſt.

15. November. Herrliche Fahrt entlang der Küſte. Der Vulkan Stromboli, ein ſtumpfer Kegel, ragt einſam aus dem Waſſer. Sein Krater ſchweigt für den Augenblick, aber iſt es nicht wunderbar, daß unter dieſem feuerſpeienden Berg ſich eine Ortſchaft gebildet hat, deren Einwohner friedlich und unbekümmert in der ewig drohenden Gefahr leben und lieben! Es folgen die Liparíſchen Inſeln, und gegen Mittag durchfahren wir die Meerenge von Meſſina. Alles iſt in herrlichen Sonnenſchein getaucht. Ultramarinblau breitet ſich das Meer mit ſeinen Buchten vor uns aus. Schiffe mit unzähligen kleinen und großen Segeln ſchweben gleich Schwänen über die glatte Flut. — Mit Kap Spartivento entflieht uns das letzte Stückchen europäiſcher Erde, und wir ſtampfen hinaus in die weite See, wo gleich ein ganz neuer, ungewohnter Wellengang einſetzt. Die Wogen ſchlagen über das Vorderdeck, und Alfred, der den Lockungen der ſchönen Braut von Tientſin leichtfertig gefolgt iſt und mit ihr dort ſpaziert, wird ganz durchnäßt. Die Braut von Tientſin iſt eine junge Frankfurterin — Fräulein A..... —, die mit ihrer zukünftigen Schwägerin, Fräulein von P....., dem Brautkleid und dem Schleier nach Tientſin zur Hochzeit reiſt.

16. November. Wetter unverändert, ziemlich hoher Seegang. Nachmittags kommt Kreta in Sicht. Das Meer hat ſich ein wenig beruhigt. Der Leuchtturm der Inſel Gavdos blickt kaum ſichtbar aus der Ferne herüber. Das Waſſer iſt tiefſchwarz, und die weißen Katzenpfötchen, die auf jeder Welle gierig vorkrabbeln, ſcheinen an den herabgelaſſenen Leinenvorhängen des Promenadedecks heraufzugreifen und kratzend die ganze Länge des Schiffes entlang

zu huſchen. Alles, was nicht krank, liegt auf Deck und genießt die friſche, kräftigende Luft.

Das Leben auf dem Schiff iſt nicht ſehr tatenreich. Es beſteht aus Eſſen, Trinken und Schlafen. Früh um halb acht erſchallt das Trompetenſignal: „So leben wir, ſo leben wir alle Tage", und wirklich, bis heute leben wir in Freuden und ohne Seekrankheit. Zugleich mit dem Signal ſtreckt die Badefrau, Madame Schwepke, ihren roten Kopf in die Kabine und ruft: „Bath ready!" Das ganze Schiffsperſonal ſpricht nämlich engliſch, ſo gut oder ſchlecht es geht, und wenn man deutſch antwortet, ſcheinen ſich die Leute erſt auf ihre Mutterſprache beſinnen zu müſſen, ſo ſehr ſind ſie die britiſchen Paſſagiere gewöhnt. Ich eile ins Bad; man muß ſehr pünktlich ſein, denn jede halbe Stunde iſt vergeben. Nach dem Bade finde ich dann in meiner Kabine eine Taſſe Tee mit Kakes und Früchte bereit. Ich lege mich aufs Bett, um möglichſt wenig Platz zu verbrauchen, und frühſtücke ſo, während mein Herr Gemahl, der mittlerweile auch gebadet hat, ſich ankleidet. — Um halb neun Uhr ertönt neuerdings Trompetenſignal. Nun bedeutet es, daß das „Breakfaſt" fertig iſt und bis zehn Uhr bereit gehalten bleibt. Wir dejeunieren um neun Uhr. Ich beſchränke mich bald auf Porridge — Hafergrützſuppe —, die den Vorzug hat, nach nichts zu ſchmecken, und auf gefüllten Pfannkuchen, der verhältnismäßig auch nach möglichſt wenig ſchmeckt. Alle Speiſen ſind zwar ſo gut zubereitet, daß man wirklich nicht klagen kann, indeſſen, man wird der vielerlei Gerichte raſch müde und wählt bald ausſchließlich das einfachſte. Nach dem „Breakfaſt" macht man eine Promenade, nimmt ſich vor, zehnmal um das Oberdeck herumzulaufen, aber ſchon nach dem fünftenmal liegt man bereits wieder, ein Buch in der Hand, auf ſeinem Stuhl und lieſt — nein, man lieſt nicht, ſondern paßt auf, ob der Nachbar nicht einſchläft und man, ohne ſich vor ihm ſchämen zu müſſen, auch einen Nicker machen

darf. Es ist unglaublich, wieviel man an Bord schlummern kann. Plötzlich fallen die Augen zu, das Buch in den Schoß, und man verliert das Bewußtsein.

Um elf Uhr hört man das ganze Schiff entlang eine hohe Stimme teilnehmend fragen: „Bouillon oder Limonade gefällig?" und einen Ton tiefer eine andere: „Belegte Brötchen?" Man nimmt Bouillon, die weniger angenehm, aber gesünder als Limonade ist, und Käse-, Wurst- oder Schinkenbrötchen dazu, welche in unwandelbarer Reihenfolge auf der ganzen Reise nebeneinander liegen. Zweimal die Woche werden Bouillon und belegte Brötchen mit Musik begleitet, serviert. Denn „Musik muß sein", sie erfrischt die Lebensgeister, wie unser vorsorglicher Kapitän Pollack sagt, der allmorgendlich einen Rundgang über das Promenadedeck macht, wo die meisten Passagiere versammelt sind, jedem einen guten Tag wünscht, sich nach dem Befinden eines jeden erkundigt, ermuntert und beruhigt, aber wohlweislich niemals sagt, was für Wind und Wetter zu erwarten steht. An den Morgenbesuch, den er den Passagieren abstattet, schließt sich eine Besichtigung des ganzen Dampfers an, die man mitmachen kann, wenn man will.

Zwischen elf und ein Uhr tut man, was man vorher getan hat. Um halb ein Uhr trompetet es „Bereitmachen zum Lunch". Man stürzt in die Kabine, um auf das zerzauste Haar einen besseren Hut zu setzen und sich „smart und neat" zu machen. Um ein Uhr Trompetensignal „Lunch bereit"; nun strömt man von allen Seiten hungrig herzu. Das Dejeuner besteht aus zwei warmen Gängen und kalten Speisen je nach Wahl, dann Käse und Obst. Die Gäste sitzen an einer langen Tafel, die in der Mitte des reich ausgestatteten Saales steht, und an quer in den Saal hineingestellten Tischen zu je acht Personen. Wir hatten einen Tisch dicht neben der Ausgangstüre, was uns ein schnelles Verschwinden bei stürmischem Wetter ermöglichte. Nach dem Dejeuner wird auf Deck Kaffee serviert, und dann

ruht ſich männiglich hier oder in der Kabine von den Anſtrengungen des Tages aus.

Gegen vier Uhr erſcheint die Geſellſchaft wieder. Auf einem Teil des Decks werden die Stühle an die Wand gerückt; Engländer und Amerikaner beginnen ihre lärmenden Bewegungsſpiele. Es wird wettgelaufen, geſprungen, geworfen und geſchoben, während die unbeteiligt im Hintergrunde Sitzenden ihres Lebens nicht ſicher ſind und ſtets fürchten müſſen, daß ihnen irgendeine Holzſcheibe an den Kopf fliegt oder ein luftſpringender Engländer in den Schoß fällt. Um vier Uhr erſcheint ein großer Tiſch mit Tee- und Kaffeeſervice, um den ſich die ganze Geſellſchaft drängt. Während einer halben Stunde klappern jetzt nur Taſſen und Teelöffel; das entſetzliche Gepolter des „Boccia", das mit flachen Scheiben geſpielt wird, das Klirren des Ringwerfens verſtummt und die Platten des „Schaffelbords" ſauſen einem nicht mehr zwiſchen die Füße. Nach dem Tee zerſtreuen ſich die Paſſagiere; jeder ſucht Raum für einen Dauerlauf, der eine auf dem Sonnendeck, der andere auf dem unteren Promenadedeck, oder er macht einen Rundgang durch alle Räume, was nur den Reiſenden der erſten Kajüte erlaubt iſt, während jene der andern Klaſſen auf ihre Abteilungen angewieſen bleiben. Ein paar „Kilometerfreſſer" raſen wie wahnſinnig hundertmal ums ganze Schiff, ſtoßen an alle Stühle und rempeln die Entgegenkommenden an. Wie ein Blitz fahren ſie an uns vorbei, die wir ruhig daſitzen und ſchreiben, ſtatt zu laufen.

Der Sonnenuntergang iſt neben den Mahlzeiten das bedeutendſte Ereignis des Tages. Man ſteigt auf die höchſte Höhe des Schiffes, um möglichſt lange den Rand des ſchwimmenden Feuerballs zu ſehen und ſtreitet dann darüber, ob der Untergang der Sonne geſtern ſchöner oder heute intereſſanter geweſen ſei. Um ſieben Uhr erklingt die Fanfare „Wohlauf Kameraden", was ſoviel bedeutet wie „Dinner in Sicht". Wer nicht ſchon verſchwunden iſt,

um ſich zu „dreſſen“ (das heißt in der Schiffsſprache, Toilette machen), der eilt jetzt in die Kabine; die Herren um den „Smoking“ anzulegen und die Damen, um ſich zu verſchönern, denn im Laufe des Tages ſehen die meiſten derſelben gar nicht hübſch aus, ein wenig verfroren und ſehr zerzauſt. Um halb acht Uhr bläſt die Trompete „Dinner ready“. Wie zu einer großen feinen Abendgeſellſchaft, gepudert und gebrannt, in langer Schlepprobe, rauſchen die Damen, im Frack oder Smoking ſtolzieren die Herren ſteif daher. Der Speiſeſaal iſt taghell beleuchtet, die Goldwände ſtrahlen, der weiße Damaſt der Tafel glänzt, das Silber funkelt, das Kriſtall glitzert, die Muſik erklingt — kurz, es iſt alles ſehr feſtlich arrangiert. Nur, daß ſämtliche Flaſchen, Gläſer und Teller in Rahmen ſtehen, damit ſie nicht abgleiten, ſtört die Tafelfreuden, denn wenn dieſe Vorſorge getroffen wird, dann iſt Sturm im Anzug.

Es dauert lange, bis das Eſſen beginnt; ich halte mich deshalb an die „Toaſts“, die ich in ungeheuren Quantitäten verzehre, um meinen Magen zu beſchäftigen und um eine Rebellion desſelben zu verhüten. Das Dinner beſteht aus ſiebzehn bis ſiebenundzwanzig Gängen. Es wird ſehr gut und aufmerkſam ſerviert. Alle Stewarts tragen einheitliche kurze dunkle Matroſenjacken; der erſte derſelben, der wie ein eleganter hübſcher Leutnant ausſieht, ſteht hinter dem Kapitän am oberen Ende der Tafel, dirigiert die Dinner-Stewarts mit einem leichten Augenzwinkern und Stirnrunzeln, reicht wohl auch ſelbſt einmal, wenn er gnädig aufgelegt, ein beſonders gutes Gericht herum. Nach dem Eſſen wird auf Deck promeniert, geplaudert, „geflirtet“ und dazu Kaffee herumgereicht. Später ſpielen die Deutſchen Skat, die Amerikaner Poker. Erſtere trinken Bier, letztere Whisky; alle rauchen. Von zehn Uhr ab lichten ſich die Reihen, und um halb zwölf liegt jeder in ſeiner Koje. Ein Tag gleicht dem andern, doch vergeht die Zeit auffallend ſchnell.

Ob wir der gleichen Ansicht sein werden, wenn wir eine Woche auf Wasser waren, bezweifle ich.

17. November. Man wählt die heiße Luft Aegyptens und braucht sich nicht mehr so einzuhüllen. Heute ist Brieftag; morgen um sechs Uhr früh sind wir in Port Said, wo die Post in die Heimat aufgegeben wird. Die Punkahs und Ventilatoren werden wohl morgen zum erstenmal in Bewegung gesetzt werden. In unserer Kabine ist ein kleines Rädchen angebracht, das Kühlung „drehen" soll.

18. November. Port Said. Ich habe mich erkältet, war die ganze Nacht sehr krank und fühle mich nach jeder Richtung entsetzlich elend, unsäglich erschöpft. Aber trotzdem bin ich, obwohl eine halbe Leiche, gezwungen, um sechs Uhr früh aufzustehen, denn wir müssen das Schiff verlassen, bevor häßlicher Kohlenstaub das Innere des Dampfers durchdringt. Hier wird nämlich der ganze Bedarf an Heizmaterial für die Fahrt nach Colombo geladen.

Es ist ein echt orientalisches Bild, das sich uns durch das Einnehmen der Kohlen bietet. Tiefe breite Kähne liegen längsseits des Schiffes, und die schwarzen Gestalten der Lastträger bilden einen scharfen Gegensatz zu der farbig bunten Bemannung der Passagierboote. Mit rasender Geschwindigkeit gleiten die kohlentragenden Kulis aus ihren Kähnen zum Kohlenbunker, denn in sechs Stunden muß die Ladung beendet sein. Wenn ich wohl wäre, könnte ich all das Neue genießen, aber ich bin so angegriffen, daß ich kaum auf den Beinen zu stehen vermag.

An Land gekommen, nahmen wir uns einen Wagen und fuhren nach dem arabischen Viertel, das mit seinem sonnenbestrahlten Schmutz höchst originell wirkt. Die Straßen sind breit. Hinter angelehnten Türen sieht man die studierende Jugend. Die arabischen Weiber, in schwarze

Umhüllungen ganz eingewickelt, mit langen schwarzen Schleiern, die an einer goldenen, über die Nase gelegten Verzierung befestigt sind, sehen in dem leuchtenden Licht feierlich und ernst aus. — Halbtot setze ich mich in ein Café, aber nirgends ist Ruhe zu finden. Auf allen Seiten werden wir von Knaben belagert, die „Stiefel putz" wollen. In allen Sprachen wird hier gestammelt, und man verliert selbst die Fähigkeit, sich auszudrücken, weil man in das gleiche Stammeln verfällt, um verstanden zu werden. Scheußliche Mißgeburten, Krüppel, Akrobaten und sonstige Arme umringen uns und betteln in so drangvoller Nähe, daß man zu ersticken meint. Um elf Uhr dürfen wir endlich wieder an Bord. Wir können die Heimkehr aus Staub und Kot, Geschrei und Gewühl zu unserm herrlichen Schiff kaum erwarten. Aber es ist eine Enttäuschung, denn alles liegt noch im argen. Verrußt sieht der Dampfer aus. Nichts kann man berühren, weiß nicht wohin sich wenden. Ueberall hocken Chinesen mit langen Zöpfen, die waschen, putzen und fegen; das ganze Schiff ist eine große Wasserlache. Mir ist zum Auslöschen, und ich sehe in den besorgten Zügen unseres Reisegefährten, Graf Lippe, daß er meiner Gesundheit nicht traut. — Um ein Uhr setzen wir uns in Bewegung.

Der Suez-Kanal ist das denkbar langweiligste und traurigste. Nur der erste Teil, die Einfahrt in den Kanal mit dem Blick in die Wüste wirkt geheimnisvoll anziehend. Man sieht die Wüste in weiter durchsichtiger Ferne, von den lybischen Bergen begrenzt. Wie Pyramiden winken die eckigen Höhen, hinter denen sich ein glänzender Streifen hinzieht. Man glaubt das Meer zu schauen, aber es ist nur Luftspiegelung. Ab und zu passiert man Schiffe und Signalstationen. Kapitän, Mannschaft und Passagiere sind nervös, alles ist sehr nervös, denn man fürchtet, jeden Augenblick festzufahren und dann stundenlang liegen bleiben zu müssen. Wir haben nur zwei Fuß Wasser unter

dem Schiff und bewegen uns schneckenartig fort, um von den Dämmen kein Erdreich zu lockern. Jahrein, jahraus sind Baggermaschinen zur Sicherung der Kanaltiefe tätig.

19. November. Nachmittags vier Uhr in Suez. Die Einfahrt bietet einen entzückenden Anblick. Dutzende von Kähnen liegen in der Bucht verstreut; mit geblähten, weißleuchtenden Segeln, gleiten sie selbstbewußt auf den dunkelfarbigen Wassern daher. Sobald wir halten, nahen blaue und rote mit hohen Mastbäumen und noch höheren Segelstangen ausgestattete Fahrzeuge, von handeltreibenden Muselmännern besetzt, unserm Schiffe. Aber es ist ihnen das Betreten desselben verboten. Sie legen deshalb ihre Barken fest an den Dampfer, und nun beginnt ein höchst spaßhaftes, affenartiges Klettern, erst mittels einer Strickleiter an den Mastbäumen empor und dann an der steil gestellten Segelstange hinauf, die bis zum ersten Promenadedeck reicht. Hier oben hocken nun in schwindelnder Höhe die Leutchen in lange, grüne, weiße und gelbe Kaftans gehüllt, behängt mit allem, was es zum Handeln gibt. Sie haben klug ersonnene Vorrichtungen zur Hand, um dem Kauflustigen Gewünschtes darzureichen. Die Kühneren versuchen von der Segelstange aus durch eine behende Schwingung aufs Schiff zu kommen und stehlen sich dann mit Zeitungen, Postkarten, Korallen und Bernsteinketten heimlich auf das obere Deck. Wieder andere bleiben in echt orientalischer Ruhe auf dem Boden ihrer Barke sitzen und bieten nur einen Strick zum Auffangen an. Hat man den Strick erhascht, so befestigen sie einen Korb an denselben, füllen ihn mit Muscheln, Tinten- und Schweinefischen, und senden alles zur Auswahl herauf. Es ist ein lustiges Treiben voll Liebenswürdigkeit und ohne sichtliche Enttäuschung, wenn der Kauf mißlingt. Ein Obsthändler, welcher mit seinen grünen Früchten keinen Käufer findet, beginnt mit Humor

ſeine unreifen Aepfel ſelbſt zu verzehren, um ſo die Luſt danach zu reizen. Alles geſchieht mit Grazie, in ſorgloſem Gleichmut.

Mittlerweile iſt es fünf Uhr geworden, und die Abendbeleuchtung hat die Welt in magiſchen Glanz gehüllt. Am Horizont entlang zieht ſich die Wüſte als lichter, roſafarbiger Nebelſtreif. Der Meeresſtrand ſcheint uns ganz nahe gerückt. Hell ſchimmernd und klar ſind die buntfarbigen Häuſer von Suez deutlich ſichtbar. Vom ſanften Abendwind bewegt, kräuſelt ſich in hundertfältigen Nuancen das Waſſer. In all der Helligkeit bleibt nur ein einziger dunkler Ruhepunkt für das Auge: der große, ſchattige Baum neben dem Hauſe am Ufer. Die noch vor einer Stunde proſaiſchen Berge verſchwimmen in märchenhaften Tinten. Wir gleiten aus der Bucht mit zweifelnden Gefühlen, ob es auch Wirklichkeit, was wir ſchauen, oder ob es nur Schein iſt. So kommen wir ins Rote Meer, das grün, blau und klar vor uns wogt. Abends liegen wir bei Vollmondſchein auf dem ſogenannten Sonnendeck. Die ſilbernen Strahlen Lunas ſtrömen in glitzerndem Glanz dem Schiffe zu und löſen ſich in dem weißſchäumenden Kielwaſſer auf, das mit breiter Welle in die Weite ſtrebt.

20. November. Meer — Meer — Meer. Die Temperatur iſt ideal. Der Ober-Stewart ſtellt Gegenwind in Ausſicht und das Barometer fällt. Eben zieht Herr Federer ſeinen Ueberzieher an und ich meinen Mantel. Käme uns der Wind entgegen, wir würden wahrhaftig im heißen Roten Meer frieren. Der Sonnenuntergang iſt heute beſonders ſchön. Die feurige Kugel ſchwindet hinter dem Horizont, ein breiter, glühender Streifen umzieht den ganzen weſtlichen Himmel, ſchwarzer Dunſt ſteigt auf, ein grün-grauer Schleier bedeckt halb durchſichtig den brennenden Himmel. Die tiefdunkle See wälzt ſich in ſchweren Wellen unter das Schiff, um auf der andern Seite des-

selben als ultramarinblauer Strom hervorzuwogen. Der Mond kämpft mit den Wolken und dringt schließlich in völlig veränderter Gestalt durch die Trübung; er sieht sehr nüchtern aus, ganz wie ein Topf ohne Deckel. — Meerleuchten sahen wir bis jetzt noch nicht; nur dort, wo das Kondensatorwasser aus dem Schiffe strömt, beobachteten wir es manchmal.

21. November. Nachts in der Kabine fünfundzwanzig Grad Reaumur — doch soll es die kühlste Nacht sein, deren sich die bekannten „ältesten Leute" um diese Jahreszeit erinnern! Als wir auf Deck kamen, blies eine kräftige Nordwest-Brise, und ich fürchtete, der Tag werde ein Ende mit Schrecken nehmen. — Aber der Schrecken trat nicht ein. Obwohl der Wind furchtbar sauste und brauste, und das ganze Meer mit sich überschlagenden weißköpfigen Wellen bedeckt war, glitt unser Dampfer doch ruhig dahin. Kein neues Erlebnis. — Fliegende Zwergfische sollen gesehen worden sein; ich gewahrte nichts als endlose, leere Weite.

Heute planen die Amerikaner einen Fancyball — als ob man dergleichen nicht zur Genüge in der Heimat hätte! Ueberhaupt, als ob man nicht schon an Bord den ganzen Tag hinreichend zu packen und zu räumen hätte, um der verlangten Eleganz gerecht zu werden!

22. November. Eine schrecklich heiße Nacht, sechsundzwanzig Grad Reaumur ohne den geringsten Luftzug.

Um acht Uhr passieren wir die Insel Perim. Auf unserer Seite des Schiffes erblicken wir durch die Kabinenluke eine Reihe Inseln mit ganz kleinen Bergen, spitz- und kegelförmig, wie aus der Puppenschachtel. Eine leichte Brise hat etwas abgekühlt. Wir fahren der sandigen Küste Arabiens entlang. Eigentümlich geformte Höhenzüge bilden hier die Ufer. Sie sehen aus, als bestünden sie aus

Schlamm und als wären die einzelnen Ablagerungen je nach der Anschwemmung getrocknet. Die Berge wirken wie Silhouetten, die Luft zeichnet die Konturen mit unendlicher Schärfe. Oft glänzt ein weißer Punkt zwischen eintönig gelbgrau gefärbten Hügeln, die nur durch die auf ihnen ruhenden samtweichen Wolkenschatten Gestalt bekommen. Die weißen Punkte sind Häuser der Kamelherdenbesitzer, welche sich in einiger Entfernung von dem Araberdorfe angesiedelt haben, um dem entsetzlichen Geruch zu entfliehen, der aus den Hütten der Eingeborenen aufsteigt, von denen als Brennmaterial Kamelmist verwendet wird. Außer Kamelkraut wächst hier nichts.

Nach vier Uhr nahen wir uns Aden, das in verzweifelt schattenloser Lage an fahlem Bergabhang liegt. Ein einsamer grüner Baum im Garten des Gouverneurs ist alles, was man von Pflanzen zu sehen bekömmt. Brennende Hitze scheint von dem kahlen Boden aufzusteigen, den die Strahlen der glühenden Sonne ganz versengt haben. — Wir fahren nicht in den Hafen ein, sondern bleiben außerhalb liegen, um die Hafensteuer zu sparen; hat doch die Durchfahrt des Suezkanals bereits 62 000 Frcs. gekostet.

Der „König Albert" dessen Masse nach der Kanalmessung 7195,31 Tonnen beträgt, zahlt pro Tonne 8,50 Frcs. Ferner wird ein Kopfgeld vom Norddeutschen Lloyd für die an Bord befindlichen Passagiere erhoben und zwar Frcs. 10 pro Erwachsene und Frcs. 5 pro Kind. Achtzehnhundert Personen können mit dem „König Albert" befördert werden. Das Schiff war auf dieser unserer Reise beinahe ganz besetzt.

Sobald unser Dampfer gestoppt hatte, kamen Scharen kleiner Boote mit Somalijungen von allen Seiten heran und umlagerten uns, die Gelegenheit erspähend, an Bord zu gelangen.

Die Frau des Gouverneurs von Aden hatte die „Ausreise" mit uns gemacht, eine geschminkte, zierliche Dame mit

tadelloſen Löckchen, die bei Sturm und Hitze ihre Poſition nicht änderten und wohl ein Perückchen waren. In ſeinem von einer Dampfbarkaſſe geſchleppten großen, ſchlanken Boot mit dreizehn Matroſen als Bemannung, alle weiß mit rotem Fez, kam der Gouverneur der Gattin entgegen. Es iſt ein alter, vertrockneter, hinkender Mann. Die Begrüßung bildete ein Händedruck, kühl und förmlich. Nur von November bis Januar währt dieſes alljährliche Zuſammenſein. — Dann erſchien der deutſche Konſul in einer eleganten Dampfbarke. Der Kapitän, der in dieſen gefährlichen Gewäſſern die ganze Nacht auf der Kommandobrücke geſtanden hatte, würde den Beſuch mit Vergnügen entbehrt haben, man ſagt jedoch, die Herren kämen immer gerne deshalb an Bord, weil ſie dann einmal wieder etwas Gutes zu eſſen erhielten.

Einige Reiſende gehen an Land, aber das Meer iſt bewegt und nur ein kurzer Aufenthalt vorgeſehen, ſo daß wir auf die Fahrt verzichten und an Bord bleiben. Hier geht denn auch bald wieder ein buntes, lebhaftes Treiben los. Aus den das Schiff umkreiſenden Barken ſind die Händler auf Deck geklettert. Bernſteinketten, Pfauen-, Straußenfedern, Baſtgewinde, Muſchelarbeiten, Antilopenfelle uſw. werden gehandelt. Eine Engländerin kaufte eine Bernſteinkette, die ihr um 3 Pfund = 60 Mark angeboten wurde, für 15 Schillinge. Sie iſt ſicher falſch und „made in Germany“, wie ſo manches, was man hier zum Kaufe angeboten bekommt. Merkwürdig ſehen große geflochtene Flaſchen aus, die man als Körbe verwendet. Die Juden, die eigentlichen Straußfedernhändler, fehlen heute, denn es iſt Samstag und wir ſind nach Sonnenuntergang nicht mehr vom Lande aus zu erreichen. — Es wimmelt von jungen Burſchen, mageren Geſtalten mit langen, affenartigen Armen ohne alle Muskeln, aber teilweiſe mit ganz angenehmer Phyſiognomie. Als größte Schönheit gilt helles Haar und, um dies zu erreichen, raſieren ſich die Kerls

den Kopf, ſchmieren ihn dann mit Kalk an, der die Farbe des durchwachſenden Haares auslaugt und blondet! Wie die Teufel ſehen dieſe blonden Schwarzen aus. Ich verſuchte einige photographiſche Aufnahmen, gab es aber wieder auf. Es lag auf den armen ſchwarzen Geſichtern ſo viel ſchmerzliche Verzweiflung, als ich das Objektiv auf ſie richtete, daß es mir ein Verbrechen ſchien, ihre religiöſe Anſchauung, die jede bildliche Darſtellung der Perſon verbietet, zu verletzen. Einige ergriffen, ſobald ſie meine Abſichten bemerkten, ein großes Tuch und mummelten ſich derart ein, daß nur noch ein Auge liſtig hervorblinzeln konnte. Wie die Katzen klettern die Somalis an den Wandungen des Schiffes herauf, laufen auf dem äußeren ſchmalen Rande unter dem erſten Promenadedeck entlang und vermitteln den Handel zwiſchen ihren im Kahn ſitzenden Kameraden und den Paſſagieren. Stricke gibt es hier keine mehr; kurze, feſtgedrehte und aneinandergeknüpfte Baſtenden erſetzen ſie.

Das große Laſtboot, in dem die Waren an und von Bord kommen, liegt zur Hälfte geleert an Backbord und bildet den Tummelplatz aller jener Somalibuben, die nichts zum Handeln haben, als höchſtens ein paar Süßhölzer, welche zur Pflege der Zähne benutzt werden. Da es nicht mehr erlaubt iſt, „to have a dive“ (nach Geld zu tauchen), weil die Haifiſche zu viel Unheil angerichtet und zu viele Kinder verſtümmelt haben, begnügt man ſich damit, der kleinen Bande Kupfermünzen ins Boot zu werfen, auf die ſie ſich wie die Wieſel ſtürzen. Für einen Augenblick ſieht man nur einen Haufen krabbelnder und ſtrampelnder Beine, lauter Fußſohlen; dann ſtehen plötzlich die Buben wieder mit grinſenden ſchwarzen Geſichtern, aus denen wie ein weißer Strich die ſchneeweißen Zähne blitzen, aufrecht da. Wenn unſere Geberlaune erlahmt, erſchallt von unten ein Lied, begleitet von wilden Sprüngen. Sie ſingen „Traradibumdiä“, das, für die Tropen umgearbeitet, die kleine Schar

mit taktmäßigem Anſchlagen der Ellenbogen gegen den Körper lachend vorträgt. Jeder Schlag der Ellenbogen klang, als ob eine Schweinsblaſe platzte. Flog dann wieder ein Geldſtück herunter, ſo wiederholte ſich mit beiſpielsloſer Unermüdlichkeit dasſelbe Spiel. Der Anblick erinnerte mich an den Planſee, wo an einem Stückchen Brot Legionen kleiner Fiſchlein zerren.

Lauernd und berechnend ſtand abſeits ein kräftiger Junge mit blondem Teufelshaar, der immer, wenn alles auf dem Boden lag, ſich mit langem, froſchartigem Sprung unter die Suchenden ſchob und meiſt das Geld erwiſchte. Erſt ſpäter, als all unſer kleines Geld hinabgeflogen war und der Junge im Boote ſtand, ſah ich, daß er ſich einer Krücke bediente. Es fehlte ihm das untere Bein, wohl auch die Folge des früher erlaubten Tauchens nach Geld. — — Große, mächtige Aasgeier umkreiſen zutraulich unſern Dampfer; es ſind ſchöne, dunkelfarbige Vögel mit braungefiederten Flügeln. Wir werfen Brot ins Meer, auf das ſich die Tiere ſtürzen. Sie nehmen das Stück mit in die Luft, um es dort behaglich aus der Klaue zu verzehren.

Wie in Suez, ſo liegen wir auch hier in Aden wieder zur günſtigſten Tageszeit vor Anker, kurz vor Untergang der Sonne, die noch in vollem Glanz ſtand und doch den Abend ahnen ließ. Das Land wirkt wie ein Luftgebild, umwallt von lichtem, diaphanem Nebelſchleier, der, opalgleich ſchillernd, Himmel, Berge, Waſſer und Felſen tönt. Die kurze, Aden gegenüberliegende Bergkette iſt höchſt bizarr geformt. Es ſind feine, ſpitze Zacken, wie Nadeln oder mächtige Säulen, und breite Felſenmaſſen. Sie wecken die Vorſtellung einer weiten Burg mit Zinnen, Türmen und Bogen; man hat die Empfindung, als wären es verſunkene Bergrieſen, auf deren Höhen Paläſte ruhen, die mit ihren märchenhaften Bewohnern allabendlich aus geheimnisvoller Meerestiefe auftauchen, um die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne zu trinken. — Es ſcheint nämlich wirklich,

als wären die Berge, die man erſchaut, nur der obere Teil eines wilden Gebirges, das aus den Waſſern ragt: eine fein ziſelierte Dolomitenkette, deren obere ſechshundert Meter dem Auge ſichtbar ſind. — Ein unbeſchreiblicher Eindruck. Wonnevoll, wonneſelig gleiten wir, von goldenem Lichtglanz umfloſſen, auf dem ruhig fahrenden Schiffe dem Ozean zu.

Nun entſchwindet für acht Tage alles Land; bis Ceylon nur Waſſer, Waſſer, das manchmal breiter als lang, dann wieder länger als breit erſcheint. Das Kap Guardafui und Sokotra werden wir wohl nicht mehr zu Geſicht bekommen. Wir ſind jetzt auf der Höhe von Madras, zwölf Grad nördlicher Breite; bis Colombo müſſen wir noch vier bis fünf Breitengrade ſüdlicher. Der friſche Nordoſt wirkt wahrhaft erquickend und macht die Nacht auf dem Deck geradezu herrlich; ſelbſt die Temperatur in der Kabine iſt angenehm.

23. November. Sonntag. „Lord have mercy upon us“ tönt es gedämpft aus dem Speiſeſaal der erſten Kajüte, wo die engliſchen und amerikaniſchen »miserable sinners« ihren Gottesdienſt abhalten.

Die Chineſen haben heute großen Raſiertag. Sie ſitzen am Bugſpriet, ſich mit einem Fächer gegen die Sonne ſchützend und laſſen ſich von einem Freund den vorderen Teil des Haares entfernen, was die Stirne unſympathiſch verlängert. Jede Bewegung wird mit einem kleinen Spiegelſcherben kontrolliert. — Abends ſind wir bei Kapitän Pollack zum Kaffee geladen. Er iſt ein höchſt liebenswürdiger, gemütlicher Mann und hält ſein Schiff in ganz muſterhafter Ordnung. — Sein Diener, der Chineſe Bankock, mit ein paar großen, hilfloſen Augen, lebt ſeit zwölf Jahren bei ihm; er ſpricht geläufig deutſch, trägt einen langen Zopf, deſſen Enden in ſeinen Rocktaſchen ſtecken, und einen Kranz 2 cm breit abgeſchnittener Haare, die ihm wie ein Heiligenſchein vom Kopfe ab-

stehen. — Die beiden Punkah-Chinesen sind weniger angenehme Leute, obwohl sie ihren Dienst mit verständigem Gemüte erfüllen. Mit rührender, stiller Ergebenheit hocken sie stundenlang mit der Mauer zugewandtem Gesichte am Boden und ziehen unermüdlich und gleichmäßig den Strick, der die Punkah bewegt, hin und her. Letztere ist eine nahe am Plafond befestigte, freihängende Holzrolle, über die ein Teppich geschlagen ist. Das Ganze, über unsern Köpfen hin- und herbewegt, bringt einen angenehmen, belebenden Luftzug hervor.

24. November. Infolge einer Erkältung fühlt sich Alfred sehr unwohl. Herr und Frau Frowein, die die Reise um die Welt machen, stehen mir freundlich zur Seite. Trotzdem die Wellen hochgehen, der Wind unheimlich stöhnt und pfeift, fahren wir gleichmäßig schwankend, ohne unangenehmes Rollen. Miß Cook wird auf der obersten Stufe der Hintertreppe ohnmächtig und wäre unfehlbar tot gewesen, hätte sie nicht die „grüne Miß" mit der falschen Amberkette und Baron Gemmingens starker Arm aufgefangen. Heute beginnt das viertägige Abschiedsfest zu Ehren von jenen, die in Colombo das Schiff verlassen. Den Anfang macht ein großes Diner mit maskiertem Menu, die Gäste werden in den Speisen verewigt, und eine Schleimsuppe heißt heute Soup à la Hase — die kleinen Reiskrustaden werden à la Nerrazini serviert, Savarin gibt es à la Frowein.

25. November. Nach dem Lunch beobachteten wir fliegende Fische — sie streichen wie die Bekassinen, sind so groß wie Heringe und sehen aus wie Schwalben. — Dr. Roques, der liebenswürdige Erzähler, Dr. Baum, der ruhige Witwer, und Alfred, der wieder gesund ist, spielen Skat. — Abends Konzert mit Gesang, Klavier, Deklamation in allen Tonraten und Sprachen. Der Kapitän rezitiert erst

ein deutſches Soldatenlied, dann ein engliſches Gedicht und die kleine königliche Hoheit Prinz Benja von Siam produziert ſich als Mandolinenvirtuoſe.

26. November. Waſſer, Waſſer, Waſſer. Abends führen die Engländer Scharaden auf.

27. November. Großer Maskenball. Mit erſtaunlichem Geſchick haben ſich die Paſſagiere maskiert. Frau Frowein iſt eine reizende Küchenfee. Die „kranke Dame", die nur die Kabine verläßt, wenn getanzt wird, hat ihren Mann und ſich als „Römer und Römerin" koſtümiert. Er trägt eine aus den rohſeidenen Vorhängen ſeines Bettes angefertigte Toga; ſie iſt ſtilgerecht in ein Betttuch gehüllt. Der „Aequator" ſchreitet langſam über das Promenadedeck, halb ſchwarz, halb weiß. In ſeinem ineinander geſteckten Doppelanzug, halb im Frack, halb im Tropenſmoking, muß der junge Mann echte Aequatorhitze leiden. Ein „Globetrotter" kann ſich vor lauter praktiſchen Unentbehrlichkeiten nicht rühren, und der engliſche Prediger iſt als „Baby" ſehr, ſehr kurz geſchürzt, dabei ſehr ausgelaſſen. Eine Menge netter und ingeniös ausgedachter Masken erſchienen hier; jeder tut ſein möglichſtes, um den Preis zu erringen, der einerſeits für die ſchönſte, und anderſeits für die witzigſte Maske ausgeſetzt worden iſt.

28. November. Morgen früh um ſechs Uhr ſollen wir vor Colombo die Anker auswerfen. Eine gewiſſe Unruhe hat ſich der Paſſagiere bemächtigt. Man wettet leidenſchaftlicher, denn bisher, auf die Schnelligkeit des Schiffes. Alle vierundzwanzig Stunden, um zwölf Uhr mittags, wird nämlich die Zahl der Seemeilen bekannt gegeben, die das Schiff in dieſer verfloſſenen Zeit zurückgelegt hat. Man ſetzt eine Mark auf diejenige Ziffer, von der man annimmt, daß ſie vorausſichtlich jene ſein wird, welche der Anzahl

der zurückgelegten Meilen entspricht. Nach Abzug eines Prozentsatzes für die Witwen und Waisen der Marine, wird der Rest auf drei Preise verteilt, welche jene erhalten, die am besten geraten haben.

Abends ist das sog. Kapitänsessen und jeder erscheint nochmals in großer Toilette. Statt seinen Koffer schließen zu können, muß man wieder alles mögliche auspacken. Diese Abschiedsfeier ist nicht sehr bequem, aber der Lenker des Schiffes muß im Festgewande gefeiert werden. — Die Abendtafel ist reich dekoriert. Statt der Blumenarrangements schmücken Leuchttürme und Fregatten die Tische. Die Stewards haben ihre weißen Jacken, die sie seit Port Said tragen, mit ihrem Galaanzug vertauscht und sehen ungemein elegant aus. Das Menu ist noch reicher, als gewöhnlich. Es gibt Feldhühnerragout, Gänsebraten und eine Reihe von Delikatessen, die den Gaumen erfreuen.

Der Kapitän hält eine deutsche, dann eine englische Rede. Die Engländer erwidern, während wir Deutschen, die übrigens ganz in der Minderzahl gegenüber den englischen Passagieren sind, uns recht unhöflich benehmen. Wir bedanken uns weder für die Rede, noch lassen wir den Kapitän leben. Briefchen fliegen hin und her, jeder will den Toast dem andern zuschieben, aber alle schweigen. Es ist ein Glück, daß das elektrische Licht plötzlich ausgeht, und so unsere Schmach in Dunkel gehüllt wird. — Ein Festmarsch ertönt. Im Gänsemarsch spazieren nun die sämtlichen Stewards des Schiffes herein. Jeder trägt einen japanischen Lampion, jeder eine Platte mit prachtvoll illuminiertem Gefrorenem, vereiste Festungen, Segelschiffe, Dampfer und Leuchttürme. Am Schlusse des Zuges schreitet würdig der edle Bankock mit dem langen Zopf und einem aufgespannten chinesischen Schirm. Alles applaudiert und ruft: Bravo! — Der Zug verschwindet. — Das Licht erstrahlt. Die Stewards erscheinen wieder und präsentieren die glühend beleuchteten Eisbauwerke. Große Knallbonbons

werden abgefeuert, die ihnen entfallenden Hauben, Mützen und Kragen aufgesetzt und umgenommen. Die Flaggen aller Länder, mit denen die Tafel verziert ist, werden ins Knopfloch gesteckt. Man erhebt sich von den Sitzen, und beim Klange der Musik beginnt eine große Polonaise, welche die Amerikaner mit einem Niggertanz und dem Cake Walk beschließen. (Der „cake walk" hat einen Kuchen zum Ziel, in den ein Schmuck oder Geldstück hineingebacken ist.) — Die Aufmerksamkeit der Stewards muß belohnt werden. Wir erhöhen die Trinkgelder für die Dinner-Stewards um fünf Mark. Der Ober-Steward bekommt zwanzig Mark, der Deck-Steward zwölf Mark, der Kabinen-Steward, der uns auch bei Tisch servierte, fünfundzwanzig Mark, Badefrau und Bademeister je fünf Mark, Gepäckmeister zehn Mark und der Stiefelputzer drei Mark. — Es wird bis zwei Uhr getanzt.

Wenn ich je wieder eine Reise mache, werde ich meine Kabine nie mehr auf einem Promenadedeck wählen, sondern immer eine auf dem Oberdeck belegen, was den Vorzug größerer Ruhe und frischerer Luft bietet.

Früh sechs Uhr ankern wir vor Colombo. Der Adams-Pik ist hoch in den Wolken sichtbar.

Nach der langen, eintönigen Fahrt macht Colombo mit seiner wahrhaft überreichen Vegetation schon von weitem einen unbeschreiblich fesselnden Eindruck. Im Hafen herrschte ein unsagbar tolles Treiben. Hunderte von Kähnen umgeben uns. In ausgehöhlten Baumstämmen, auf Schwimmhölzern sitzen Dutzende von kleinen Burschen, sie singen, schreien und betteln, stürzen wieder und wieder ins Wasser und tauchen fidel empor, krabbeln in unser Boot, singen „Traradibumdiä" und schlagen sich in wahnsinniger Hast mit den Ellenbogen in die Seiten, um unsere Aufmerksamkeit in diesem Chaos auf sich zu lenken. Alles ist in wilder Aufregung.

Konsul Freudenberg war mit einer Dampfbarkasse gekommen. Alfred und Baron Gemmingen fahren mit ihm ans Land, während wir die Hotelbarke benutzen. Ringsum ist ein Gewimmel, Gewirre, Geschreie, Getue, daß uns die Gedanken vergehen. — Nachdem wir eben ein schwimmendes, europäisches Hotel verlassen hatten, sind wir wie durch Zauberkraft in ein wundervolles Märchenland versetzt. — Mit benommenen Sinnen lauscht und blickt man um sich, man horcht, ob nicht Musik ertönt, die all dieses fremdartig bunte Leben begleitet. Wie in einer Feerie ist uns zumute. Kleine Zwergwagen werden bestiegen, in denen man bequem zurückgelehnt sitzt. Von herrlichen, bronzefarbenen Kulis gezogen, fahren wir in gleichmäßigem Trab dahin, vorbei an nie gesehenen Gestalten und nie geahnten Farbenwirkungen. — Wie auf dem Theater scheint uns alles und doch wieder so ganz anders. — Der Eindruck, so fremd und neu, ergreift uns plötzlich und unvermutet. — Er übersteigt alle unsere bisherigen Vorstellungskreise.

Auf einer breiten, roten Straße, dem Meere entlang, geht es dem Galle-Face-Hotel zu. Das Hotel ist ein großer, luftiger, roter Ziegelbau mit Veranden, Säulenhallen und Balkons, beschattet von den Kronen der Palmen, bevölkert von Vertretern sämtlicher Nationalitäten der Welt. Neben Europäern in allen möglichen und unmöglichen Toiletten, Inder in herrlichen Kostümen, Soldaten in weißen, faltigen Unterkleidern, mit strammer, roter, goldglitzernder Jacke und mächtigem Turban, dann Singhalesen in lose, um die Hüften geschlungene, bis zum Boden reichende weiße Tücher gehüllt. Vor dem Hotel produzieren sich Fakire mit dem Mangobaum, Schlangen und Mungos. Alles tritt uns in wirrem, verwirrendem Durcheinander entgegen. Und in dem vielen Fremdländischen begrüßt uns ein zuvorkommender deutscher Wirt, der wie ein Boxer aussieht und dessen erste fürsorgliche Tat ein

kräftiger Faustschlag auf die Brust meines Rickschaw-Kulis ist — Rickschaw heißen die kleinen Wagen —, weil er die ihm gebührende Rupie (1,33 Mk.) nicht nehmen will, sondern vier verlangt.

Als ich in die Halle trat, kam ein affenartiges Wesen auf mich zu, meine Jungfer, die Aya; klein wie ein Zwerg, mit einem Bäuchlein wie eine Weltkugel und über alle Maßen häßlich. Sie glich einem Pavian. Daneben hatte sich eine Reihe junger und älterer Männer aufgestellt, unter denen wir uns einen Boy — Diener — auswählen sollten. Wir engagierten einen älteren Singhalesen mit einem Kamm, dessen spitze Ecken wie kleine Teufelshörner rechts und links von seinem Kopfe abstanden und dem gutmütigen Gesicht einen mephistopheliſchen Ausdruck gaben. Er trug ein langes weißes Tuch um die Hüften geschlungen, gestärkten Kragen und Manschetten und eine weiße europäische Jacke. Dies war Charles Appoo, unser Boy. Graf Lippe hatte sich einen schönen Tamilen ausgesucht, der sehr malerisch drapiert war, sich aber leider später ganz europäisch in Rock und Hose kleidete. Nachdem wir uns mit Dienerschaft versehen hatten, schlossen wir den üblichen Kontrakt mit derselben ab, wonach wir berechtigt sind, die Boys bei unbotmäßigem Betragen ohne Vergütung der Rückreise sofort zu entlassen. Der Boy bekommt monatlich fünfundvierzig Rupien Lohn, die Aya fünfundzwanzig und beide extra zwanzig Rupien zur Anschaffung warmer Kleider für das nördliche Indien. Wir müssen für die Dienerschaft nur noch die Eisenbahnfahrt bezahlen, für alles andere haben sie selbst zu sorgen.

Wir besichtigen unsere Zimmer, die wir von Europa aus bestellt hatten. Sie sind kühl und luftig und bieten einen ganz unbeschreiblich reizvollen Ausblick: Von meinem Fenster übersehe ich eine weite, eingezäunte Wiese, auf der sich kleine Höckerochsen jagen. Im Kreise um den Rasenplatz herum führt eine breite, rote Fahrstraße.

Phantastisches Getriebe herrscht überall. Elegante Damen reiten auf kleinen Pferdchen, Herren radeln, ein Parse mit seiner, wie eine Römerin drapierten Frau kutschiert einen feinen Einspänner. Schwarze Ayas mit weißen Säuglingen, weiße Bonnen mit dunkeln Kindern werden auf Rickschaws in schnellem Lauf dahingezogen. Dazwischen fahren überdeckte „Bullock"-Karren, europäische Droschken und Karossen mit zirkusartig aufgezäumten Pferden, theatralisch kostümierten Dienern und Läufern, die mit großen Fliegenwedeln hinten auf dem Wagen stehen, um Mücken und Staub von den Insassen fern zu halten. Und zwischen all diesen bekleideten Menschen schlendern gemächlich auf ihren entsetzlich dürren, krummen, schwarzen Beinen, nur mit einem kurzen Lendenschurz bekleidet, die Eingeborenen. Plötzlich geht ein sintflutartiger Regenschauer nieder. — Die nackten Herren und Damen sperren einen Regenschirm auf und ziehen ein leichtes Tüchlein um die Schulter. Dies alles ist umgeben von hohen, himmelanstrebenden Palmen. Im Vordergrunde sehe ich einen Zaubergarten: lilienartige Blumen auf hohen, feierlichen Stielen mit goldenen Blüten stehen zwischen tief grünen, hohen Bäumen, an denen mächtige, gelbrote Glocken hängen, und bunten Sträuchern, deren blaugrüne Aeste in hellgelben Sprossen enden. — Ein ernster Ton erklingt. Dort im Gebüsch ist eine katholische Kirche. Von allen Seiten strömen die Schwarzen mit Rosenkranz und Gebetbuch herzu. Hochmütig, sich ihres Wertes bewußt, blicken sie um sich. —

Einladung bei Konsul Freudenberg, der ich leider nicht Folge leisten konnte.

29. November. All unser Gepäck ist richtig abgeliefert worden, nur die Kiste mit den hundert Konserven, die ich mitgenommen hatte, um mich gegen Magenverstimmungen möglichst zu schützen, fehlt. — Baron Gemmingens sind nach Madras vorausgereist. — Besuch bei Konsul

Freudenberg, dessen Anwesen ein fürstliches Gepräge zeigt. Es besteht aus zwei Häusern, von denen das eine für die Eltern, das andere für die Söhne eingerichtet ist. Das Parterre bildet ein großer Raum, der durch verstellbare Wände nach Belieben in verschiedene Zimmer abgeteilt werden kann. Eidechsen huschen als nützliche Haustiere zum Schnakenfressen an den Wänden des Salons auf und ab und geben kleine, seltsame Laute von sich. Die Eidechsen heißen Geckos.

30. November. Durch das heiße, staubige Viertel der Eingeborenen, das malerische Pettah, fahren wir per Wagen nach dem Tempel von Kelani. Die Landstraße befindet sich in vorzüglichem Stande, nur ist gegenwärtig in der Regenzeit der Boden sehr aufgeweicht. Die Fahrt gestaltet sich märchenhaft schön. Rechts und links der Straße dichter Palmenwald, durch den kein Sonnenstrahl dringt, vorbei an Seen mit überragenden, nie erblickten Bäumen, an denen üppige, rotschimmernde, schwere Dolden hängen; durch Musahaine, deren übergroße, weiche Blätter wirr und zerzaust durcheinander wachsen, und inmitten von all dieser Pracht und Fülle ein öder, kahler Hügel mit ein paar im heißen Sonnenbrande abgestorbenen Palmen. — Es ist ein Kirchhof. Abseits unter einem primitiven Schilderhaus (ein Palmbrett ruht auf vier Bambusstangen) hält ein Soldat die einsame Wacht. — Dieser verdorrte, verbrannte, tote Boden, auf dem kein Grashalm wächst, steht in ergreifendem Gegensatz zu den sich ringsum mächtig offenbarenden Naturkräften. Immer dichter wird das wild wuchernde Grün des Waldes. Ein erdiger Geruch erfüllt die schwere, schwüle, feuchte Luft. Es ist uns zumute, als führen wir durch ein ungeheures, großartiges Treibhaus. Seltsam berauschender Duft umfängt und ermattet die Sinne. Mächtige Brotbäume, Frangipanis, Caliputpalmen, Papeyos mit ihren schlanken, smaragd-

artig ſchillernden Früchten, und der Jackbaum, ragen aus dem undurchdringlichen Dickicht empor. Eingebaut in dieſe tiefgrüne Waldwand, halb verſteckt unter ſchweren Schlinggewächſen, liegen der Straße entlang die Hütten der Eingeborenen: vier Lehmwände mit einem Palmblattdach und einem kleinen offenen Vorbau, der eine Veranda bedeutet. Hier ruht alt und jung auf Matten oder niedrigen Bänken und ſucht ſich (pardon) gegenſeitig das Ungeziefer ab. Selbſt Kinder, die kaum ſtehen können, ſind ſchon in der mütterlichen Friſur mit größter Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Wenn man beobachtet, wie hier die Leute den ganzen Tag fegen, kehren und putzen und nach dem täglichen Bade mit fliegenden, naſſen Haaren, um ſie zu trocknen, herumgehen, ſo begreift man kaum, daß bei all der Reinlichkeit nirgends eine Gruppe beiſammen ſitzen kann, ohne ſich gegenſeitig die Köpfe zu „behandeln".

Der von der Hauptſtraße nach dem Tempel von Kelani abzweigende Weg iſt wie durch einen Urwald gehauen; am Wegrand ſtehen enge Buden, in denen die Opfergaben für den Tempel, Reis und Blumen, feilgeboten werden. Komiſche Puppen, große und kleine engliſche Ladies in merkwürdigen, völlig mißverſtandenen europäiſchen Toiletten, einen Bindfaden durch den Kopf gezogen, hängen lang aufgereiht in den kleinen Läden und bilden das Entzücken der nackten Eingeborenen. — Ueberall liegen hoch aufgehäuft herrliche Bananen, gewaltige Büſchel, deren Früchte, dicht gedrängt am Stengel hängend, wie eine koloſſale Rieſentraube wirken, und Stöße von reifen Kokosnüſſen, deren erfriſchende Milch zum Trunk gereicht wird. Wir verlaſſen den Wagen. Der nahe Tempel iſt rings durch eine hohe Mauer von der Außenwelt abgeſchloſſen. In die innere Seite der Mauer ſind unzählige kleine Dreiecke eingehauen, welche beim großen Vollmondfeſt im Mai zum Aufſtellen der brennenden Opferlampen dienen, was ein entzückender Anblick ſein muß. In dem

schönen Hof mit prachtvollen Bäumen, deren weitreichende, saftgrüne Aeste den ganzen Platz beschatten, befindet sich der Tempel. Ein glockenartiger Bau (Dagoba) steht daneben.

Wie ein großer, weißgetünchter Steinhaufen sieht der Schrein aus, in den vor achthundert oder neunhundert Jahren heilige Reliquien eingemauert wurden. Der Tempel ist ein kunstloser Bau, mit von Säulen getragener Vorhalle. In einem seiner inneren Räume treffen wir auf einen einfachen Glasschrank. Hier sitzt der große Buddha mit einer kostbaren Perle auf der Stirne, die den Gedanken bedeutet, während der kolossale, lang ausgestreckte, schlafende Buddha daneben Buddha Nirvana darstellt. Beide sind umgeben von zahllosen silbernen Weihgeschenken, die Pilger von weither gebracht haben. Vor den Glasschränken stehen lange, schmale Holztische, auf denen die Opfergaben niedergelegt werden. Besonders sind es Blumen in herrlicher Fülle, goldene Blütenbüschel der Arica- und Taliputpalme, bleiche Wasserlilien, gelbe Malven und die weiße Tempelblume, die wie eine Tuberose aussieht, aber einen noch viel sinnberauschenderen Duft verbreitet als diese. In eine hohe, kupferne Urne wird Reis als Opfergabe geschüttet. Interessant sind die Götterbilder, welche die Wände schmücken. Sie erinnern im Schnitt des Bartes und des Haares an Porträts von Velasquez. — Die Priester in ihren amberfarbigen Togen, mit kahlen Köpfen, feinem Gesichtsschnitt und ernstem Ausdruck stimmen schön zu der fremdartigen Umgebung; würdevoll bringen sie uns ein Buch, in das wir unsere Namen eintragen sollen — doch dies bedeutet keine Huldigung, sondern eine Bitte um ein Opfer in bar.

Wir verließen den Tempel, begleitet von einer Anzahl mild blickender Singhalesen und einer Schar niedlicher Kinder, die uns Blumen anboten. Im äußeren Hof steht ein Bo-Baum, den wir erst jetzt bemerkten. Er ist ein

Ableger des berühmten Ahnherrn in Anuradhapura, der vor zweitausend Jahren aus Indien auf wunderbare Weise dorthin gebracht wurde. Unter dem Bo-Baum fand einst Buddha Erleuchtung, und deshalb fällt ihm reicher Anteil an den Tempelopfern zu. Blumen liegen in Menge hingestreut vor ihm; häßliche Idole sind in seinem Schatten aufgestellt, indische Götter, die Ganesha, Vishnu und Shiwa darstellen. Shiwa erscheint höchst merkwürdigerweise in der für Buddha charakteristischen Stellung abgebildet. Es ist eine überraschende Tatsache, daß auf Ceylon die Hindugötter in vielen Buddhatempeln ihren Platz gefunden haben, ja, daß Buddha sozusagen nur den alten Hindugöttern hinzugefügt ist. Die Erklärung für den stark korrumpierten Buddhismus in Ceylon führt auf das Eindringen von Priestern aus Siam zurück, die sowohl den Aberglauben der Hindus als ihre Kastenvorurteile mit sich brachten. Reiner ist die von den Engländern unterstützte Amarapurasekte, die 1802 durch aus Birma eingewanderte Mönche gestiftet wurde. Sie verkündet Gleichheit aller Menschen, verbietet aufs strengste die Vielgötterei und verbannt die Symbole der Hindus aus ihren Tempeln. Die Amarapurasekte unterscheidet sich äußerlich durch das rund um die Schulter gelegte gelbe Priestergewand von den Mönchen der Sekte aus Siam, die immer ein Ende des Gewandes über die linke Schulter schlagen, wodurch die rechte Schulter, sowie der rechte Arm nackt bleibt. Beide Parteien haben den Schädel glatt geschoren, dagegen ist über das Rasieren der Augenbrauen ein Kampf entbrannt, so heiß, wie seinerzeit über die Tonsur in der christlichen Kirche. Auf Ceylon tragen alle Buddhabilder die rechte Schulter entblößt, ein Beweis, daß sie unter siamesischem Einfluß entstanden sind.

1. Dezember. Gestern nachmittag und heute morgen war ich auf der Suche nach meiner Konservenkiste. —

Hoffentlich höre ich nie mehr etwas von der unglückſeligen Kiſte. Sich hier in Colombo nach einem verlorenen Gegenſtand erkundigen oder gar danach ſuchen zu müſſen, bedeutet eine Anſtrengung, die jeder Beſchreibung ſpottet. — In Schweiß gebadet, werde ich von Pontius zu Pilatus geſchickt, überall begegnet man mir mit ausgeſuchter Höflichkeit, nur iſt faſt immer die Hauptperſon im nächſten Café und kommt meiſt „ſogleich". Ich werde dann im Warteraum unter die Punkah geſetzt, die mich beinahe zum Fenſter hinaus fächelt, der Halfcaſt-Sekretär drückt mir eine Zeitung in die Hand und geht, den Mr. Soundſo zu ſuchen — ich ſitze und warte — — bis Mr. Soundſo geruht, ausgeſchlafen zu haben, denn er ſitzt gar nicht im Café, ſondern ſchnarcht nebenan. Ich höre nämlich nach einer Weile flüſtern, man gähnt, man räuſpert und erſcheint. Der Official weiß ganz genau, daß die Kiſte da und da ſteht und befiehlt, daß mich der Kuli hinführe. Ich ſtürze hin und erfahre, daß die Kiſte gerade in ein anderes Depot gebracht worden iſt. — Ich fliege nach, „ach dieſe Kiſte gehört Ihnen", ſagt der Kulivorſtand, „o, vor einer Stunde wurde ſie in den Lagerraum verbracht, in dem die mangelhaft adreſſierten Stücke aufbewahrt werden." „Aber meine Kiſte war doch gar nicht mangelhaft adreſſiert", ſage ich verzweifelt — er zuckt verbindlichſt die Achſeln, und ich gehe nach dem Lagerraum. Hier durchſuche ich alles, krieche hinter und unter Kiſten und Kaſten, finde nichts.

Jetzt erſcheint ein Singhaleſe mit der Feder hinter dem Ohr. Würdevoll bedauernd erklärt er mir, er habe die Kiſte zu Mr. „Frudenberg" dem German Konſul geſandt. Ich atme auf und fahre zum Konſul Freudenberg, aber der weiß nichts, gar nichts. Und nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Keiner von allen, niemand hatte je von der Kiſte etwas gehört. Schwindel war alles. Ueberall ließen mich die Officials und Vorſteher meine

Kiſtengeſchichte ausführlich erzählen, um mir dann die Auskunft zu geben, durch welche ſie mich am ſchnellſten los wurden. Die Leute beſitzen ihre Erfahrung und kalkulieren ganz richtig, daß, wenn man genug geſucht hat — und das iſt bei der unerträglichen Hitze ſehr bald der Fall — man das Suchen aufgibt und ſich freut, wenn man ſeine Ruhe wieder erhält. Ich zum Beiſpiel könnte mir keinen größeren Schrecken denken, als wenn jetzt auf einmal die Kiſte wieder auftauchen würde, und ich nochmals mit dieſer Schar übelriechender, nackter Schwarzen zwiſchen den Kiſten und Gepäckhaufen herumkriechen müßte. Die Kerls ſehen alle ſo gutmütig und und hilfsbereit aus und waren doch ſolch durchtriebene Spitzbuben! Haben mich ſo zum beſten gehalten! — „Verſchenken, ans Krankenhaus, oder wer ſonſt die Kiſte will", rief ich auch deshalb, aufs höchſte erſchrocken, ins Telephon, als der junge Herr Freudenberg, kurz, ehe wir uns nach Tuticorin einſchifften, anfragte, ob er ſie mir nachſenden ſolle, er habe Ausſicht, die verlorene Kiſte wiederzufinden. Nachſenden — nein, ins Meer verſenken, wo es am tiefſten iſt, nur nichts mehr von ihr hören, iſt mein einziger Wunſch — aber der Wunſch ging nicht in Erfüllung. Die erſte Nachricht, die mich nach meiner Rückkehr von Indien im Hotel zu Colombo empfing, war, daß das Krankenhaus mein Geſchenk nicht angenommen habe, weil acht Rupien Rollgeld auf der Kiſte lagen. Nun hatte ich ſie wieder, die ſchreckliche Kiſte, aber nicht auf lange, denn ich fand einen freundlichen Mann, der es übernahm, ſie zu verſteigern. Dann hörte ich nie wieder etwas von der Kiſte, noch von dem freundlichen Mann, welcher wohl ſeine Rechnung bei der Verſteigerung gefunden haben muß.

Unſere Billetts für die Reiſe durch ganz Indien haben wir uns hier in Colombo bei Cook genommen, der uns mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit ein Coupé von Tuticorin nach Madura reſervieren ließ, kurz, in jeder Hin-

ſicht von umſichtiger Aufmerkſamkeit war. Die Geſellſchaft beſteht, da Baron Gemmingens geſtern vorausgereiſt ſind, für die nächſte Zeit aus Frau von R., Herrn Federer, Graf Lippe und uns beiden. Doch iſt mit dem gemeinſamen Reiſen keinerlei Abhängigkeit verbunden. Jeder richtet ſeine Tage nach eigenem Belieben ein. — Wir haben die Abreiſe von Colombo ſo beſchleunigt, weil hier noch die Regenperiode andauert, jeden Nachmittag ein furchtbares Gewitter niedergeht und eine feuchte, ſchwüle Hitze herrſcht, die alle Lebensgeiſter lähmt, außerdem aber auch deshalb, weil wir Delhi vor den großen Krönungsfeſtlichkeiten (dem Durbar) erreichen wollen, da die Herren den Trubel fürchten. — Heute nach vier Uhr ſchifften wir uns auf einem elenden alten Dampfer, der „Afrika", ein. Das Schiff iſt ſchmutzig und eng; alle bequemen Sitzgelegenheiten fehlen. Ich belege ſofort das Rauchzimmer, um mit Alfred auch die Nacht darin zuzubringen. Es ſind wenig Paſſagiere an Bord. Außer uns ein Rajah mit ſeinem Begleiter, zwei Engländer und ein junges Ehepaar mit einem Neugeborenen, das in einem Waſchkorb reiſt. Seine Aya will ſich mit dem Kleinen für die Nacht bei uns im Rauchzimmer einlogieren. Ich erlaube es nicht. Meine Hartherzigkeit erſcheint ihr unbegreiflich.

Außerdem machen nur noch Eingeborene die Ueberfahrt mit. Sie liegen, als ein ungeheuer großer, ſchwarzer Haufen im Zwiſchendeck zuſammengeballt, aus dem nur weiße Punkte blinken, die auf Lebendiges da unten deuten; es iſt das Weiße in ihren Augen, und die blendenden Zähne, was herauffunkelt. Alles ſind Südinder, denen es in ihrer Heimat zu heiß iſt, und die Jahr für Jahr im „kühlen Ceylon" einige Monate Feldarbeit tun, um dann daheim von dem Erlös die übrige Zeit zu leben. — Es regnet in Strömen, aber das Meer iſt ruhig; ſo können wir, ohne Seekrankheit zu befürchten, in der engen, dumpfigen Kajüte das „Dinner" einnehmen.

2. Dezember. Morgens um halb acht Uhr ankern wir sieben Meilen vor Tuticorin. Die See wird unruhig, und die „Afrika" schaukelt bedenklich. Etwa eine Stunde vergeht, bis unser Gepäck auf ein Segelschiff verladen ist und wir einen kleinen Dampfer besteigen dürfen, der uns und das Segelschiff ans Land bringen soll. Es regnet nicht mehr, wohl aber ist das Meer noch sehr bewegt, und die Wellen spritzen über Bord. Etwa eine Meile vor Tuticorin fahren wir fest; von einem Flottwerden ist keine Rede. Wir müssen unser kleines Dampfboot verlassen und zu unserm Gepäck in das Segelschiff klettern. Es war bei dem wiegenden Schwanken, bei dem auf und ab der beiden Schiffe kein ganz leichter Umzug, und wir krochen auf Händen und Füßen hinüber. Pferdeställe teilen den Schiffsraum ab; wir können uns deshalb nur mit der größten Vorsicht bewegen. Wir hocken auf Segelstangen oder sitzen auf der Kante des Decks und unsere Füße baumeln ins Leere, das unter uns gähnt. Jeden Augenblick sind wir in Gefahr, durch einen ungeschickten Stoß der hin- und herrennenden Matrosen oder durch die Kulis, die das Schiff mittels langer Stangen ans Land bugsieren, in die tiefen Pferdeställe unter uns abzurutschen. Herr Federer sitzt auf einer Kiste, seine Beine hängen über Bord und er denkt erstaunt über die Situation nach, in die der Kulturmensch geraten kann, so er eine Reise tut. — Wir nahen uns der Küste; sie bietet einen trostlosen Anblick. Sie ist kahl und in eine trübe, rauchige Wolke gehüllt. In der Ferne sieht man ein paar große Fabriken mit hohen Kaminen, ganz europäisch. Dagegen wirkt die weit hinausgebaute Landungsbrücke sehr fremdartig. Sie ist dicht gedrängt mit Eingeborenen besetzt, die in ihren grellfarbigen, malerisch drapierten Gewändern oder in ihrer absoluten Nacktheit ein buntes Bild bieten. — Wir betreten das Land.

Ein unbeschreiblicher Wirrwarr umgibt uns; wir fühlen uns wie verloren. Einer reißt uns die Billetts aus

der Hand, die der nächste wieder verlangt, oder uns nicht passieren lassen will. Die Kulis bemächtigen sich unserer Sachen und laufen davon. Alles rennt und schreit! Unsere Reiseeffekten sind verschwunden. Wir irren verzweifelt umher. Unsere Boys sind auch nicht zu sehen. Es fängt an, ganz fein zu regnen, dabei herrscht eine Gluthitze, und dazu diese Aufregung! Wir sind wie gebadet. Und nun zeigt sich alles in bester Ordnung. Die Boys stehen beim Gepäck, das auf einem ungeheuren Haufen zusammenliegt; wir brauchen lediglich unsere Sachen zu bezeichnen, weil die Diener unsere sechsundzwanzig Kollis noch nicht kennen, und die Sache ist geregelt. Man darf hierzulande nur seine Ruhe nicht verlieren — Gleichgültigkeit gilt stets als erste Bürgerpflicht. Hundert Hände strecken sich uns jetzt mit Eßbewegungen, unterbrochen durch Magenreiben, entgegen. Jeder will etwas getan haben. Bettler, Krüppel, Kulis, Kinder, Greise, alles bettelt und ruft „Dalli". Ein kleiner Junge mit schönen Augen hüpft wie ein Frosch durch die Menge, seine beiden Arme sind ihm amputiert. Mit den Zähnen pickt er das zugeworfene Geld vom Boden auf und tut es in die ihm um den Leib befestigte Geldtasche. Jedermann achtet auf ihn, niemand stößt das arme, unglückliche Wesen, und im wildesten Gedränge huscht er unversehrt hindurch.

Nach einem leidlichen Frühstück auf dem Bahnhof fahren wir mit einer Stunde Verspätung gen Madura ab. — Das Coupé, das uns Cook telegraphisch hatte reservieren lassen, war durch den Rajah vorweggenommen worden, und wir sitzen wie Märtyrer in einem nur zum Liegen eingerichteten Wagen. Graf Lippe pendelt ohne alle Lehne zwischen Alfred und Herrn Federer; Frau v. R. und ich sitzen Fuß gegen Fuß, was auch keine ganz angenehme Stellung ist. Und doch sind die Coupés der I. und II. Klasse für lange Fahrten in Indien viel bequemer, als unsere in Europa. Die über alles Erwarten langen Züge setzen sich

aus drei Wagenklaſſen zuſammen. Ein Wagen dritter Klaſſe hat meiſtens fünf Abteilungen, die durch Wände getrennt ſind. Die ſehr ſchmalen Coupés ſind für acht Perſonen berechnet. Ueber den Köpfen der auf der Bank ſitzenden Paſſagiere läuft eine Liegebank an der Querwand des Wagens entlang, damit bei den langen Fahrten die Inſaſſen ſich unten oder oben ausſtrecken können. Eine ſehr wohlgemeinte Einrichtung, die aber den gegenteiligen Erfolg hat. Bei der ungeheuren Menge reiſender Eingeborenen werden dieſe Coupés ſtatt mit acht Perſonen mit dem dreifachen und mehr beſetzt; die armen Leute hocken zwiſchen und auf den Bänken in entſetzlichſter Weiſe zuſammengepreßt.

Die dritte Klaſſe wird vor Abgang des Zuges mit einem Schlüſſel abgeſperrt und nur an der Ankunftsſtation der Reiſenden geöffnet. Außer dieſer allgemeinen dritten Klaſſe gibt es noch ein Coupé dritter Klaſſe für „Females“ und ſolche für Europäer, die hauptſächlich von Miſſionarinnen benutzt werden. Die zweite Klaſſe iſt der erſten ähnlich, nur weniger reinlich und ſtatt für vier Perſonen ſind die Abteilungen für acht Perſonen eingerichtet. Die erſte Klaſſe bietet ſehr geräumige Coupés mit anſchließendem Waſchkabinett und Toilette. Die Betten laufen längsſeits des Wagens in der Richtung des Zuges. Die Sitze ſind wie breite Divans, meiſt mit ſchwarzem Leder überzogen und ruhen auf Federn. Des Nachts legt man die eigene Matratze und weiteres Bettzeug auf die Bank, wodurch eine viel bequemere und beſſere Lagerſtätte hergeſtellt wird, als die meiſten Hotelbetten bieten. Neben dem Compartiment erſter Klaſſe befindet ſich gewöhnlich ein halbes Coupé dritter Klaſſe für die „Servants“. Beide ſind durch ein kleines Schubfenſter verbunden, das aber wegen des von dort eindringenden Geruchs ſelten benützt wird. Alle Perſonenwagen haben ein doppeltes Dach, im Zwiſchenraum zirkuliert Luft und hält die direkten Sonnenſtrahlen

ab. Seitlich reicht das Schutzdach bis auf die halbe Höhe des Fensters herab, so daß die Sonne nur abends, wenn sie tief im Westen steht, belästigen kann. Die Fenster sind außerdem mit vielerlei Schutz- und Schließvorrichtungen gegen Sonne, Staub und Regen versehen; mit weißen und bunten Scheiben, Läden und Fliegengittern.

Gegen ein Uhr treffen wir in Madura ein, wo wir uns gleich im Bahnhofsgebäude Betten sichern, was nach dem Verlassen des Zuges stets sofort geschehen muß, will man darauf rechnen, ein Unterkommen zu finden. Meist gibt es nur vier bis fünf Betten auf den Stationen, die man gegen eine Rupie Schlafgeld vierundzwanzig Stunden, aber nicht länger, benutzen darf.

Madura hat 73 000 Einwohner, meist Dravida, die hinduisierte Urbevölkerung Südindiens, zu denen auch die Tamilen gehören, welche durch arische Ansiedler den brahmanischen Glauben erhielten.

Eine breite, lange, prachtvolle Straße, fest und sauber, als wäre sie makadamisiert (Lateritboden), führt durch die Stadt. Nächst dem Bahnhof im neuen, aber ärmlichen Teile der Stadt, steht rechts und links am Wege dicht gedrängt Häuschen an Häuschen mit kleinen Vorbauten. Diese Buden müssen als typisch für die Basare Indiens betrachtet werden. Sie sind wohl deshalb so eng, daß man sich kaum in ihnen rühren kann, weil der Kaufherr doch nur mit untergeschlagenen Beinen in der Mitte des Ladens auf dem Boden hockt und sich nicht von der Stelle bewegt, ja alle seine Waren auf Armlänge rings um sich aufgebaut hat, so daß er sie bequem von seinem Sitz aus erreichen kann. Muß er wirklich einmal aufstehen, so hängt eigens zu diesem Zweck ein Strick von der Decke herab, mit dessen Hilfe er sich emporrichtet. Der Estrich erhebt sich etwa einen Meter hoch über die Straße und dient zugleich als Ladentisch, an welchem außen die Käufer stehen, die sich die Zeit mit langwierigem Handeln vertreiben. Die alte

Stadt mit ihren hohen Steinhäusern und reichen Fassaden zeugt von der vergangenen Glanzperiode unter Tirumal Nayak, der im 17. Jahrhundert lebte, und auf den all die bedeutenden Bauten, wie auch der große Shiwatempel zurückzuführen sind.

Dieser berühmte Tempel ist gleich allen andern Südindiens im Drawidastil ausgeführt, der ganz verschieden von jenem der Hindus Aryawarta, der arischen Hindus, ist. Die drawidische Tempelanlage wiederholt sich in der Hauptsache immer, nur die Zahl der Höfe, die sich um den Hauptbau herumziehen, resp. die äußere Umfassungsmauer rückt, je nachdem der Pilgerandrang zu einem Tempel wächst, weiter hinaus, d. h. es wird eine weitere Umfassungsmauer hinzugefügt. Den Mittelpunkt der Höfe bildet der Tempelhof, der die Hauptgebäude: den Tempel, die Wimanah, einen viereckigen Teich, ein paar offene Säulenpavillons und anderes umschließt. In der Wimanah liegt das Heiligentum, eine schmucklose kubische Zelle, die durch ein kleines pyramidenförmiges Dach bedeckt ist. Der hiesige Shiwatempel ist ein Doppelbau, der eine Teil dem Gotte Shiwa, der andere seiner Gattin Minakshi, „der Fischäugigen" geweiht. Durch die hohe Mauer, die den ganzen Komplex in seiner äußeren Peripherie umzieht, führen mächtige Tore, über denen sich Gopuras erheben.

Die Gopuras sind eine Eigentümlichkeit Südindiens, die durch farbenreiche Skulpturen einen wundervollen Eindruck machen. Sie wurden erst später als Verteidigungsbauten gegen fremde Ueberfälle auf die Umfassungsmauern der Pagoden, d. h. Tempel, gesetzt und gehören nicht dem ursprünglichen Drawidabaustil an, sondern lassen den Rückgang der Kunst im 16. und 17. Jahrhundert erkennen. Unter „Gopura" versteht man eine abgestumpfte Pyramide, die durch einen halbrunden Wulst abgeschlossen wird, dessen Schmalseite oben einen kleinen, eckigen Aufsatz mit reich ornamentierten Seitenflächen trägt. Der ganze Turm ist

mit ſtufenförmig übereinander aufſteigenden Säulen, Niſchen mit Gruppen von Figuren in oft wildleidenſchaftlichen Bewegungen überladen.

Durch ein von herrlichem Grün umſchattetes Tor, über dem eine hohe Gopura emporwächſt, treten wir in die Halle der acht Statuen Lakſhmis, der Gattin Viſhnus. Auf Skanda, den Mars der Hindu, auf Subrahmanya, der auf einem Pfau reitet und uns ebenfalls als Kriegsgott bezeichnet wurde, lenkte man unſere Aufmerkſamkeit. Vier Bettelelefanten, mit den Querſtreifen der Shiwa-Anbeter auf dem breiten Kopfe, machten hier die Honneurs. Sie ſchwingen einen großen Grasbüſchel im Rüſſel und verſcheuchen damit die ſie quälenden Fliegen, ſie knixen, verbeugen ſich und fordern ihren Bakhſchiſch. Die Halle iſt mit Händlern aller Art dicht beſetzt. Heilige und profane Dinge werden hier ausgeboten. Eine ungeheuere Menſchenmenge wogt zwiſchen den zahlreich darin aufgeſchlagenen Buden hin und her. Alles gafft uns an, voll Ueberraſchung, wie wir dies abenteuerlich Fremdartige beſtaunen.

Wir durchwandern den Tempel in ſeiner ungeheueren Weite und Breite. Wie im Traum irren wir durch dies Labyrinth ſeltſamer Herrlichkeiten, prächtiger Ungeheuerlichkeiten, ſchreiten durch Säulenhallen, die im düſteren Dämmerlicht die phantaſtiſchen Bildnereien, die grotesken Geſtalten an den Wänden nicht erkennen laſſen. Wir gehen durch lange Korridore mit koloſſalen Granitpfeilern, über denen entſetzliche Ungetüme mit fürchterlichen Gebiſſen von der Decke herabgähnen. Da plötzlich fällt in dieſe ſchwüle Dunkelheit durch eine runde Oeffnung im Gewölbe das weiße Tageslicht und beleuchtet grell einen der unzähligen Pfeiler, die in endloſer Reihe ſich vor uns hinziehen. Welch Fabelweſen tritt hier drohend aus der Wand hervor? Es iſt der „Nali“, der Löwe des Südens. Steil aufgerichtet, auf ſeinen Hinterbeinen, ſteht er da, mit einem reich verzierten Kettenpanzer bedeckt. Sein ſtumpfer, greifenähnlicher Kopf

weiſt eine wilde Freſſe auf. Ein S-förmiger Stab, den er mit den Tatzen feſthält, reicht bis zu ſeinen Füßen, wo ein junger Yali ſitzt und den unteren Teil dieſes Stabes im Maule hat. Das Ganze ruht auf einem kleinen Elefanten. Man ſteht und ſtarrt. Was iſt das für eine Welt monſtröſer Ungetüme? Auf Schritt und Tritt ſinnlos häßliche Ungeheuer, mit ungezählten Köpfen und Armen, übergroße Götzen mit dem Leib einer Kuh, dem Schweif eines Pfauen, der Bruſt, dem Kopf einer Frau.

Ueberall die Verkörperung unheimlicher Dämonen, finſterer Mächte; nirgends eine erhabene Geſtalt. Weiter, immer weiter durch Kreuz- und Quergänge, die mit Göttern, Helden und Tieren ausgeſtattet ſind, nahen wir uns dem Altar, an dem Shiwa Blumenopfer empfängt. Auch uns werden durch blumenbekränzte Prieſter weiße und gelbe Blütenguirlanden um den Hals gelegt. Hierdurch ſind wir geweiht und dürfen uns jetzt dem inneren Raum des Tempels nahen, allerdings nicht ohne daß jeder von uns erſt eine Rupie auf den Opferteller gelegt hat. Jetzt gelangen wir zu einem ſeltſam tiefen Schacht, in dem man, durch eine reich verzierte kleine Bogentür blickend, ein nahes und ein unendlich fernes Licht gewahrt, das myſtiſch Unſichtbares beleuchtet. — Durch die feierlich wirkende grandioſe „Halle der tauſend Säulen" treten wir aus tiefem Dunkel hinaus unter den hellglänzenden Himmel an den grünſchimmernden „Tank der goldenen Lilien". Auf weißen Stufen ſchreiten Tempelmädchen mit dem goldgelben Geſicht und dem ſchwarzen Seidenhaar hinab zum Waſſer, um ſich durch heilige Waſchungen von allen Sünden zu reinigen. Die goldenen Kuppeln des Heiligentums ragen über die Mauer herüber, ſie heben ſich vom türkisblauen Himmel ſtrahlend ab und glitzern in den ſich leicht kräuſelnden Fluten. Um den Teich zieht ſich, durch feine Säulen getragen, eine Galerie, deren Rückwand in Bildern die

vierundſechzig Wunder zeigt, die der Gott Sandara hier vollbracht hat.

An dieſen Tank der „goldenen Lilien" knüpft ſich eine tiefſinnige Legende. Hier ſtand vor Zeiten die berühmte Bank der „Dichter-Akademie von Madura". Als einſt Brahma zum Bade in die heilige Ganga hinabzog, wurde ſeine Gattin Saraswati durch die herrlichen Melodien eines himmliſchen Sängers zurückgehalten. Zur Strafe belegte Brahma die Schuldige mit dem Fluch einer achtundvierzigmaligen Wiedergeburt auf Erden. Durch der Gattin Bitten ließ er ſich jedoch dahin erweichen, daß ſie die achtundvierzig Exiſtenzen zu gleicher Zeit abmachen durfte. Er ſpaltete ihr Weſen in achtundvierzig Teile, und jeder Teil wurde als menſchliches Einzelſein geboren, um ſpäter ein ausgezeichneter Dichter zu werden. Vom Berge Meru wanderte die Dichterſchar zu dem König von Madura, der ſie freundlich empfing und ihnen im Tempel eine eigene Halle erbaute. Doch bald drängten ſich, wie die Herren Akademiker fanden, unwürdige und unlautere Elemente in ihr Kollegium. Sie baten deshalb den Gott des Tempels, ihnen eine Bank zu ſchenken, auf der nur ſie allein Platz hätten. Und Sandara ſchenkte eine wunderbare Bank, „weiß glänzend, wie Mondlicht, nur eine Elle lang und breit", die die Eigenſchaft beſaß, je nach der Zahl der anweſenden Akademiker ſich auszudehnen oder zuſammenzuziehen. Da legte eines Tages der Paria Turuwallur, der größte aller Tamildichter, ſeine herrliche Dichtung „Kural" neben die auf der Bank ſitzenden Akademiker, und ſiehe da, die Bank ſchrumpfte zuſammen, bis nur noch das Buch auf ihr Platz hatte, und die „Dichterfürſten" purzelten alle ins Waſſer.

Durch neue Hallen und Gänge wenden wir uns dem Ausgange zu. Verwirrt, überwältigt, kann man die Umgebung kaum faſſen. Welch' prahleriſche Pracht, welche maßloſe Ueberladung aller Teile! Kaum ein Fleckchen, das frei von plaſtiſchem oder gemaltem Zierat iſt. Und doch,

sieht man von der Fratzenhaftigkeit der figürlichen Darstellung ab, so findet man in den einzelnen Hallen Anklänge an die Spätrenaissance. Man entdeckt an den Konsolen der Decken schöne Pflanzenmotive mit feingezeichneten Blüten, sieht Wandflächen mit geschmackvollen geometrischen oder stilisierten Flächenornamenten, und man könnte sich wohl manchmal in Italien wähnen. Der Gesamteindruck dieses ungeheueren Tempels ist von gewaltiger Wirkung. Verwirrend stürmte all das toll Fremdartige auf uns ein, und wir hätten gerne diesen ersten Tag auf indischem Boden ohne weitere Sehenswürdigkeiten beschlossen. Aber wir mußten noch das herrliche Schloß von Tirumal Nayak besuchen, das jetzt als Justizpalast dient. Welch' neue Ueberraschung erwartete uns hier! Nach der wirren, maßlosen Ueberladung des Tempels ein vornehmer Bau im Renaissancecharakter. Allerdings sind die Motive anderer Stilarten vielfach verwendet, so z. B. verbinden sarazenische Hufeisenbogen die kolossalen, vierzig Fuß hohen Granitsäulen, welche einen mit mächtigen Palmen bepflanzten Hof umziehen. Hunderte von bunten Papageien schwirren durch die Luft. Der südindische Löwe, der Yali, hält Wache. — Das Schlafgemach Tirumals ist ein prachtvoller achteckiger Kuppelbau.

Der Jesuitenmissionar Robert de Nobili, der sich den religiösen Formen des Brahmanismus geschickt fügte und sich für einen römischen Brahmanen erklärte, gewann das Interesse des prachtliebenden Königs; er beeinflußte auch seinen Geschmack. Tirumal büßte die einem Europäer bewiesene Huld mit dem Tod. Die Priester fühlten, daß er ihrer Macht entschlüpfe, lockten ihn in das Heiligtum der Minakshi und mauerten ihn daselbst ein.

Vom Justizpalast aus fuhren wir durch eine herrliche Allee von Feigenbäumen, die ihre Aeste wie zu einer grünen Halle zusammenfügen, nach der großen Banyane im Garten des Richters von Madura. Die Luftwurzeln des Baumes senken sich zur Erde und schaffen einen herrlichen Säulen-

ſaal. Grauer Nebel liegt darunter, und wir eilen fort, die gefürchteten Fieberdünſte fliehend. Gegen unſern Willen, da der Abend feucht war, aber ſehr zu unſerer Befriedigung, fuhr uns der Kutſcher noch an einen reizenden Tank, an dem die faſhionable Promenade Maduras liegt, wo wir aber keinen Europäer ſahen, wie wir denn überhaupt keinen einzigen hier zu Geſicht bekamen.

„Tepa Kulan", den wir im letzten Schein der Dämmerung erblicken, iſt ein großer, mit Mauern aus weißen und roſa Quaderſteinen umgebener Teich. In der Mitte liegt eine reizende Inſel. Aus dem hohen Geſträuch blickt ein gopuraähnlicher Turm hervor, der das hier befindliche Mauſoleum des Königs Tirumal überragt. An den vier Ecken der Inſel ſtehen ebenſoviel kleine Gopuren, die alle wie Baumkuchen ausſehen. Das Bild im ſcheidenden Tageslicht war wie aus Tauſend und einer Nacht.

Todmüde kamen wir an die Station zurück, ſpeiſten und gingen gleich zu Bett. Unſer Zimmer war ein pompöſer Raum, groß und luftig. Eine koloſſale Punkah durchquerte den Saal, unter der zwei breite Betten ſtanden. Prachtvoll ſah alles aus, ſoweit man etwas ſehen konnte. Denn nur mit einer armſeligen, rauchenden Petroleumlampe als Leuchte, mußte man ſich taſtend im Zimmer orientieren. Nichts war zu finden, und wie Blinde tappten wir nach unſern Sachen. Und nun gar das Badezimmer! Grauen erfaßte mich bei dem Gedanken, in dieſe ſchwarze Badewanne zu ſteigen. Ich verſuchte wohl oder übel in einer großen Schüſſel meine brennend heißen Glieder zu kühlen, und die Aya mußte während dieſer Zeit unaufhörlich hin- und herſtampfen, um Schlangen und ähnliches Ungetier, das ich in dieſer gräßlichen Düſterheit überall witterte, zu verſcheuchen. Die Nacht war unbeſchreiblich furchtbar. Fenſter und Türen, alles ſtand wegen der Glühhitze offen, doch hätte man ſie, da ſämtliche Schlöſſer fehlten, auch gar nicht ſchließen können. Es war, als lägen wir auf dem Perron.

Markerschütterndes Schreien und gellendes Pfeifen ließen uns keine Minute Ruhe finden. Ratten piepsten und pfiffen, und alles mögliche Unsichtbare huschelte über die Strohmatten.

3. Dezember. Um vier Uhr früh mußten wir aufstehen, nachdem wir uns gerade an das unerhörte Lärmen gewöhnt hatten und eingeschlafen waren.

Es war noch dunkel, als wir den Zug erwarteten. Auf dem trübbeleuchteten Perron ging es sehr lebhaft zu. „Khana Wallahs" — Verkäufer von Eingeborenenkost — zündeten Fackeln an, um ihre Eßwaren zu beleuchten. Doch sieh nur, was ist das für komisches Zeug: Runde Kuchen aus Mehl, längliche aus Kokosnuß, Stangen, die wie Makkaroni aussehen, aber zu Kringeln gedreht sind, braune Scheiben von irgendetwas Undefinierbarem, und dann gequollene Erbsen und gedünsteter Reis, die hauptsächlichste Nahrung des Hindu. Die Leute sind sehr genügsam, und ich glaube, wir essen an einem Tage mehr, als sie in einer Woche zu sich nehmen, das heißt, wenn sie nicht gerade ihren großen Fütterungstag haben, an dem sie dann so viel und so lange die landesüblichen Gerichte verschlingen, bis das vorgesteckte Ziel und höchste Glück — Platzen des Gürtels — erreicht ist.

Die Idee, bei Abgang eines Zuges rechtzeitig einzutreffen, scheint dem „Native" völlig fremd zu sein. Er weiß, daß im Laufe von vierundzwanzig Stunden der Schnellzug geht und kommt, wenn es ihm paßt; er wartet mit derselben Gemütsruhe zwanzig Stunden wie zwanzig Minuten. Für ihn ist Zeit wertlos. Er führt seine Steppdecke mit sich, in die gehüllt, er sich beruhigt in eine Ecke legt und schläft. Gestern abend, als wir unser Schlafzimmer erreichen wollten, konnten wir kaum über den Perron gehen. Wir stolperten und stießen an unzählige dunkle Haufen, die umherlagen; alles schlafende Eingeborene, die auf den

Schnellzug warteten, der um fünf Uhr morgens durchfährt. Deshalb sind auch sämtliche Stationen überfüllt, herrscht solche Menschenansammlung und nachts ein Spektakel, daß man meint, eine Revolution bräche aus.

Der Zug dampfte aus der Dunkelheit daher. Mit Stoßen, Drängen und Schreien gelangten wir unter der Direktion des liebenswürdigen „Stationmaster" an das Coupé, welches er für uns reserviert hatte. Will man nämlich sicher sein, in Indien von einem Schnellzug mitgenommen zu werden, so muß man seine Plätze vierundzwanzig Stunden vorher bestellen. Wir fuhren äußerst angenehm und holten, auf drei sehr bequemen Chaiselonguen vorzüglich liegend, den versäumten Schlaf nach. Als der Tag leuchtend angebrochen war, ließen wir, behaglich ausgestreckt, die reiche Landschaft an uns vorübergleiten. Die Fahrt ging den Bergen zu. Die Vegetation war frisch und üppig. Hohe Aloehecken und Opuntien zogen sich wie Mauern am Bahngleise entlang. Zahllose Kakteenarten mit weißen und gelben Blüten, Agaven, Yukkas, Schirmakazien, zartbelaubte Bäume, deren Kronen flach wie Pilze wachsen, machen die Gegend, die oft durch zerklüftete schroffe Felspartien unterbrochen wird, sehr eigenartig.

Alles ist überschwemmt; die Reishalme stehen handhoch saftig grün über dem Wasser. Hin und wieder sind lebendige Vogelscheuchen aufgestellt, die auf einem von vier Pfählen getragenen Brett Wache halten. Diese Eingeborenen haben einen großen Sonnenschirm aus Bast mit kurzem Stiel, der sie gegen die brennende Sonne schützt. Alle Stationen, an denen wir vorbeikommen, sind überfüllt, und es herrscht ein Lärm, der mit dem Zunehmen des Tages zu wachsen scheint. Infolge der zahllosen Dialekte und Sprachen — über 400 in Indien — verstehen sich die Leute schwer, und zu der Aufgeregtheit der Eingeborenen, die sie beim Eisenbahnfahren überhaupt erfaßt, kommt noch ein eindringliches Schreien hinzu, dabei häufiges Wiederholen eines und des-

ſelben Wortes, um ſich verſtändlich zu machen, ſo daß jede Konverſation wie Streit klingt. — Sehr intereſſant ſind die Koſtüme, die wir hier ſehen. Die Bevölkerung beſteht teils aus Mohammedanern, teils aus Hindus, die in ihrem Aeußeren ſofort kenntlich ſind. Die Mohammedaner tragen nach dem Körper geſchnittene und genähte Kleider, während der Hindu ſich mit fünf bis ſieben Meter langen, ſiebzig Zentimeter breiten Tüchern in einen antiken Faltenwurf hüllt. — —

Die ganze Hindubevölkerung iſt mittels ſichtbarer Zeichen durch das ſogenannte „Nama" in die beiden Konfeſſionen der brahmaniſchen Religion geteilt. Die Shiwa-Anbeter malen ſich drei Querſtreifen, das Tripundra, die Viſhnu-Anbeter zwei aufrecht ſtehende Striche oder ein aufrechtſtehendes offenes Dreieck auf die Stirn und bezeichnen auch durch kleine Unterſchiede in Farbe und Zeichnung die Sekte, zu denen ſie gehören. Die Frauen des Shiwaglaubens tragen nur einen runden, weißen Fleck an der Naſenwurzel, das „Pottu". — Die Haartrachten der Männer und Frauen ſind ſich in Südindien ziemlich ähnlich. Beide tragen das Haar lang, hinten durch einen geſchickten Schlung zu einem ſpitz abſtehenden Schopf gebunden. Viele Männer laſſen ſich die Kopfhaare teilweiſe, andere bis auf einen buſchigen Büſchel hinter dem Scheitel raſieren, was ihnen das Ausſehen indianiſcher Wilder gibt, andere gleichen ſüdafrikaniſchen Buſchmännern mit ihrem halblangen Haar, das wie toupiert rings vom Kopfe abſteht.

Unter den Frauen fallen die „Dewadaſchis" (die Konkubinen der Prieſter) durch ihre ſorgfältige Friſur auf; das glattgeſcheitelte Haar gibt ihnen einen vornehmen Ausdruck. — „Dewadaſchis" heißt „Götterſklavinnen". Sie gelten als dem Gotte angetraut, waren ehemals die Veſtalinnen oder Nonnen des Brahmanentums, dabei ohne Gelübde; ſie rekrutieren ſich meiſt aus der Kaſte der Waisjas, der Ackerbauer und Gewerbetreibenden. Früher ſollen ſie

Muſter der Reinheit, Keuſchheit und Frömmigkeit geweſen ſein; jetzt haben ſich die Verhältniſſe geändert, und die Tempel beziehen durch das Preisgeben der Mädchen große Summen. Außerdem verdienen ſich die Dämchen privatim noch ſo viel, daß ihr Schmuck oft ein Vermögen repräſentiert.

Entſetzlich iſt die Sitte, den Kindern ſchwere Ringe in die Ohren zu hängen, wodurch die Ohrläppchen lang heruntergezogen werden. Von Jahr zu Jahr fügt man einen weiteren Ring hinzu, bis das Ohrläppchen auf die Schulter reicht. Oft wird dieſes Ohrloch einfach ohne Ringe durch das Einſchieben eines Korkpfropfens erweitert. Die Naſenflügel der Frauen ſind meiſt durchbohrt und mit Edelſteinen reich verziert, außerdem tragen ſie einen großen Ring durch die Naſe gezogen. An den Füßen, Zehen und Knöcheln, an den Handgelenken, am Oberarm glänzen und klingen Gold- und Meſſingreifen.

Um elf Uhr gelangten wir nach Trichinopoli mit 80 000 Einwohnern, lauter nackte Schwarze. So wie Trichinopoli von den Engländern geſchrieben wird — ſie ſprechen immer nur von Tritſchi — denkt man unwillkürlich an Trichinen, doch die Stadt iſt älter als die Entdeckung dieſer lieben Tierchen durch Virchow, ſie heißt eigentlich Tiriſirapali, was „der Sitz des Dreiköpfigen" bedeutet, mit welchem Namen die drei großen Felſenhäupter bezeichnet werden, die ſich ſenkrecht in und vor der Stadt aus der Ebene erheben.

Eine geſchloſſene, mit einem elenden Gaul beſpannte Gepäckdroſchke brachte uns zum Felſentempel. Der Tempel liegt auf einem ſchroff aufragenden, freiſtehenden Gneisfelſen und erinnert aus einiger Entfernung an die Akropolis, ja auch der daneben ſtehende kleine Säulen-Pavillon zeigt Aehnlichkeit mit dem graziöſen Tempel der Nike Apteros. Zweihundertundneunzig hohe Stufen, von denen die letzten in das Urgeſtein eingehauen ſind, führen durch den Vorraum des Shiwatempels hinauf zum Pavillon, vor-

Fällenreiche" und Goethe ſchrieb in ſeinem Verdammungsurteil in den zahmen Xenien:

„Die indiſchen Götzen ſind mir ein Graus.
Nichts Schrecklicheres kann dem Menſchen geſchehn,
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn. —
Und ſo will ich ein für allemal
Keine Beſtien im Götterſaal. —
Die leidigen Elefantenrüſſel,
Die umſchlungenen Schlangengenüſſel,
Die Urſchildkröt' im Weltenſumpf,
Viel Königsköpf' an einem Rumpf,
Die müſſen uns in Verzweiflung bringen." —

Die Rückfahrt vom Tempel war für unſer armes Pferd zu viel, es blieb mitſamt dem Wagen im Lehmboden ſtecken und wir mußten uns zu Graf Lippe in den Wagen ſetzen, deſſen Tier uns aber auch beinahe nicht weiter gebracht hätte. Die ganze Fahrſtraße zurück nach dem Bahnhof iſt ein dichter Laubgang. Rechts und links der Straße entlang liegen alte Weiber auf Matten, Lebensmittel, Opferſpenden und heilige Andenken zum Verkaufe anbietend. Zahlreiche Säulenhallen ſtehen am Wege hin. Es ſind die Unterkunftsſtätten der Pilger. Dazwiſchen ſieht man häufig mannshohe Bänke zum Abſetzen der Laſten. Eine der Hallen, die an einem Tank liegt, iſt dicht beſetzt. Eben bekommt unter furchtbarem Geſchrei ein Neugeborenes, das noch ganz weiß iſt, ſein erſtes Bad. Maleriſch waren die Pilger, meiſt Weiber in bunten Gewändern, gruppiert. Es iſt alles armes Volk, das ſeine kleinen Erſparniſſe den wohlgenährten Brahminen als Opferſpenden bringt und ſelbſt hungert.

Wir kommen todmüde wieder zur Station. Nachdem wir uns durch Tee gekräftigt, nehmen wir ein Bad, ſpeiſen um halb acht und gehen gleich nachher zu Bett. Bei offenen Türen und Fenſtern, die ſich alle nicht ſchließen laſſen und auf einen Balkon gehen, der von den übrigen Reiſen-

den zum Promenieren benützt wird, müssen wir Toilette machen.

4. Dezember. Ich sitze auf dem Balkon vor unserm Zimmer und schreibe. Eichhörnchen und Ratten huschen über den Boden; Geier, graue Tiere, wie große Gänse, spazieren auf der Umfassungsmauer des Balkons herum. Alfred und Graf Lippe sind in die Stadt gegangen, aber bei der außerordentlichen Hitze ist es unmöglich, mehr als ein paar Schritte zu machen und sie kommen eben mit einem Wagen zurück.

Um elf Uhr reisen wir nach Tanjore weiter. Die ganze Gegend, durch die wir fahren, steht unter Wasser; der Reis fängt eben an, aufzugehen. In der weiten grünenden Ebene sehen wir oft kleine Tempelbauten, riesige Steinelefanten und Plattformen mit Figuren, wohl alles Reste von Tempeln aus vergangener großer Zeit. Den Bahndamm entlang führt eine Aloehecke, hinter dieser fällt derselbe ab, um unten durch ein Drahtgitter abgegrenzt zu werden, an dem sich ein schmaler Pfad hinzieht, der wieder an einer Aloehecke hinläuft. Wahrscheinlich sind all diese Einzäunungen, die durch ganz Indien die Bahn begleiten, errichtet, um diese vor Beschädigungen der Eingeborenen und Tiere zu schützen. — Die Stationen, an denen wir vorüberfahren, werden durchwegs mit hohen, schwarzen Gittern gegen das Land hin abgetrennt. An diesen klettern die außenstehenden Natives herauf, kreischen, schreien und winken. Gewöhnlich liegt dicht hinter dem Gitter eine Zisterne mit mächtigem, nie still stehendem Rad, durch welches das Trinkwasser heraufgezogen wird.

In Tanjore kommen wir um drei Uhr nachmittags an und fahren sofort in einer höchst wunderlichen Kutsche zur Besichtigung der großen Pagode, wie die Tempel in Südindien heißen, eine Bezeichnung, die man in Nordindien nicht kennt. Ein kleiner, zweirädriger Karren mit

einer Kokosnußmatte bogenförmig überspannt, ist unsere Droschke. Als wir in das sonderbare Gefährt kriechen, in dem man nur mit untergeschlagenen Beinen kauern kann, senkt unsere Schwere den Karren nach rückwärts. Das arme Zwergpony hängt zwischen der Gabel in der Luft und strampelt hilflos mit den Beinen. Um das Gleichgewicht herzustellen, müssen wir ganz nahe auf unsern Kutscher rücken, der wie aus Bronze gegossen auf der vorderen Kante des Wagens sitzt. Leider ist es jedoch nicht kühles Metall, dem wir uns nähern, sondern der heiße nackte Körper eines mit Narben und Pusteln bedeckten Tamilen, welcher einen penetranten, ranzigen Oelgeruch ausströmt. Aengstlich vermied ich jede Berührung, aber bei den holprigen Straßen flog man im Karren ohne Federn von einer Seite zur andern und stieß dabei entsetzt an den gefürchteten Schwarzen. Alfred fluchte wie ein Heide und mir war das nahe Zusammensein mit einem so ekeln Menschen höchst unheimlich. Bald aber vergaßen wir Pest und Cholera und gaben uns ganz dem Zauber der lieblichen Gegend hin.

Tanjore (24 000 Einwohner) liegt im Garten Südindiens. Wir fahren an üppigen, mit prachtvollen Bäumen geschmückten Wiesen, an Teichen, bedeckt mit weißen und roten Wasserlilien vorbei. Die Landstraße wird durch Palmyrapalmen eingefaßt, und Rizinushecken markieren die Feldgrenzen. Nach einer halbstündigen Fahrt halten wir vor einer bunt bemalten Gopura. Sie scheint, wie aus Holz geschnitzt. Ornament an Ornament, Götterbild an Götterbild bedeckt sie und läßt das Einzelne kaum erkennen. Durch Tore, über welchen sich stets diese reich verzierten pyramidenartigen Türme erheben, blicken wir in eine glanzvoll leuchtende Ferne. Grüne Bäume, farbige, blaue und gelbe Pfeiler verbinden die einzelnen Vorhöfe. Schön drapierte Wächter stehen ernst und still am Wege, den wir betreten. Als Abschluß dieses malerischen Blicks gewahren

wir die Nandihalle, unter der der heilige Stier, dem Heiligtume zugekehrt, ſich die Schnauze leckend, behaglich ausgeſtreckt, ruht. Der fünf Meter lange Stier (Nandi) iſt aus einem einzigen, ſchwarzen Granitblock gearbeitet und ſteht der guten ägyptiſchen Skulptur näher, als alle Menſchenbilder der indiſchen Tempel.

Die rechte Seite des Hofes, in der die Nandihalle ſteht, wird durch einen Portikus begrenzt, in dem zwiſchen jedem Säulenpaar ein von Butter und Oel ſchwarz glänzender Lingam-Phallus (etwa hundert im ganzen) zur Anbetung aufgeſtellt iſt. Hier werden die Opfergaben dargebracht. Auf der linken Seite des Hofes ziehen ſich die Prieſterwohnungen hin, kleine Häuſer, die verſteckt und heimlich in dichten Büſchen liegen. Geht man um den ſich frei und ſtolz zum Himmel erhebenden großen Shiwatempel herum, ſo ſteht man überraſcht und bewundernd vor einem kleinen Schrein, der dem Shiwaſohn Subrahmanya geweiht iſt. Im Gegenſatz zu allen andern Pagoden, die wir bisher beſucht, herrſcht hier heiliger Friede; die einſame Verlaſſenheit, welche dieſen entzückenden Schrein umgibt, ſtimmt feierlich. Wieder, wie ſo oft in dieſem Land der Wunder, wähnt man ſich in „Tauſend und einer Nacht". Auf ſchlanken Palmen wiegen ſich Papageien; Nachtigallen ſchlagen in dem Geſträuch; langgeſtreckte, ſtolze Pfauen ſchreiten gemeſſen mit weit ausgebreitetem, ſchleppendem, ſchillerndem Schweif über den geheimnisvollen, ſtillen Hof; Geier und Adler gleiten ſchweigend in den Lüften auf und nieder. In mildem Abendleuchten liegt der phantaſtiſche Bau. Die fremdartigen, kleinen Figuren, die in langer Prozeſſion die Gopura umziehen, ſchimmern zart in goldenem Schein. Tief bewegt durch den wunderbar harmoniſchen Eindruck, waren wir unfähig, unſerm Empfinden Worte zu verleihen.

Der Schrein des Shiwaſohnes „Subrahmanya" iſt nicht nur der älteſte (er ſtammt aus der Blütezeit

indiſchen Kunſt, 11.—13. Jahrhundert), ſondern auch der ſchönſte. Im reinen Dravidaſtil gehalten, bildet er ein wahres Schmuckkäſtchen dieſer eigenartigen Architektur. Nicht überſchwänglich in der Ausſchmückung, erinnert er an Bauwerke aus der Zeit der Renaiſſance. Schlanke Säulen mit reichen Kapitälen umziehen den unteren Teil des Schreins, weiter oben ſtehen Gruppen von Säulen und Halbſäulen mit muſchelartigen Aufſätzen gekrönt, in die Statuetten eingeſtellt ſind. Zwiſchen dieſen architektoniſchen Gliederungen ſind einzeln und paarweiſe Geſtalten aus der indiſchen Götterwelt eingeordnet. Nirgends aufdringlicher Bilderſchmuck, alles maßvoll verteilt, ſehr im angenehmen Gegenſatz zu jenen Gopuren, an denen über- und durcheinander abſtruſe Götzenbilder aufgehäuft erſcheinen.

In nächſter Nähe des Tempels befindet ſich der von einer hohen Mauer umgebene heilige Teich, aber das gelbe Lehmwaſſer wird nicht zum Baden, nein, nur zum Trinken benutzt. Wieder ein Beweis, daß beim Hindu materielle Reinheit ſich nicht mit innerer Reinheit deckt. Das ſchmutzigſte, übelriechendſte Waſſer, wenn es aus einem heiligen Teich geſchöpft wird, reinigt den Menſchen, während das reinſte Quellwaſſer aus der Hand eines Mannes von niedriger Kaſte als etwas Verderbliches mit Abſcheu zurückzuweiſen iſt. In Gefäße gebracht, erſcheint das Waſſer dieſes Tanks einigermaßen klar, was als ein beſonderes Wunder betrachtet wird. Männer und Frauen füllen hier ihre Lotas, kleine Trinkgefäße aus Meſſing oder größere Tonkrüge, die ſie gefällig auf den Hüften aufſtellen oder ſtolz auf dem Kopfe tragen. Die Frauen ſind ſchöne, ſtramme Geſtalten, im Gegenſatz zu dem ſchwächeren, männlichen Geſchlecht. Die Weiber haben eine vorzügliche Haltung, einen intelligenten Geſichtsausdruck und hüllen ſich in eine höchſt maleriſche, meiſt rote Gewandung, deren eines Ende ſhawlförmig über die linke Schulter geworfen wird.

Am Ufer des eben erwähnten Teiches bietet die „Schwarzkirche" einen recht überraschenden Anblick. Schwarz war im 18. Jahrhundert hier Missionar, und seiner Verwendung bei der englischen Regierung verdankte der vorletzte Maharadja Scharfodschi, daß er nicht abgesetzt wurde. Der dankbare Regent stiftete ihm dafür eine Marmortafel, auf der zu lesen ist, daß „Herr Schwarz aus Preußen" bei Christen, Hindus und Moslim gleich beliebt war.

Von hier aus fuhren wir zum Palast des letzten Maharadja von Tanjore, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb und denselben seinen achtzehn Königinnen hinterließ, von denen noch vier am Leben sind. Es ist ein weitläufiges Gebäude. Durch ein Wirrsal von Toren, Gängen und schachtartigen Korridoren gelangt man zu der fünfstöckigen Residenz der alten Damen. Neben dem Palast wird in einem eigenen Gebäude die sehr bemerkenswerte Bibliothek verwahrt, die achttausend höchst interessante Palmblattbücher besitzt. Ein solches Buch besteht aus einer Reihe linealförmiger Palmblätter, in welche der Text mittels eines Griffels eingeritzt ist; sie werden übereinandergelegt, auf einen Faden gereiht und dann zwischen zwei Holzplatten gepreßt. Außerdem besitzt diese Bibliothek, die reichste Indiens, noch achthundert Manuskripte in Sanskrit. Nun folgt die Schatzkammer, auf die unser Führer sehr stolz schien, in der aber wenig zu sehen war. Die kostbaren silbernen Howdahs — die von Elefanten getragenen Pavillons — sind nach Delhi verschickt und die paar zurückgebliebenen Elefantengeschirre, Sternschilde mit daraus hervorspringendem Schwert, erscheinen minderwertig; nur die goldenen Ringe und Hülsen für die Zähne der Prunkelefanten dürften als wertvoll erachtet werden. Die Ecken und Nischen dieser „Schatzkammer" sind mit sehr komischen kleinen Bildern, Farbendrucke in glatten, verblichenen Mahagonirahmen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt.

Außerdem bleibt noch der Tulugu-Durbar zu sehen, ein großer Empfangssaal, der mit verblaßten, europäischen Möbeln ärmlich ausgestattet ist. An den Wänden hängen die Porträts der Maharadjas von Tanjore, das Hauptkunstwerk ist aber die von Flaxman ausgeführte große Granitfigur des Fürsten Scharfodschi, die mit gefalteten Händen auf der Estrade steht. In einem andern Saale, der bei weitem festlicher aussieht als der Tulugu-Durbar, gewahrt man eine große, weiße Marmorstatue des Missionars Schwarz — ob die Farbe des Materials wohl die des Modells andeuten soll? Hinter einer der hohen Mauern, die einen engen Hof umschließen, erklingt traurige Musik. Es sind die „Gärten" der vergessenen Königinnen, in denen die „Hofkapelle" spielt. Wir begegnen einer der armen Damen, deren Vermögensverhältnisse sehr reduziert sein sollen, als sie eben von ihrer täglichen Spazierfahrt im Schritt heimkehrt. Sie sitzt in einem zweirädrigen, geschlossenen, gelben Kasten, der mit weißen Ochsen bespannt ist. Neugierig lugt sie durch die Spalte der Läden, die den kleinen Fenstern vorgeschoben sind. Der Palast der Königin liegt im Fort. In einem äußeren Hofe wird exerziert und kaum bekleidete Eingeborene machen ihre Reitübungen auf sehr gut gehaltener Bahn. Beim Verlassen des Palastes und der Festung kommen uns die Elefanten der Königinnen entgegen, acht ungeheure Tiere; ihre Wärter, die Mahouts, sitzen hinter ihren Ohren auf dem Halse. Die Elefanten wiegen sich auf ihren Riesenbeinen hin und her und strecken den Rüssel weit vor, was soviel als Bakhschisch heißen soll.

Auf den Bahnhof zurückgekehrt, nahmen wir in dem neuen, ganz vortrefflich eingerichteten Stationshause ein Bad, und fanden die Zimmer von überraschender Reinlichkeit. Unser „Dinner" bekamen wir im Wartesaal des alten Stationsgebäudes serviert. Hier hatten sich Händler mit allen Erzeugnissen der Stadt eingefunden. Be-

ſonderes Intereſſe erregten höchſt feine Schnitzereien von Tempeln und Phantaſietieren, die auf den erſten Blick aus Elfenbein gefertigt zu ſein ſcheinen, aber aus dem Mark eines Baumes hergeſtellt werden. Dieſes „pith“, wie es engliſch heißt, iſt dasſelbe Material, aus dem auch hier die leichten Tropenhelme angefertigt werden.

Mit dem Abendzug um elf Uhr verließen wir Tanjore, um nach Madras zu fahren. Wir hatten verſäumt, dem Beiſpiel der Frau von R. zu folgen, und nicht, wie ſie, ein ganzes Coupé bezahlt, ſondern gehofft, wie bisher, auf unſere drei Billetts allein in einem Abteil untergebracht zu werden. Aber der Zug war überfüllt. Ich mußte mich in ein Coupé II. Klaſſe ſtecken und als eine Reiſende zweiter Güte behandeln laſſen. Es war eine entſetzliche Reiſe. Die ganze Nacht hindurch befand ich mich, zuſammen mit einer engliſchen Dame, die ſich als Gouvernante auf fünf Jahre nach Bangalore verpflichtet hatte, in einem Verteidigungszuſtand gegen all die Eindringlinge, welche Platz bei uns ſuchten. Bald ſtürzte ein Europäer in das Compartiment, mit einigen Verwünſchungen wieder ausſteigend, weil es das Damencoupé, bald ſauſte ein Paket durchs Fenſter, bald ein Bettballen durch die Türe, gefolgt von einem beturbanten Mohammedaner oder einem Halfcaſt.*) Jedesmal ſprangen wir kampfbereit aus unſern Betten, ergriffen das Gepäck und ſchleuderten es zum Fenſter wieder hinaus. Mitten in der Nacht, als wir das Licht verdunkelt hatten und eingeſchlafen waren, hörten wir ein Geräuſch, erwachen und ſehen eine weiße Geſtalt in unſer Coupé kriechen, die plötzlich hoch und lang vor uns aufſteht. Wir erheben ein furchtbares Geſchrei, der Eingeborene flüchtet, und wir verbarrikadieren nun die Ausgänge mit allem, was

*) Halfcaſt und Euraſier = Halbblut. Abkömmlinge von Aſiaten und Europäern.

wir an Gepäck haben, und binden mit einem langen Shawl die sich gegenüberliegenden, ausnahmsweise nach außen sich öffnenden Türen an den Klinken fest. Aber von Schlafen war gar keine Rede mehr, und wir verplauderten den übrigen Teil der Nacht. Die arme Gouvernante erzählte mir, daß sie direkt von England käme und vollkommen fremd ohne irgendwelche Vorstellung über die sie erwartenden Verhältnisse zu einer englischen Familie reise, welche in Bangalore, einer südindischen Bergstadt, wohne. Der Gehalt der Gouvernante ist sehr hoch; aber so ein armes Geschöpf muß in seiner Stellung fünf Jahre ausharren, will es Anspruch auf Vergütung der Rückreise erheben.

5. Dezember. Wir kommen morgens um acht Uhr in Madras an. Nach dieser schlechten, halbdurchwachten Nacht war der Wirrwarr, der Tumult, welcher uns beim Verlassen des Zuges empfing, Sinne raubend. Welch' eine Menschenmenge umwogte uns! Ganz nackte Schwarze, völlig bekleidete Mohammedaner, Weiber grellrot drapiert und mit klirrendem, glitzerndem Schmuck rings behängt. Alles stößt und schreit aufeinander ein. Man versteht niemanden und wird von niemandem verstanden. Eine große Menschenwelle erfaßt uns und schiebt uns aus der Bahnhofshalle in neues Gewühl hinaus, das uns von allen Seiten umschließt. Wagen jeder Art halten dichtgedrängt auf dem Platze. Equipagen, Karren, Yutkas (die Droschke der Eingeborenen), Riclas — Stangensitz auf der Achse eines leichten, mit einem Zebuochsen bespannten Deichselgestells, einem Rennwagen gleichend — gedeckte und offene Bullokcarts, geschlossene Droschken, offene Viktorias, und zwischen Wagen, Pferden und Zebus eingekeilt, angeschrien von tausend Kutschern und Kulis, stehen wir verwirrt und wollen eben in einen Wagen einsteigen, da schlüpft auch schon von der andern Seite ein frecher

Euraſier herein und fährt davon. Kleinlaut und froh, daß wir das Leben haben, ſehen wir uns nach einem andern Gefährt um und fühlen uns wie aus großer Lebensgefahr gerettet, als wir endlich in einem kleinen Einſpänner, gleich Heringen zuſammengequetſcht, Platz genommen haben. Die Boys haben wir natürlich verloren, aber auf den langen Arm der engliſchen Juſtiz vertrauend, bekümmern wir uns nicht weiter um unſere ſechsundzwanzig Stück Gepäck und überlaſſen alles der Dienerſchaft, die dasſelbe auch nach etwa anderthalb Stunden ſeufzend und ſtöhnend auf zwei Ochſenwagen ins Hotel bringt. Die Aya hatten die Boys, ich glaube aus Bosheit, unterwegs verloren. Ohne eine „Anna" Geld im Sacktuchzipfel, wurde ſie heulend unter einem Baume ſitzend von einem Policeman aufgefunden, der ſie unter Verzicht auf Belohnung im Hotel ablieferte. Der arme Pavian hockt halb beſinnungslos an der Wand und kann ſich vom Schrecken nicht erholen.

Wir waren, wie geſagt, zum Hotel vorausgefahren. Der Weg führte durch breite, ruhige, herrliche, von Rieſenbäumen beſchattete Landſtraßen, wovon eine, wie wir ſpäter hörten, die Hauptſtraße der Stadt Madras — Mount Road — geweſen war. Jedoch von Häuſern nirgends eine Spur; ab und zu blitzte hinter dichtem Grün in parkähnlichem Garten mit ein paar Kilometer Straßenfront etwas Weißes hervor — das Bungalow (Landhaus) irgendeines Reichen. Dann kommen wir über einen Platz, wo ein großes Gebäude ſteht mit der Firma „Spencer & Co." Es iſt dies ein engliſches Warenhaus, in dem man ſozuſagen alles bekommt; hierauf folgt eine große, breite, ſonnige Straße mit ein paar kleinen, einſtöckigen Häuſern, dann wieder eine dunkle, prachtvolle Allee, in der man zwiſchen ein paar Palmen „Chimistri" (Apotheke) leſen kann oder unter Schlinggewächſen eine Anzeige erblickt, daß hier Räder repariert und gekauft werden können. Aber

das ist doch keine Stadt, das ist ein phantastisch großer Riesengarten! Endlich, nach dreiviertelstündiger Fahrt, erreichen wir das „Hotel Connemara", und vor einer von Säulen getragenen Halle hält unser Wagen. Eine Schar Menschen stürzt auf uns zu. Sie reißen uns vor lauter Hilfsbereitschaft förmlich aus dem Vehikel heraus. Jeder will helfen, jeder verdienen. Doch wir haben nur uns selbst und die Schirme bei uns, welche wir seit dem großen Volksgedränge auf dem Bahnhof krampfhaft, als wären sie ein Rettungsanker, umklammert halten.

Das Hotel liegt in einem Garten. Es besteht aus zwei langen, schmalen, vierstöckigen Bauten mit Balkons ringsum. Die Häuser sind durch einen Hof getrennt. Der Aspekt des Hotels deckt sich jedoch leider nicht mit dem inneren Komfort, und wenn auch der große luftige Salon mit seiner kolossalen Punkah ganz einladend wirkt, so sind die Zimmer, das Essen, die Bedienung keineswegs auf gleicher Höhe mit dem äußerlich ganz luxuriös aussehenden Haus. Graf Lippe bezieht einen Verschlag, der von dem Speisesaal durch eine leichte Bretterwand abgegrenzt ist, wodurch er den Vorzug hat, allen Rauch, Lärm und Eßgeruch mitzugenießen. Wir bekamen wohl einen größeren Raum, aber von ganz seltsamer Einteilung. Derselbe durchkreuzt den ganzen, schmalen Hausbau und wird in der Mitte durch eine hohe nicht ganz bis zum Plafond reichende Wand in zwei Zimmer geteilt. Das vordere Gemach ist der sogenannte Salon mit einer nicht schließenden Flügeltür und einem Fenster. Der andere Teil dient als Schlafzimmer und wird nur durch die spärliche Oeffnung über der Bretterwand ventiliert und beleuchtet. In diesem dunkeln, dumpfen Raum, in dem es feucht und modrig riecht (es herrscht noch die Regenperiode), stehen zwei schmale, kurze Betten mit einem Holzkreuz als „Sprungfeder" und einer zweifingerdicken Baumwolldecke als „Roßhaarmatratze"; darüber ein defektes

Moskitonetz auf einer Stellage, die ich jeden Abend an ein paar Stühle anbinden muß, damit sie nicht umfällt. Hinter diesem Schlafzimmer liegen Toilette und Badekabinett mit Türen auf den Hof, während Fenster und Türen des sogenannten Salons auf eine von Fremden und Eingeborenen begangene Halle münden, so daß man wirklich ganz gleichgültig dagegen werden muß, ob man in mäßig bekleidetem Zustande gesehen wird oder nicht. Ratten, Mäuse und Eichhörnchen schlüpfen durch Türe und Fenster und lassen sich trotz des Nachtlichts nicht von ihrem vergnügten Rendezvous unter meinem Bette abschrecken. Es piepst, raschelt und quiekt die ganze Nacht. Hier und da gleitet etwas seltsam zart über die Strohmatte — ob es wohl eine Schlange ist —, mir fehlt der Mut, nachzusehen, trotzdem ich bisher überhaupt noch keine Schlange in Indien sah, außer jenen der Schlangenbändiger. Selbstverständlich gibt es auch bessere Zimmer, als die beschriebenen, wenngleich die Einteilung immer ähnlich, aber das Hotel ist so überfüllt, daß wir überhaupt froh sein müssen, ein Unterkommen zu finden.

Nach einem erfrischenden Bade begaben wir uns in den Speisesaal. Es ist ein luftiger Gartensalon mit dem Blick ins Grüne. Viele einzelne größere und kleinere Tische stehen gedeckt bereit, unzählige barfüßige Muselmänner in einst weiß gewesenen Gewändern mit schwarzen Kokarden auf dem Turban und mit einem schwarzen Streifen am Arm, versehen Kellnerdienste. Aber sie sind schlecht verteilt. Entweder stürzen sich alle zugleich auf unsere leeren Teller, oder keiner bringt etwas zu essen. Und was war das für ein Essen, wenn wir es endlich bekamen! Wie soll der Mensch davon satt werden! Da erhält man ein mit Tomaten gefärbtes, fettes Wasser, das nennt sich Suppe; als Entrée auf einem sehr großen Teller ein sehr kleines, rundes Croûton, auf dem eine beinahe unsichtbare, mit einem Atom Mayonnaise gefüllte Olive liegt, dann

ein talergroßes Stück kalten Fisches voll Sandkörner — alle Fische werden zum Schutz gegen die Fliegen in den Sand eingegraben — mit einer Scheibe Kartoffel, einer Scheibe Gurke, einer Scheibe rote Rübe und einem Blättchen Salat garniert; ein wirklich reizendes Bukett, aber kein „Gang". Hierauf als pièce de resistance ein Fleischpflanzerl als Kotelett maskiert. Ferner Kohl in Rauchwasser gekocht, und als Braten wieder auf großem Teller eine Achtel-Schnepfe auf kleinen Croûtons serviert. Zum Schluß gab es wieder den ewig sitzenbleibenden Sagopudding — Käse, Obst —.

Das Menu klingt beinahe üppig, und wenn man das Zeug essen könnte, stände es mit der Ernährung nicht so schlimm, aber alles hat einen so seltsam spezifisch indischen Geschmack — halb rauchig, halb modrig. Das mulstrige Brot läßt sich nur als Toast genießen. Der geschmacklose Tee ist eine grünschwarze Brühe und darf nur ohne Milch getrunken werden, denn Butter und Milch sind aus hygienischen Rücksichten verpönt. Roastbeef sieht aus wie bleichsüchtiges Pferdefleisch, Kalbfleisch wie helles Leder und die Hühner sind so zäh und langfaserig, daß sie sich in die Zähne verwickeln und man sie nicht zu kauen vermag. Bananen und Mandarinen erweisen sich eigentlich als der einzig ungetrübte kulinarische Genuß; sie sättigen und erfrischen. Die Herren behaupten zwar, daß Curry und Reis nicht zu verachten sei, nun das ist Geschmacksache, ich konnte das gepfefferte Zeug, das sich wie ein Feuerbrand in den Magen senkt, nicht genießen. Jedenfalls ist es die Speise, von welcher der Engländer in Indien lebt, und die, wie man sagt, nur in Indien mit Raffinement bereitet wird.

Obschon wir uns durch die eben geschilderten Mahlzeiten weniger gesättigt und gekräftigt fühlen, als die Länge des Menus voraussetzen läßt, ziehen wir aus, die verborgene Stadt zu suchen. Wir nehmen einen Wagen, da

die Entfernungen für Rickſhaws, die hier wie auf Ceylon gebräuchlich, zu groß ſind. Die armen Kulis, die den Dienſt des Zugtieres verſehen, können die Anſtrengung höchſtens fünf Jahre ertragen, dann kranken und ſterben ſie, und wenn man das erſt einmal weiß, verliert man alle Freude an dieſen paradieſiſchen Wägelchen. Wir fahren endloſe Strecken durch lange Alleen von prachtvollen Akazien über Raſenplätze, auf denen Vieh weidet, am Fort vorbei über die mit großartiger Raumverſchwendung angelegte, von breiten Straßen durchquerte Eſplanade, welche Affenbrotbäume mit efeuartigem Blatt beſchatten. Jenſeits dieſer Anlage, auf der ſich das ganze Sportsleben der Madraleſen wie der Europäer abſpielt, ſehen wir ein paar palaſtartige Bauten. Das iſt die Stadt, das muß ſie ſein. Dorthin fahren wir. Aber es iſt nur eine Reihe großer Gebäude, das Gouverneurhaus, das aus roten Ziegeln halb in arabiſchem, halb im Hinduſtil errichtete Juſtizgebäude, das Muſeum, halb gotiſch, halb Renaiſſance, die elegante Bibliothek und das Obſervatorium, deſſen Zeitbeſtimmung für ganz Indien maßgebend iſt. Dann ſteht man wieder auf einer Wieſe. Wo iſt nur die Stadt, wo wohnen die Menſchen, die von hier aus regiert werden? Man weiſt uns zum Hafen.

Eine neun Meilen, ſage fünfzehn Kilometer lange Straße mit ein paar Häuſern bildet das Geſchäftsviertel der Europäer (4000 E.). Die wichtigſten Handelsartikel ſind Baumwolle, Getreide, Indigo. Iſt das eine Stadt? Madras erſcheint ſehr merkwürdig, es iſt ſo weitläufig gebaut, daß man ſelten einen Häuſerkomplex beiſammen ſtehen ſieht, der eine größere Stadt vermuten läßt. Freilich ändert ſich der Eindruck ſofort, wenn man durch die „Blacktown", das Viertel der Eingeborenen, fährt. Man ſieht hier Häuſer und Menſchen die Fülle und glaubt ſchon eher an eine Einwohnerzahl von 460 000 Köpfen. Die Straßen ſind reinlich. Die Häuſer beſtehen aus freundlichen Erdgeſchoſ-

ſen von Stein, mit dem ſchon öfter beſchriebenen Vorbau. An der Wand dieſer Halle ſtehen Bänke oder niedrige, vierbeinige, divanartige Geſtelle mit einem Rahmen, den kreuzweiſe geſpannte Gurten oder ein Gitter von Palmblattfaſern überziehen. Beide ſind Schlafſtellen, auf denen die Bewohner des Hauſes während der „Periode der Unreinheit" ſchlafen, d. h. nach Begräbniſſen, nach Geburten, und auch die Witwe iſt hierher verbannt. — Wenn man morgens an den Häuſern der Eingeborenen vorbeikommt, kann man beobachten, mit welcher Sorgfalt das Hinduweib ihr Haus putzt und fegt. Der Eingang und die Straße vor demſelben wird mit Arabesken in farbigem Sand kunſtvoll verziert. Die Arabesken zeichnet die Frau aus freier Hand, während die einrahmende Bordüre, Fiſche, Vögel, Blumen, mittels einer Schablone geſchickt in verſchiedenen Farben ausgeführt wird. Natürlich iſt das Reſultat dieſer alltäglichen mühevollen Arbeit, die zu großem Wetteifer zwiſchen den Nachbarinnen anregt, ſehr vergänglicher Natur, denn kaum vollendet, wird ſie auch ſchon durch die Vorübergehenden wieder zerſtört. Hier in der „Blacktown" herrſcht ein überaus lebendiges Treiben; es wimmelt von Menſchen. Die Männer wirken verblüffend nackt, ſehr viel nackter als alle, die wir bisher in Indien geſehen hatten. Sie fallen mehr auf, weil es lauter ſtarke, kräftige, wohlgenährte Geſtalten ſind, nicht dürr und ſchwach wie jene in den ſüdlichſten Provinzen des Feſtlandes. Die Frauen ſind hübſche Erſcheinungen. Viel trägt zu dieſem Eindruck ihr maleriſches Koſtüm bei. Rote, grüne und blaue Schleier mit andersfarbigen Bordüren, umhüllen togaartig ihre Figur, und reicher Schmuck, wenn auch meiſt nur aus Meſſing, glitzert überall an ihnen. Das glattgeſcheitelte Haar tragen ſie am Nacken zu einem chignonartigen Knoten geſchlungen. Reizend ſind die kleinen nackten Knaben und Mädchen, die auf ihrer ſamtartigen Haut an einer ſilbernen Gürtel-

kette als Feigenblatt ein ſilbernes Pfeifchen oder Herzchen tragen.

Wir wollten einige Einkäufe in Muſſelinen machen, und hätten dieſelben gerne vom Wagen aus beſorgt, denn die zahlreiche, fettſäuerlich riechende Nacktheit um uns herum hatte etwas Beängſtigendes und Anwiderndes. Aber wir mußten ausſteigen, da half kein Widerſtreben. Einer von den nackten Eingeborenen, mit langen mächtigen Armen, ſtraff vom Kopfe abſtehenden ſchwarzen Haaren, wild funkelnden, tatendurſtigen Augen, hatte uns in Entrepriſe genommen, und wir waren gezwungen, ihm zu folgen. Wollten wir Stoffe anſehen, ſo mußten wir ausſteigen, drückten ſeine ſehr energiſchen Bewegungen aus. Wir verließen deshalb den Wagen und traten in die kleine Vorhalle, von der aus wir widerwillig, rein aus Artigkeit, weil wir die Leute zu beleidigen fürchteten, in einen inneren, faſt licht- und luftleeren kleinen Raum weitergingen, wo der Beſitzer des Ladens auf dem Boden kauerte. Würdevoll werden wir von ihm empfangen, feierlich auf eine Kiſte geſetzt, und nun drängt die ganze nackte Geſellſchaft nach. Es iſt zum Erſticken. Von großem Unbehagen erfaßt, denkt man plötzlich an alle die Erkrankungsmöglichkeiten, die ſolch nahes Zuſammenſein mit den Eingeborenen ſchafft.

Aber hier iſt ein Entrinnen ſchwer. Wir ſind umzingelt, die Türe iſt belagert. Mehr als ein Dutzend dienſteifriger Schwarzer beeilt ſich, aus Kiſten, Kaſten und Schränken, aus einem noch finſtereren Nebenraum, aus dem Nachbarladen Stoffſtücke herbeizuholen. Wir fanden nicht, was wir ſuchten, und wollten gehen. Doch wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Unſer Impreſario rollte die Augen fürchterlich, fuchtelte mit ſeinen Affenarmen durch die Luft, pries die Ware in ſeinem engliſchen Geſtammel über den Schellenkönig, behauptete, es gebe nicht beſſeres, rief den Boy als Zeugen für ſeine Worte auf, benahm ſich wie ein Beſeſſener — kurz, es blieb nichts anderes

übrig, als das zu kaufen, was er ausgesucht hatte. Kaum war dann der Einkauf bezahlt, als er uns mit Grazie und Gewandtheit, alle andern Unterhändler ferne haltend, zum Laden hinausbugsierte. Jetzt wußte er auf einmal, was wir suchten, ja, dafür gab es einen bestimmten Laden, den er kannte. Wieder machten wir dieselben Szenen durch. Unser Native war wirklich ein unvergleichlich geschickter Handelskommis. Mit liebenswürdiger Verschmitztheit verstand er es, dem Käufer, dem Verkäufer, vor allem aber sich selbst gerecht zu werden. Als wir Abschied nahmen und er seine Prozente bekommen hatte, hob er triumphierend seinen Buschmannskopf und lachte, als ob all sein Tun nur ein Scherz, nur ein Vergnügen gewesen.

Die batistartigen Musseline, welche für die kostbaren Schleier der Eingeborenen bestimmt sind, bilden eine Spezialität von Madras; sie werden mittels Handwebestühlen hergestellt, bei denen die geschickten Finger der Hindus einhundertsechsundzwanzig Werkzeuge in Bewegung setzen und Stücke von solcher Feinheit liefern, wie gleichwertiges in Europa nicht angefertigt wird.

Auf dem Rückweg nach dem Hotel kamen wir an einem Hindutempel vorbei, in dessen Umgebung alt und jung damit beschäftigt war, die Straßen mit Palmblättern zu überdachen, und lange Bambusstangen mit Querhölzern zu versehen, welche, mit vielen Lämpchen behängt, bei dem bevorstehenden Fest in dem großen abendlichen Zug als Leuchte zu dienen haben. In einer Umzäunung stand unter einem Mattendach, mehrere Etagen hoch, ein schön aus Holz geschnitzter und farbig bemalter Prozessionswagen, der bei den religiösen Akten eine Hauptrolle spielt. Die auch hier im Drawidastil gehaltenen Hindutempel bleiben in Madras allen Europäern verschlossen. Als hervorragendste „Pagode" gilt der Krishnatempel am heiligen Teich, im Stadtteil Triplecani, der südlich von unserm Hotel gelegen ist, wo sich noch ein Kranz weitläufiger Vorstädte ausbreitet. —

Die fünfzigtauſend Moslims in Madras haben nur kleine Moſcheen. — Wir begegneten dem Gouverneur, deſſen Equipage mit der Zirkuskaroſſe eines Jahrmarktes viel Aehnlichkeit zeigte. Die Fahrt zum Hotel zurück war ſehr heiß. Der rote Sand des eiſenhaltigen Erdbodens wehte uns glühend entgegen.

Nachmittags produzierte ſich eine Gauklerbande vor unſerm „Salon“. Die Leute ließen den bekannten Mangobaum wachſen, und führten uns als überraſchendſtes Kunſtſtück das gefeſſelte Mädchen vor. In einem runden Korb liegt, feſt an die Wandungen angeſchmiegt, das junge Hinduweib, und ohne es zu verletzen, wird das Baſtgeflecht nach allen Seiten hin mit einem langen Schwert durchſtochen. Der Korb iſt verhältnismäßig klein, das Mädchen dabei groß und kräftig, ſo daß es mir völlig unverſtändlich blieb, wie es möglich war, daß es ſich während des Durchſtechens wirklich im Korbe befand. Es ſchien in der Tat Hexerei im Spiel zu ſein.

Abends laſſe ich mein Wackelbett in den „Salon“ ſtellen. Eine Punkah hängt am Plafond, die während drei Stunden von einem alten Weibe für zwei Annas — fünfzehn Pfennige — gezogen wird. Das elende Geſchöpf hält ſich für gut bezahlt. Leider weint und kracht die luftſpendende Vorrichtung ſo ſehr, daß ich auf Erfriſchung verzichten muß und erſt in der Morgenkühle einſchlafe.

Frau von R. und Herr Federer, die mit uns in Madras eintrafen, ſind geſtern gleich nach Bombay weitergefahren. Heute folgen Baron Gemmingen und Frau, mit denen wir hier für einen Tag zuſammen waren. Wir teilen uns in drei Parteien und treffen uns in größeren Städten immer wieder. Die letzte Erfahrung auf der Eiſenbahn hat bewieſen, daß gemeinſames Reiſen faſt unmöglich iſt.

6. Dezember. Es regnet. Heißes Waſſer ſcheint vom Himmel herabzufallen, und man fühlt ſich wie in einem Dampfbad.

Heute morgen besuchten wir gleich nach dem Frühstück den prachtvoll gehaltenen botanischen Garten. Er ist voll der schönsten und seltensten Pflanzen, und insbesondere wegen seiner wundervollen Taliputpalmen berühmt. Diese Palmenart blüht erst mit fünfzig oder achtzig Jahren. Die ganze Baumkrone soll dann in einem dreißig Fuß hohen gelben Blütenbüschel aufgehen, welcher nach dem Abblühen abknickt. Hiermit ist die Lebenskraft der Palme erschöpft, sie stirbt.

Das Museum, in das wir uns jetzt begaben, gilt besonders wegen der naturhistorischen Abteilung als sehenswert. Man bekommt durch dessen Besuch eine Vorstellung von der indischen Tierwelt, der Schlangen und Vögel, sowie der Pflanzen und der Steine, unter denen der Glimmer eine wichtige Rolle spielt.

Auf der sogenannten „Insel", einem Stadtteil von Madras, liegt der „peoples park", ein unendliches Stück Land mit großen Gartenanlagen, Laub- und Palmwäldern, Flüßchen, Weihern, alles viel zu weitläufig, als daß wir Zeit gehabt hätten, diesen riesigen Volksgarten zu umfahren. Eine Menagerie bildet den Mittelpunkt des Gartens und übt die größte Anziehungskraft auf alle Eingeborenen. Es sind wenig Tiere in dem Zwinger untergebracht, aber lauter ausgesuchte Exemplare, die zu Ehren der Besucher von den Wärtern extra gereizt werden, um recht lebenswahr interessant und fürchterlich zu wirken.

In Madras ließen wir zum erstenmal auf indischem Boden unsere Wäsche waschen. Nach ein paar Stunden hat man seine Sachen wieder, aber mit welchem Geruch, und wie sieht die Wäsche aus? Die „Dhobis" (Wäscher) schlagen die Stücke mit aller Kraft auf Steine, sie werden selten oder nie ausgekocht und statt der Seife mit einer grauen Schmiere behandelt. Alles kommt zerrissen und verschlissen wieder. Die Herrenhemden sind so zerfetzt, daß man nur mit der Schere helfen kann. Die Berechnungsweise für

gewaſchene Wäſche iſt in ganz Indien dieſelbe und ganz verſchieden von der bei uns in Europa üblichen. Man zahlt nach der Stückzahl, etwa hundert Stück vier bis fünf Rupien.*) Doch die Dhobis laſſen mit ſich handeln.

In den Hotels werden keine detaillierten Rechnungen aufgeſtellt. Man zahlt einen bei der Ankunft ausgemachten Penſionspreis, gleichgültig, ob man einen Tag oder eine Woche bleibt. Ein angebrochener Tag muß ſelbſtverſtändlich voll bezahlt werden. Alles, was extra beſtellt wird, erhält man nur gegen Bons mit Unterſchrift. Letztere werden der Rechnung zur Kontrolle angeheftet und es kann bei ſolcher Einrichtung niemals ein Irrtum unterlaufen. Die gleich praktiſche und nachahmenswerte Einrichtung findet man auch auf den Lloyddampfern. Jetzt, zur Zeit des Durbars, ſind die Preiſe erhöht, und ſtatt fünf bis acht zahlt man ſieben bis zehn Rupien per Tag. In dieſem Preis iſt Zimmer und Verköſtigung einbegriffen. Letztere beſteht aus einem Frühſtück, das durch den eigenen Boy ins Zimmer gebracht und meiſt noch im Bett genommen wird. Das Frühſtück, „Tſchota hazerie" — oder Frühtee — beſteht aus Tee, Toaſt, Jam und Früchten. Um neun Uhr folgt das Gabelfrühſtück, um zwei Uhr das Tiffin, um fünf Uhr oder nach Belieben Tee, und abends acht Uhr das Dinner, zu dem man ſtets Toilette macht, die Damen im Abendkleid, die Herren im Smoking erſcheinen. Ueber die Reichhaltigkeit und zugleich Armſeligkeit des Eſſens habe ich mich bereits ausgeſprochen, aber nicht geſagt, wie monoton es iſt. Man bekommt beinahe zu allen Mahlzeiten immer dieſelben Speiſen, nur daß der Braten zwiſchen Hühner-, Hammel- und Bullokfleiſch abwechſelt, was aber alles gleich ſchlecht iſt. Vom Tafelgetränk gilt Whisky und Sodawaſſer

*) Eine Rupie iſt infolge des geſunkenen Silberwerts ſtatt zwei Mark nur eine Mark dreißig Pfennig wert. Sie repräſentiert die indiſche „Landesmünze" und wird in ſechzehn Annas à zwölf Pais eingeteilt. Hunderttauſend Rupien ſind ein Lakh.

als das Geſündeſte, aber es gibt auch einige andere Erfriſchungen, Limonaden aller Art nebſt Pilſener Bier. Wein wird wenig getrunken, obwohl in den beſſeren „refreshment-rooms“ wie die Reſtaurationen auf den Bahnhöfen heißen, Batterien von Weinflaſchen mit heimatlichen Etiketten, Deidesheimer und Liebfrauenmilch, auf den Tiſchen eingeſtellt ſind. Auch St. Julien und Burgunder ſtehen wohl ſeit Jahren hier, denn ich ſah nie jemanden, der ſich an den Schauſtücken vergriffen hätte.

Nachdem wir heute früher als gewöhnlich diniert hatten, begaben wir uns auf den Bahnhof, wo die beſtellten Coupés, mit unſerm Namen verſehen, bereitſtanden. Um acht Uhr begann unſere ſechsunddreißigſtündige Fahrt nach Bombay. Der von uns benutzte ſogenannte „mailtrain“ hatte übrigens keineswegs den Charakter eines Schnellzuges. Auf jeder Station wurde gehalten, gepfiffen, getobt, und von ruhigem Schlafen war in dieſer Nacht nicht viel die Rede.

Es iſt Vollmond. Als ich einmal während der Fahrt in die hellglänzende Mondlandſchaft hinausſehe, erblicke ich ein ſeltſam phantaſtiſches Bild. Weich gezeichnete Höhen ziehen ſich an ausgedehnten Waſſerflächen hin. Ein eigenartig geformtes Boot mit kühn gebläht, hellen Segeln gleitet über ſie weg. Ein Mann mit flatterndem Schleier ſteht am Steuer. Man glaubt, an Buchten des Meeres entlang zu fahren, und doch ſind wir tief im Binnenlande. Es ſind durch die Regenzeit hoch angeſchwollene Nebenflüſſe, die ſich hier mit dem Hauptſtrom, dem Pennar, vereinigen, und die mit ihren ſich ſtauenden Waſſern ein großes Gebiet überſchwemmen. Vom Meere her ziehen die pittoresken Fiſcherkähne herauf und befahren weite Strecken, die in wenigen Wochen ſmaragdgrüne Reisfelder decken, um nach ein paar weiteren Wochen wieder trockenes dürres Land zu ſein, auf dem kaum ein paar Halme wachſen.

7. Dezember. Gegen Morgen halten wir in Raishoor und haben das Gebiet des Nizam von Haidarabad betreten. Haidarabad ist das größte der unter englischer Oberhoheit stehenden sogenannten unabhängigen Fürstentümer Indiens. — Ein Arzt geht den Zug entlang und inspiziert alle männlichen Reisenden; eine Halfcast-Doktorin klopft an mein Fenster und verlangt meine Hand. Ich reiche sie schlaftrunken hinaus, sie fühlt meinen Puls, sagt: „thank you", und ich bin nicht mehr pestverdächtig. Die Wagen der dritten Klasse sind alle unter strengem Verschluß, und auch die Boys befinden sich hinter Schloß und Riegel, so daß unser „Tschota hazerie" lange auf sich warten läßt und wir dasselbe, als es erscheint, nicht mehr nehmen können, weil der Tee zu heiß ist und der Zug nicht länger wartet.

Zum Breakfast, das beste, welches wir auf der ganzen Reise trafen, sind wir in Wadi, wo die Bahn nach der Hauptstadt Haidarabad abzweigt, deren Besuch wir leider aufgeben müssen, um nicht in Delhi gerade mit dem Festtrubel zusammenzutreffen. — Waffenstarrende, kriegerische Männer, herrliche große Gestalten, stehen auf dem Bahnhof. Soldaten in der kleidsamen Uniform des Nizamschen Reiterregiments stiegen in unsern Zug. Die Leute sehen malerisch und zugleich theatralisch aus, in ihren rotpassepoilierten, auf beiden Seiten bis zur Taille geschlitzten, langen grünen Waffenröcken, mit ihren glitzernden Kettenepauletten und der roten spitzen Mütze, die mit einem blaugelbkarierten Turbantuch umwunden ist, dessen Enden über den Rücken herabfallen. An einem braunen Ledergürtel, der über einer hochroten Schärpe schließt, hängt der lange Säbel. Unter dem Waffenrock gelbbraune Hosen, an den Füßen braune Schuhe mit nach oben gebogenen Spitzen, weiße Strümpfe an den Beinen, die mit schwarzen langen Tuchstreifen bis unter die Knie umwickelt sind und unsere Gamaschen ersetzen. Diese Art Gamaschen werden auch von allen Europäern hierzulande in gleicher Weise getragen.

Die Eingeborenen zeigen im Durchschnitt eine hellere Gesichtsfarbe als die, welche wir bisher sahen, und beinahe alle gehen bekleidet. — Die Stationsgebäude sind hübsche Steinbauten mit Kuppeln. Das Land ist sehr kultiviert, und die Provinz macht den Eindruck der Wohlhabenheit. — In Scholapoor werden wir nochmals auf Pest und Cholera untersucht, und dann verlassen wir das Reich des Nizam, um eine Gegend zu durchfahren, die in ihren Reizen auffallend jener von Feldmoching gleicht.

8. Dezember. Es ist noch stockfinster, als wir früh um halb sechs Uhr in Bombay ankommen. Das bunte nervöse Treiben auf dem Bahnhof hat noch nicht begonnen. Wir können ohne Drängen und Stoßen ruhig eine enge Gepäckdroschke besteigen, in welche sich die Aya im letzten Augenblick einschiebt, aus Todesangst, sie möchte wieder verloren gehen. Durch die noch stille, schlafende Stadt fahren wir zum „Wattson Anex Hotel", einem hohen fünfstöckigen Bau, in dem wir Quartier bestellten und bekommen. Aber was für eines erwartet uns wieder! Das ganze Haus ist überfüllt, und Graf Lippe muß mittels einer Hühnertreppe einen Holzbau erklettern, über unzählige schlummernde Boys wegsteigen, um ein Zimmer zu erhalten, dessen Fenster in einen gedeckten Abfallhof geht, während die Türe in einen Korridor mündet. Wir beziehen eine Art Höhlengang, lang, schmal und dunkel. Das sogenannte „Zimmer" liegt mit dem Hof auf gleicher Höhe, hat zwei Glastüren, die zu einer Art Veranda führen, in der Kisten und alte Möbel aufgestapelt sind, und die nur durch ein Holzgitter von dem Platz abgetrennt sind, auf dem die bestellten Wagen der Fremden stehen, deren Kutscher mir jetzt belustigt zusehen, wie ich in luftigem, sehr luftigem Gewande eifrig schreibe. Außer dieser Türe hat unsere Höhle noch ein dunkelrotes Fenster, das man aber nicht benutzen kann, denn vor demselben promeniert die Ge-

ſellſchaft des Hotels auf und nieder. In einem kleinen finſteren Loch neben unſerm Schlafraum ſteht das tragbare Kloſett und eine große Badewanne, aber das Waſſer tröpfelt nur, und die Wanne füllt ſich kaum handhoch mit dem erſehnten Naß.

Ich war durch die lange Fahrt ermüdet, ließ mir deshalb mein Breakfaſt durch unſern Boy, den die Aya hoheitsvoll dirigierte, im Zimmer ſervieren und kam erſt zum Tiffin wieder zum Vorſchein, während die Herren unterdeſſen die Umgebung des Hotels durchforſchten. — Nach dem Tiffin machten wir eine Rundfahrt durch die Stadt.

Bombay, mit zirka 900 000 Einwohnern, liegt auf einer Inſel, die dem Feſtland vorgelagert iſt. Das „Fort", wie der Stadtteil kurzweg heißt, macht mit ſeinen Verwaltungsgebäuden und den Geſchäftshäuſern der Europäer einen ganz modernen und ſehr eleganten Eindruck. Erſtere ähneln Paläſten und ſind in einem von den Engländern vielfach in Indien angewandten Stil erbaut, einer Miſchung von Hinduſtil, italieniſcher oder engliſcher Gotik, mit Loggien, Türmen und hohen Bogenfenſtern. Die zwiſchen prachtvollen Anlagen und ſchattigen Bäumen liegende Gruppe von Paläſten grenzt an die weitläufige Eſplanade, den Sportsplatz von Bombay, der von ſchönen Alleen durchzogen wird und ſich bis nach der Back Bay ausdehnt, an deren ſandigem Strand abends die ganze faſhionable Geſellſchaft der Stadt zuſammentrifft. Von Appollo Bander, dem Landungsplatz der Paſſagierdampfer, zieht ſich durchs Fort eine ſchöne breite Straße bis zur „Native-town" (Eingeborenenſtadt), in der ſie ſich in tauſend Straßen und Gäßchen verliert.

Es hatte angefangen, ganz fein zu regnen. Schwüle, feuchte Luft verſetzte uns in einen faſt unerträglichen Zuſtand. Wir waren in Schweiß gebadet und fröſtelten, wenn vom Meere her ein kühler Windſtoß über uns hinblies. — Mit geteilten Gefühlen (es ſtarben im Bezirk Bombay allwöchent-

lich 7000 Menschen an der Pest) fuhren wir durch die Menschenmenge, die sich wie ein großer wirrer Knäuel in den engen, schmutzigen Gassen des Basars einherwälzte. — Die Basars sind meist lange Kaufmannsstraßen, in denen sich rechts und links endlose Reihen von Läden hinziehen. Hier findet der Eingeborene alles was er braucht, Lebensmittel sowohl wie die Erzeugnisse des Handwerks und des Kunstgewerbes, Fabrikate aller Art und tausend Dinge „made in Germany", die dem orientalischen Geschmack angepaßt sind. Jede Branche hat ihre eigene Straße. Der Basar für Kleiderstoffe z. B. umschließt ein ganzes überdecktes Straßenviertel. Alle Produkte des großen indischen Reiches findet man hier aufgestapelt. Sie bestehen hauptsächlich in: Reis, Hirse, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Indigo, Gewürzen, Tee, Kaffee, Chinin, Zucker, Tabak (aber nur für einheimischen Gebrauch), Opium (unter Staatskontrolle), Jute, Wolle, Seiden-, Samt- und Teppichgeweben, Töpferarbeiten (einfachen bis zu reich dekorierten Stücken), Waffen, Götterbildern, Goldspitzen, Intarsien, Elfenbein- und Holzschnitzereien, kostbaren Kaschmirshawls, Musselinen, Stickereien in Leder, Tuch, Seide, Samt und Flanell, gedruckten Stoffen usw. — Seit europäische Kapitalisten sich des Handels bemächtigt haben, ist die einheimische Industrie außer Wettbewerb gesetzt, und nur jene Handwerke, die manuelle Geschicklichkeit und künstlerische Begabung erfordern, sind noch immer mit Europa konkurrenzfähig. Der Handwerker in Indien arbeitet mit ungemein primitiven Werkzeugen, da sich aber die einzelnen Gewerbe von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie forterben, so ist die Uebertragung der Fertigkeit erleichtert.

Die indische Bevölkerung wird bekanntlich von altersher in vier Gesellschaftsklassen eingeteilt: 1. Die Brahmanen-Priester und Gelehrte. 2. Die Xatrijas, entsprechend unserm Adels-, Militär- und Beamtenstand. 3. Die Waishyas, welche Ackerbau und Gewerbe treiben. 4. Die Shúdras,

annähernd gleich unſerer Arbeiterſchaft. Die urſprüngliche Benennung für die vier Stände iſt im Sanskrit „Warna", während „Kaſte" — „Caſta" portugieſiſchen Urſprungs iſt und erſt viel ſpäter in Aufnahme kam. Die Bezeichnung Warna legt bei der Einteilung der einzelnen Stände das Gewicht auf die Hautfarbe, Abſtammung und Vererbung, während Kaſte mehr die Familienangehörigkeit oder auch Art, Gattung bedeutet. „Djatis" dürfen nicht mit Warna und Kaſte verwechſelt werden. Die Djatis ſind gewiſſermaßen Unterabteilungen der Kaſten. Sie ſtellen eine Vereinigung dar, etwa wie es unſere alten Zünfte und Innungen waren, nur daß z. B. bei den Brahmanen andere Beſtimmungen als bei den Waiſhyas beſtehen, welche die Zuſammengehörigkeit der einzelnen Djatis bedingt. Bei den Brahmanen iſt die Familienangehörigkeit allein maßgebend. Jede ſolche Familienſippe (Djatis) führt ihren Urſprung auf einen aus Brahma direkt entſprungenen halbgöttlichen Stammvater zurück. Bei den Waiſhyas dient zur Unterſcheidung der Djatis vor allem die Spezialiſierung des Gewerbes. Alle Familien, an denen z. B. das Schuſterhandwerk haftet, bilden Djatis. — Die Djatis, die teils durch Familienangehörigkeit, aber vor allem durch die Gewerbebetriebe beſtimmt werden, verteilen ſich oft auf mehrere, manchmal auch auf viele Gemeinden. Die einzelnen Djatis haben eine unbedingte Macht über ihre Mitglieder, ſie ſchreiben das Alter vor, in denen das Mädchen heiraten ſoll, verbieten die Wiederverheiratung der Witwe, den Genuß des Fleiſches, des Weines und narkotiſcher Mittel; von ihnen hängt es ab, ob eine Reiſe ins Ausland (zu dem auch Ceylon gehört), die für gewöhnlich verboten iſt, erlaubt wird; ſie ſtoßen ihre Mitglieder aus, machen ſie kaſten- und familienlos, wenn ſie ſich nicht ihren Geſetzen unbedingt fügen. Die Djatis haben allein organiſatoriſche Bedeutung, und ihre Vorſchriften müſſen unweigerlich befolgt werden. Jede Djatis übt gewiſſermaßen

eine private Polizeiaufsicht über all ihre Angehörigen aus, und achtet auf die genaue Erfüllung aller religiösen und andern Gesetze, und so bestehen Tausende und Abertausende von abgeschlossenen Machtbezirken, die in den Ansprüchen an ihre Mitglieder ebenso rigoros sind, wie es seinerzeit die Warnas waren, die jetzt nur mehr ideell fortbestehen. Alle Angelegenheiten werden in den Djatis erledigt, und in dieser neuen Kasteneinrichtung, welche die Bevölkerung in unzählige kleine Teile mit Privatinteressen scheidet, liegt zusammen mit dem Neid und Haß, der den Hindu von dem Moslim trennt, der Hauptgrund für die Möglichkeit, daß die Engländer mit einer Handvoll Leute Indien regieren.

Die Fahrt durch den hiesigen Basar ist außergewöhnlich interessant. Welch ein Völkergemisch: wollhaarige Neger, bezopfte Chinesen, Araber mit grünem Turban, Männer aus Guzerat mit spitzen, roten Mützen und weißem Turban, Mahraten mit rot-weiß umschlungenen flachen Hüten, Parsen in schwarzem Gehrock, weiß umhüllte Hindus, ernst und verschlossen, dunkle Afghanen, gelbe Maleien, Eurasier und Europäer, und in einer Schneiderwerkstätte an einer Nähmaschine heftig tretend ein Tamile „wie ein Adam, bloß und nackt!"

Die Moschee, in der die Unruhen zwischen Moslims und Hindus 1894 ausbrachen, ein einfacher Bau mit zwei Minaretts in engem Hofe zwischen Häuser eingekeilt, wurde uns gezeigt. Sie sieht mit ihren beiden übereinander gebauten Betsälen recht uninteressant aus. Wir konnten uns deshalb nicht entschließen, den Wagen zu verlassen, um uns in das unheimliche Menschengewühl zu mischen. Auch von den dreihundert Hindutempeln, die es in Bombay geben soll, besuchten wir keinen einzigen. Es sind alles geschmacklose, überladene und bemalte Barockbauten, die nichts von dem alten eigenartigen Hindustil bewahrt haben.

Als wir zu unserm Hotel zurückkehrten, wurde eben ein Mensch aus demselben fortgeschafft. Zwei hinterein-

ander gehende Kulis trugen resp. balanzierten die ganz geschlossene, lange, schwarze Bahre auf ihren Köpfen, ohne sie auch nur mit den Händen zu halten. Eine unvorsichtige Bewegung des Getragenen mußte die Bahre unfehlbar zum Schwanken oder zum Sturze bringen. War es ein Kranker oder ein Toter, der in ihr lag? Wir haben die Wahrheit nie erfahren.

Nach dem Dinner, das wir im großen Speisesaal im Zug der Punkah und der offenstehenden Fenster und Türe einnahmen, gingen wir bald zu Bett, denn wir wollten den nächsten Morgen sehr früh zu den „Türmen des Schweigens", der Begräbnisstätte der Parsen, fahren. — Die Parsen gelten als die reichsten Leute Bombays und die geschultesten Kaufleute Indiens, als die Juden des Ostens. Sie sind Perser, die der Religion Zoroasters treu blieben, aber durch die fanatische Verfolgung der Mohammedaner aus Persien vertrieben wurden und im 7. Jahrhundert nach Indien zogen, wo sie sich hauptsächlich in Bombay und seiner Umgebung niederließen. Die Parsis sind Arier von ziemlich heller Gesichtsfarbe und an ihrem uniformartigen Anzug kenntlich. Sie tragen einen langen, bis an den Hals zugeknöpften, schwarzen Gehrock und eine hohe, schwarze Wachstuchmitra.

9. Dezember. Unsere erste Nacht in Bombay verlief sehr unruhig. Wir schlafen sozusagen im Garten, und Gott weiß, was alles durch das weite Holzgitter ein- und aussteigt, denn die Glastüren können wir nicht schließen, wollen wir nicht ersticken. Ich hatte zwar ein Nachtlicht angesteckt, aber was bedeutet so ein armseliges Kerzchen in unserer tiefen Höhle. Die ganze Nacht hörte ich viel — und sah nichts. — Eine wirklich beinahe unerträgliche Zugabe des hiesigen Aufenthaltes ist das ganz entsetzliche, im höchsten Grade enervierende, unausgesetzte Geschrei der Millionen Raben, die vom frühesten Morgen

an bis zum ſpäten Abend die Luft mit ihrem mörderiſchen, ſinnenraubenden Gekrächz erfüllen, hinter dem jeder andere Lärm verſchwindet. Lange vor Tagesgrauen hatten die gräßlichen Tiere, denen die Reinigung der Stadt obliegt, ihr ſpektakulierendes, kreiſchendes Geſchwätz begonnen, und ich lag ſchon wach, als die Aya mir das „Tſchota hazerie" brachte, während es Alfred durch den Boy gereicht wurde.

Der Morgen war trübe und der Himmel grau, als wir unſere Fahrt zu den „Türmen des Schweigens" antraten. Auf einer vortrefflichen Straße führt der Weg an den Totenſtätten der Hindus, Mohammedaner und Chriſten vorbei, den Malabar Hill hinauf, durch wundervolle Anlagen zu den ſchaurigen Begräbnisſtätten der Parſen. Schon von weitem ſieht man die herrlichſten Palmen aus dunkeln Bosketts emporragen: gewaltige Kronen, ſo dicht und maſſig, wie wir noch keine ſahen. Doch kommt man näher, ſo gewahrt man entſetzt, daß die übermächtige Fülle nicht durchaus üppiges Grün. Zwiſchen den Wedeln der Palmen ſitzen eng zuſammengedrängt, koloſſale Aasgeier. Sie putzen ſich die Federn, wetzen die Schnäbel und halten Umſchau, ob nicht ein neuer Fraß in Sicht. Viele Hunderte — ſiebenhundert, ſagt der Führer — dieſer ekelhaften kahlhalſigen Tiere hocken fett und faul rings auf den Bäumen. Durch ein düſteres Tor gelangen wir in den ſchattigen Vorhof der Begräbnisſtätte und verlaſſen den Wagen. Ein ernſter Parſe geleitet uns die breiten, ſteilen Stufen hinauf in den nächſten Umkreis der geheimnisvollen Türme. Ein Blick, wie wir ihn wunderbarer kaum je geſehen, breitet ſich vor unſern Augen aus. Der Nebel hat ſich gelichtet, die Sonne dringt hellleuchtend durch die Wolken. In violettem Schein tauchen die Berge, die Inſeln aus der blauen Flut, der ganze Hafen liegt in blendender Pracht zu unſern Füßen. Ein ſich weit ausdehnendes Amphitheater mit den prächtigſten Steinpaläſten und den ärmlichſten Lehmhütten,

baute sich vom Meer aus bis zu unserer Höhe auf. Inmitten der prächtigsten Gärten Indiens liegen, Land und Meer beherrschend, die düsteren Todestürme.

Um die Elemente durch tote Körper nicht zu verunreinigen, läßt der Parse seine Toten von Aasgeiern fressen, und die Asche von reich und arm vereinigt sich, wie es die Lehre vorschreibt, in einem tiefen Schacht. Fünf weißgetünchte Türme stehen in den Gartenanlagen verteilt. Der größte ist fünfundzwanzig Fuß hoch und hat zweihundertzweiundsiebzig Fuß im Umkreis, ein kleinerer dient für Selbstmörder, und einer befindet sich im Privatbesitz einer reichen Parsenfamilie. Die Türme sind rund und nach oben offen. Der sich trichterförmig nach unten verjüngende Innenraum ist ganz mit Steinen ausgelegt. Drei Kreise umziehen den Mittelpunkt; in dem innersten, dem tiefsten Kreis, werden die Kinder, in dem nächsten die Frauen, in dem dritten, höchsten Kreis, die Männer, nackt und der Sonne zugekehrt, niedergelegt. An einem kleinen Modell kann man die Einteilung studieren. In weniger denn zehn Minuten haben die Vögel eine Leiche bis auf die Knochen abgenagt. Diese bleiben liegen, bleichen, zerfallen und werden dann in die schachtartige Grube des Mittelpunktes gekehrt, wo sie, übereinander gehäuft, einen chemischen Prozeß durchmachen, der sie zu Staub auflöst. Was übrig bleibt, ist so wenig, daß sich in 40 Jahren kaum ein Aschenhaufen von fünf Fuß Höhe ansammelt.

Die Parsen sind Feueranbeter, aber Wasser und Erde ist ihnen gleich heilig, nur, daß das Feuer der einzige Gegenstand ihres Kultus ist. Allreinigend verkörpert das Feuer den Kern ihrer Ethik, die sich in die Worte faßt: „Rein denken, rein sprechen, rein handeln."

Die mit einer Leichenbestattung verbundenen Zeremonien bestehen, nachdem der Tote durch die Träger in die Türme niedergelegt ist, aus reinigenden Waschungen

und Gebeten. Kein Lebender, außer den Trägern, darf den Turm je betreten, und es kursiert eine entsetzliche Geschichte, wonach ein junges Mädchen scheintot in den Turm gebracht wurde und dort sterben mußte. Der Vater, ein reicher Mann, versuchte alles, sein Kind zu retten, als er die schaudervolle Kunde von ihrem Erwachen durch die von Grauen erfaßten Wärter vernahm, aber es gab keine Möglichkeit, die religiösen Satzungen zu durchbrechen. Die Geschichte ging durch alle Zeitungen.

Die Träger, welche die Leiche in den Turm bringen, gehören einer eigenen, gemiedenen Klasse an, und obwohl sie Handschuhe tragen, werden sowohl diese, als auch die Kleider jedesmal nach dem Betreten der Türme verbrannt, ehe sie das reinigende Bad nehmen, wozu ein eigenes Badhaus errichtet ist, das nur von diesen Bediensteten benutzt werden darf.

Für die Leidtragenden stehen am Ausgang des Gartens große Bassins, aus denen sie mit einer Lota Wasser schöpfen und sich Hände und Füße abspülen. Die Angehörigen bleiben in den Anlagen beisammen. Sie nähern sich den Türmen nicht, nehmen, nach Hause gekehrt, ihre reinigenden Waschungen, Bäder, Gebete vor und ziehen sich dann für eine fest normierte Zeit, je nach dem Verwandtschaftsgrad des Toten, von allem Verkehr mit der Außenwelt, zurück, bis sie ihre „Reinheit" wieder gewonnen haben. — Der Parse glaubt an eine Wiederauferstehung der Atome, an eine Wiedervereinigung derselben, und sieht in der gerade nach oben strebenden Zypresse das Symbol des Weges zum Himmel.

Es rauscht in den Bäumen. Mit schwerem Flügelschlag erheben sich die raubgierigen Vögel und umkreisen in langsamem Flug die Türme, um sich dann auf der Mauer in enger Runde nebeneinander niederzulassen. Sie sind auf ihrem Posten. Es ist neun Uhr, und der erste

Leichenzug des Tages naht; wir müssen eilen, den friedlich stillen Garten zu verlassen.

Umschlossen vom tiefen Grün der üppig sich ausbreitenden Mimosen, Musa- und Mangobäume, der farbigen Fülle tropischer Blumen, inmitten der lautlosen Ruhe, der tiefen Einsamkeit, vergißt man des Schauders, den die Stätte anfänglich ausübt; feierliche und ernste Empfindungen regen sich, leise beginnt man die Schönheit des Gedankens zu fassen, welcher der brutalen Wirklichkeit zugrunde liegt. — Langsam schritten wir die achtzig steilen Stufen hinab, die vom Tore des Gartens zu einem malerischen, in tiefem Baumschatten liegenden Vorhof führt.

Viele reiche Parsenfamilien haben in der Nähe der Türme kostbare Besitzungen und locken sich einen der unheimlichen Leichenfresser in ihre Gärten — eine Art fliegendes Erbbegräbnis.

Zurück nach dem Hotel fuhren wir am Meer die Backbay entlang und kamen dabei an dem Tummelplatz aller uneingefahrenen und unzugerittenen Pferde vorüber. Ein prachtvoller, kräftiger, vor einen schweren Karren gespannter Schimmel verliert bald seinen kühnen Uebermut und wird lammfromm. Ein metallglänzender Goldfuchs scheint durch die Luft zu galoppieren und steht auf zwei, statt auf vier Beinen, aber nach ein paar Runden trabt er zahm an der Longe im Kreise herum. Der tiefe Sand bändigt alle. Dort kommt eine Gruppe prachtvoller Pferde; auf jedem Tier sitzt ein Reiter; Troßdiener in bunten Kostümen laufen nebenher. Es ist der Rennstall eines Nawabs.

Wir nähern uns dem Fort. In den Lüften ertönt das markerschütternde: „Rab, rab". Rund um uns beginnt das Gewimmel der Stadt: Menschen von allen Hautfarben, in allen Kostümen oder in gar keinem, mit flatternden Gewändern oder eng anliegenden Kleidern! Unmassen von Vögeln: Geiern, Habichten, Stößern in den

Straßen, auf den Dächern! Stolz aufgeschirrte europäische Equipagen und Hunderte von zweirädrigen Zebukarren! Alles in wirrem Gedränge. Zum ersten Male begegnen wir einem halbnackten Eingeborenen mit kleinen, spitzen, roten Schuhen an den Füßen, der leicht und graziös auf seinem Rad flüchtig dahinschwebt. Nichts hemmt seine Bewegung, und sein weißwallender Schleier gleicht Flügeln, die ihn tragen.

Zum Tiffin waren wir bei Graf Pfeil, unserm deutschen Konsul, geladen. Er residiert, wie Europäer und Parsen überhaupt, auf Malabar Hill. Die Europäer bewohnen meist gemietete Bungalows, wofür sie monatlich etwa vierhundert Rupien zahlen. Alle diese Landhäuser liegen inmitten herrlicher Gärten. Sie haben gewöhnlich nur ein rings von Veranden umzogenes Erdgeschoß, in welches zahlreiche Türen führen. Diese stehen immer offen, um die Luft durchziehen zu lassen, da der Aufenthalt in geschlossenen Räumen unerträglich wäre. Ganz im Gegensatz zu diesen gartenhausartigen Villen, sind die Häuser der Parsen Prunkpaläste mit hohen Fassaden und Balkons. Ihre Bewohner scheinen „musikalisch" zu sein, denn beinahe aus jedem Gebäude tönt eine Drehorgel oder ein Musikwerk. Graf Pfeil hatte uns der größeren Bequemlichkeit halber in den nahen Jachtklub geladen. Wir trafen beim Dejeuner den österreichischen Konsul, Herrn Jelitschka, einen liebenswürdigen, feingebildeten Mann, der aber nicht für Indien schwärmt. — Uebrigens ist niemand, der länger hier lebt, von dem „Wunderland" auf die Dauer entzückt. Für einen bleibenden Aufenthalt scheint es doch sehr viele Mängel zu haben. Graf D. . ., welcher kürzlich hier war, soll Indien für einen „großen Schmutzhaufen" erklären, was mir aber ein zu einseitiges Urteil scheint.

Seit Mittag regnet es wieder in Strömen, es ist sehr heiß, und man befindet sich unausgesetzt in entsetzlicher Transpiration.

10. Dezember. Die Fahrt nach Elephanta, die wir für heute projektiert hatten, mußten wir wegen eines Zyklons aufgeben. Es ist sehr schade, aber da keine Aussicht auf Verminderung des Seegangs besteht, haben wir unsere Weiterreise für heute abend festgesetzt. — Wir promenieren morgens dem Meere entlang. Ein herrlich schönes, imposantes Bild liegt vor uns. Der Hafen mit seinen vielen Inseln, seinen jäh aufsteigenden Bergen, die sich kulissenartig ineinanderschieben und hintereinander aufbauen, erscheint unbeschreiblich reizvoll und großartig. Selbst Neapel muß hinter diesem Eindruck zurückstehen. Türkisblau wölbt sich der Himmel, tiefschwarz wogt das Meer, ungeheure Wellen wälzen sich vom Ozean herein und brechen sich in hoher, weitspritzender Brandung an den Felsen und der Hafenmauer. Der Strand ist sehr belebt. Der Steamer, mit dem die englischen Gäste des Vizekönigs erwartet werden, befindet sich in Sicht. Eine größere Anzahl eleganter Herren, Nawabs und Offizials hat sich zur Begrüßung versammelt. Prachtvolle Karossen mit Kutschern, Dienern und Vorläufern in glänzenden Kostümen sind für die zum Durbar geladenen Gäste an der Landungsbrücke aufgestellt. Der Dampfer tanzt auf den Wogen; die Passagiere sehen sehr angegriffen aus, als sie das Land betreten. Sie erzählen von einer außerordentlich stürmischen Ueberfahrt .— Wie glücklich waren wir dagegen gewesen!

Zwischen fünf und sieben Uhr findet am „Apollo Bandar" Korso statt, aber er ist heute wenig besucht, da die Begrüßung der Festgäste mit Musik im Jachtklub vor sich geht. Nur die Parsenfrauen, in farbenreiche, kostbare Gewandungen wie Römerinnen aus der Kaiserzeit drapiert, sitzen mißvergnügt in ihren hocheleganten Equipagen. In langen Reihen stehen sie längs des Trottoirs, das sich am Jachtklub hinzieht. Verlangend schauen die schönen Frauen nach dem unerreichbaren Ziel ihrer Sehnsucht hin-

über, wo die europäiſche „Monde" ſich zum „five o'clock tea" Rendezvous gegeben hat. Auf einer ins Meer hinausgebauten Terraſſe genießt die elegante Welt ſogenannte „Abendkühle", die aber trotz des heftigen Windes erdrückend ſchwül iſt.

Abends um halb neun Uhr fuhren wir nach Colaba-Station. Colaba iſt eine ſchmale Inſel, auf der ſich die Kaſerne und Hoſpitalbauten der europäiſchen Truppen, ſowie die Baumwolllager befinden. — Auf der Fahrt nach dem Bahnhof kamen wir an ausgedehnten, mit Bäumen bepflanzten Plätzen vorüber, die mit großen, hell erleuchteten Zelten bedeckt waren. Man konnte genau ihre innere Einrichtung überſehen. Hätte man nicht gewußt, daß dies nur Zelte ſeien, man würde geglaubt haben, in das höchſt gemütliche Zimmer eines Landhauſes zu blicken. Der Boden des Salons iſt mit Teppichen belegt, die Wände ſind mit Bildern geſchmückt. Eine grün beſchattete Lampe hängt über dem großen, runden Tiſch, an welchem die Familie ſitzt und Zeitungen lieſt. Komfortable Sofas, Seſſel und Liegeſtühle ſtehen gemütlich verteilt, kurz, der Einblick in dieſes Zeltheim iſt ſehr einladend; man möchte wohl ſelbſt gern einmal dieſe Art des Wohnens probieren.

Die „Servants" brachten heute eine große Aufregung in unſere Abreiſe, denn als wir nach neun Uhr auf den Bahnhof kamen, waren ſie nicht da. Graf Lippe fuhr nach dem Hotel zurück, aber dort waren ſie auch nicht mehr. Endlich, um halb zehn Uhr kamen ſie mit zwei Bullockcarts an — der Zug geht allerdings erſt um zehn Uhr — aber welche Umſtändlichkeit iſt mit der Abfertigung des Gepäckes verbunden! Wie lange dauert ſie, und wie ſchwierig iſt es, die richtige Stelle zu finden, an der ſie vor ſich gehen ſoll. In der großen Bahnhofshalle ſtehen einzelne Pulte zerſtreut, um die ſich die Kollis auftürmen, und es iſt Glückſache, gleich das richtige Pult zu finden, an dem z. B. nach Ahmedabad regiſtriert wird. Zweimal

mußten wir heute abend mit unſeren Effekten von einem Pult zum andern wandern. Die Boys hatten den Kopf verloren, weil Eile not tat; ſie waren darüber ſo nervös, daß ſie ſich nicht mehr verſtändigen konnten, und die vierhundertundſiebzehn Sprachen Indiens, die hier um die Ohren ſchwirren, raubten ihnen vollends ihr bißchen Verſtand. Der ganze Wirrwarr und das Durcheinander, das Stoßen, Drängen und Schieben, das Schreien und Lärmen wäre zum Verrücktwerden geweſen, hätten wir nicht ſchon gelernt, jedem Ereignis die größte Ruhe, ja Gleichgültigkeit entgegenzuſetzen, denn ſchließlich kam doch immer alles in Ordnung. So geſchah es auch heute. Nach vielem Hin und Her beſtiegen wir kurz vor zehn Uhr unſer reſerviertes, ſchönes, geräumiges Coupé. Die Boys hatten die Betten bereit gemacht. Wir freuten uns, nach der dumpfen Höhle von Bombay, des guten, federnden Lagers, der friſchen Luft im laufenden Wagen, hatten eine ausgezeichnete Nacht und ſchliefen vortrefflich, trotzdem wir zweimal Quarantäne paſſierten, zweimal die Hand zum Pulsfühlen und die Zunge zur Beſichtigung zum Coupéfenſter hinausſtrecken mußten.

11. Dezember. Um ſieben Uhr halten wir in Baroda, der Hauptſtadt eines wichtigen Marathäſtaates, deſſen Fürſt alljährlich Europa beſucht, um eine Kur in Karlsbad zu brauchen und ſich für unſere Damen zu begeiſtern. Die Stadt liegt zwiſchen dichten Bäumen verſteckt. Wir konnten deshalb den modernen, phantaſtiſchen Lakſhmi-Villa-Palaſt nur flüchtig durch die Zweige glänzen ſehen.

Die Provinz Guzerat (ſpr. Guſcherat), die wir jetzt durchfahren, iſt außerordentlich fruchtbar. Ueberall üppiges Laub an den uralten Bäumen. Jedes Dorf hat ſeinen Tank und ſeinen Tempel. Friſche Bäche, kleine Flüſſe durchqueren Wieſen und Felder, die mit grünen blatt-

losen Röhrensträuchern (dem Milchstrauch) eingefaßt sind. Den Bahndamm entlang springen langgeschwänzte, gelbe Affen. Bunte Papageien sitzen wie Schwalben auf den Telegraphendrähten, graue Reiher mit roten Köpfen spiegeln sich im Weiher, hochbeinige Störche suchen kleine Kinder im Sumpf, und die Antilope schaut, zur Flucht bereit, gespannt zu uns herüber. Wir fahren wie durch einen herrlichen Park.

Um neun Uhr kamen wir nach Ahmedabad, das von weitem den Eindruck einer europäischen Industriestadt macht; es ist in den Rauch von zwölf hohen Kaminen gehüllt, die zu den hiesigen, großen Webereien gehören. Verläßt man den Zug und tritt hinaus vor den Bahnhof, so erscheint das gewonnene Bild verwischt, und nichts erinnert mehr an Fabriken, Maschinen und europäischen Betrieb.

Ahmedabad wurde 1414 von Sultan Ahmed I. erbaut und hat heute 148 000 Einwohner. Es galt einst für „die schönste Stadt Hindostans, vielleicht der Welt", und wird viel zu selten von europäischen Reisenden besucht. — Zwischen den landesüblichen Droschken, den „Sighrams oder Dummis" — viereckigen, kleinen Kasten mit zwei Quersitzen, von denen man die der Türe zunächstvorliegende Bank beim Einsteigen aufheben muß — steht ein alter, gebrechlicher Landauer, den wir uns sofort sichern. Ein Führer bietet uns seine Dienste an. In einem weißen, europäischen Leinenanzug, das Dchainkäppchen auf dem Kopfe, sieht der Mann ganz reputierlich aus. Nachdem wir gefrühstückt und wieder einmal den Hammel in „all seinen Möglichkeiten" kennen gelernt hatten, begannen wir unsere Rundfahrt.

Herrliches, wahres, echtes Indien umgibt uns! Welch ein Zauber liegt auf diesen Moscheen, die in einem Gemisch von Hindu- und mohammedanischem Stil Kraft und Grazie verbinden!

Die nicht große, aber wundervolle Jumma-Moschee mit fünfzehn Kuppeln und einem Hof, den zweihundertsechzig Säulen umgeben, ist eine der schönsten Indiens. Die Rani Sipari-Moschee, welche 1514 erbaut wurde, erweist sich in der Ausführung besonders fein, ja einzig in ihrer Art. Die Sidi Sayad-Moschee verdankt ihren Ruhm den herrlichen durchbrochenen Steinskulpturen. Die beiden Fensterfüllungen an ihrer Rückwand gelten als beste Arbeit dieser Art in ganz Indien. Sie zeigen in höchster Vollendung stilisierte Pflanzenornamente, deren Konturen in so unvergleichlicher Reinheit ausgeschnitten sind, daß man nicht begreift, wie das spröde Steinmaterial so zarte Behandlung erlaubte.

Ungemein stimmungsvoll sind auch die Gräber der Königinnen. Neben einer halbverfallenen Moschee in dunklem Häusergewinkel, steigt man über eine zusammengebrochene Treppe auf eine Plattform und betritt einen stillen Hof, der von allen Seiten von einer düsteren Säulenhalle umschlossen ist. Zwischen Buschwerk und Blumen stehen acht Grabmonumente. In der Mitte derselben ruht die erste Königin von Ahmedabad. Ernst und feierlich erhebt sich zwischen dichtem Grün ein großer Sarkophag aus schwarzem Stein mit weißem Marmor eingelegt. In der Ecke steht ein mächtiges Grabmal, unter dem ein Affe, gleich daneben ein ganz kleines, unscheinbares, unter dem ein Priester begraben liegt. Unser Führer konnte keine Erklärung für dieses umgekehrte Größenverhältnis geben. Der ganze Hof ist ungemein malerisch. Aeußerst dekorativ wirkte eine hohe Gestalt in langem, weißem Gewand, die regungslos an dem schwarzen Sarkophag lehnt. Man wähnt sich auf einem Campo santo, dem nur der Vollmond fehlt, damit sich die Gräber öffnen.

Welch poetischer Friede herrscht hier, und welch wirres, lebendiges, lautes Treiben da draußen in den engen

Gassen! Kaum, daß sich unser Landauer durch die Menge schieben, kaum, daß man sich in Ruhe dem Zauber hingeben kann, der von den zierlichen Häusern am Wege ausgeht. Eng zusammengedrängt, sich wie müde aneinanderlehnend oder neugierig über die Straße beugend, scheinen die niedlichen Bauten keinen Raum für lebensgroße Menschen zu bieten. Sie sind meist einstöckig, d. h. über dem Erdgeschoß, das nur aus einer Vorhalle besteht, welche von eleganten Säulen rechts und links abgeschlossen wird und einer Miniatur-Bühne gleicht, ist noch ein Stockwerk mit einer Front von drei Fenstern aufgesetzt. Meine Schilderung erweckt beinahe eine zu bedeutende Vorstellung von diesen Häuschen, die mit ihren geschmackvoll ornamentierten Fassaden aus Marmor, Stein oder Holz, den graziös verzierten Fensterumrahmungen, den luftigen Galerien einen unbeschreiblich anmutigen Eindruck machen.

In den Vorhallen, welche das Erdgeschoß bilden und etwa einen Meter über dem Straßenboden liegen, spielt sich das ganze Leben des Eingeborenen ab. Dieselben sind entweder Läden oder bilden den Empfangsraum der Familie, die hier mit ihren Freunden sitzt, raucht und schwatzt, und auf der alle interne Verrichtungen vor sich gehen. Da steht zum Beispiel ein Mann und putzt sich die Zähne, gurgelt in allen Tönen und spuckt ganz ungeniert auf die Straße; ein anderer schabt sich die Zunge mit einem kleinen, geschlitzten Aestchen. Dort in der Ecke kauert ein Weib mit einem Kind an der Brust. Während sie aufpaßt, daß ihr die „Chapatis" — die Weizenbrote — in der Asche nicht verkohlen, sind zwei kleine Mädchen mit den Fingerchen auf ihrem Kopfe beschäftigt.

In einer besonders reizenden, mit leichten Pilastern geschmückten Vorhalle wird Schule abgehalten. Ganz in Holz geschnitzt, repräsentiert erstere den national-indischen Stil, der als Holzschnitzmanier von jeher die Steinbauten beeinflußt hat. Etwa vierundzwanzig Knaben hocken auf

ihren Ferſen im Halbkreiſe um den Lehrer herum, der wie ein Rieſe in dem zierlichen Raum wirkt. Er überhört die jugendliche Schar. An einem Pfeiler macht ein dürres, nacktes Bübchen mit einer Anzahl Ziegelſteine, die ihm auf den Rücken getürmt ſind, zur Strafe eine Art Kniebeuge. Ein Wunder, daß ſich nicht alle Kinder in Pönitenz befinden! Bei uns wäre es wohl unmöglich, auf offener Straße Schule abzuhalten, während die Buben hier, trotz des bunten Lebens und lauten Lärms um ſie her, ganz aufmerkſam ihren Studien obzuliegen ſcheinen.

In den Gaſſen herrſcht ungeheures Getriebe. Was für ſeltſame Geſtalten, was für überraſchende Trachten ſieht man hier! Iſt es ein Mann, der in Hoſen, wie einſt Phrygier ſie trugen, ein Kind rittlings auf den breiten Hüften ſitzen hat? Iſt es eine Frau, die mit dem langen, gefälteten Rock, der ihr wie eine Fuſtanella bis auf die Knöchel reicht, um einen großen Wollenballen feilſcht? Man wird verwirrt, man vermag nicht mehr das ewig Weibliche vom ſtärkeren Geſchlecht zu unterſcheiden. Züge weißer Eſelchen drängen ſich geſchickt durch das Gewühl; Ziegen trippeln geſchäftig von Haus zu Haus und werden in hell blitzende, fein geformte Gefäße gemolken; Kinder laufen ihren roten Drachen nach; beſorgte Väter folgen aufgeregt hinterdrein. Ein ungeheures Kamel ſchwankt hochbeladen daher, der Reiter überragt ſchier die Hausdächer, und plötzlich grollts wie ferner Donner. Alles fliegt entſetzt auseinander. Ein Automobil rumpelt über den Marktplatz, in den wir jetzt einbiegen. Die Treppe der hier ſich erhebenden Loggia wird als Warenlager benutzt; ringsum auf Tüchern ausgebreitet, in kleinen Buden ausgeſtellt, ſieht man alles, was es in Ahmedabad zu kaufen gibt. Berge von Baumwollwaren liegen auf dem Platz hoch aufgetürmt, hinter denen die Menſchen verſchwinden, die von weit her kamen, um zu handeln.

Eine merkwürdige Eigentümlichkeit Ahmedabads bilden die Taubenschläge, welche in allen Straßen, auf allen Plätzen angebracht sind. Diese meist frei auf einer Säule stehenden Bauten sind niedliche, reich ornamentierte Kunstwerke, welche durch ihre feine Holzschnitzerei und bunte Bemalung kleinen Palästen, zierlichen Tempelchen und Festungstürmen gleichen, gerade groß genug für ein Völkchen von Liliput. Es sind die Futterplätze für Tauben, Papageien und braungelbe Eichhörnchen, die von den tierschützenden Jains errichtet wurden.

Unter Jains (spr. „Dschains") versteht man eine Sekte, die zu gleicher Zeit mit dem Buddhismus entstanden ist, sich ihm gegenüber jedoch immer feindlich verhielt. Der Jainismus bildet eine Verschmelzung des Vishnukultus mit dem Buddhismus. Er legt den Schwerpunkt seiner religiösen Anschauung auf die „von allen Banden der Erde befreiende Askese", und auf ein schuldloses Leben. Die Jains trachten nach Nirvana, das aber seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, da sie an eine unsterbliche Seele als individuelle Intelligenz glauben, die, durch Bußwerke und Seelenwanderung geläutert, in Nirvana ewig selig sein wird.

Ihre Lehre verbietet ihnen die Tötung selbst des kleinsten Tieres. Sie knicken nicht einmal den unbequemen Floh, sondern fangen ihn und tragen ihn vorsichtig an einen sicheren Ort; sie filtrieren das Wasser, um kein Tier zu verschlucken. Früher fegten sie sogar den Boden vor sich her, um kein Würmchen zu zertreten, und trugen einen Gesichtsschleier, um kein Insekt einzuatmen. Alle diese strengen Vorschriften für ihre Lebensführung befolgen heute nur noch die Mönche, die „Jatis", wenigstens schienen die Jains, die wir sahen, mehr den irdischen als den himmlischen Gütern nachzustreben. Sie leben meist als Kaufleute, Bankiers und Kapitalisten, und zwar nur in Städten. Die Jains sind sehr praktisch veranlagt und verstanden es von Anfang an, sich den Verhältnissen anzupassen. Dies ist auch

der Grund, weshalb sie von den Brahmanen weniger als die Buddhisten verfolgt wurden. Sie haben mit der brahmanischen Religion paktiert, benutzen sogar ihre Priester in Ermangelung eines eigenen. Den hiesigen Tempel der Jains, einen modernen Bau, haben wir nicht besichtigt.

Ahmedabad liegt am Sabarmati, in dessen Flußbett sich zur heißen Jahreszeit, während der Morgen- und Mittagsstunden, ein höchst interessantes Treiben abspielt, das mit Recht als Sehenswürdigkeit gerühmt wird. Eine kürzlich errichtete Brücke führt über den Strom, aus dem gegenwärtig zwischen tiefen Wasserrinnen trockene Landstreifen hervorragen. Welch reizendes Bild bietet sich uns von hier aus! Man schaut hinab auf Hunderte und Aberhunderte von badenden Menschen, auf waschende Frauen, plätschernde Kinder, auf lange Reihen von Kamelen, die stromaufwärts ziehen, auf Herden von Vieh, die zur Schwemme getrieben werden, auf Büffel, die bis an den Hals im Wasser stehen und einem vorsintflutlichen Tiere gleichen, auf Zebuochsen, die sich im Sande wälzen! Tausende von geschäftigen Händen breiten ihre, in feinem lila Ton gefärbten Stoffe zum Trocknen in langen Streifen auf dem hellgelben Sand aus. Die Mulden der trockenen Landstreifen sind in Gärten verwandelt, in denen Blumen blühen und Melonen, Kartoffeln und Gemüse gepflanzt werden. Daneben liegen kolossale Haufen von grünem Kohl, Gurken und frischem Salat, zwischen welchen Frauen sitzen, die mit ihren roten Schleiern und blauen Tüchern wie Blumen in einem grünen Monstrebukett aussehen, um das sich die lila Streifen wie Bänder schlingen. Es ist ein reiches, entzückendes Bild voll fremdartiger wechselnder Situationen.

Höchst amüsant war der Besuch des Affenhaines. Wir versahen uns mit Obst und Kuchen (einer Mischung von Reis und Honig) und fuhren hinaus vor die Stadt. Nachdem wir etwa drei Kilometer zurückgelegt, wurde es in den Bäumen, welche die Landstraße beschatten, plötzlich le-

bendig. Wir ſchauen hinauf und ſehen Dutzende von Affen, die ſich in den Aeſten wiegen und ſich in gewaltigen Sprüngen von einem Baum zum andern ſchwingen. Als wir hielten, war unſer Wagen ſogleich der Mittelpunkt einer großen Verſammlung, die gar neugierig blickte und ſeltſame, kleine Laute der Verſtändigung hören ließ, ähnlich wie „hu". Der Führer fordert uns auf, den Wagen zu verlaſſen. Ich tue es zaudernd, denn die zahlloſen Affen, die uns dicht umgeben, ſich an den Rädern des Wagens hoch aufrichten, fangen an, mich zu beängſtigen. Ein Peitſchenknall, die ganze Geſellſchaft war verſchwunden. Mit unſerm Proviant verſehen, begaben wir uns nach einer nahen, ſchattigen Wieſe, wo wir uns unter einem alten Baum aufſtellten. Der Führer ſtieß einen merkwürdigen Ton aus, der einem überlauten Räuſpern glich. Auf dieſen Ruf hin eilten die alten und die jungen, die großen, kleinen und allerkleinſten Aeffchen in wilden Sprüngen herbei. Wir zeigten ihnen unſere Schätze. Zutraulich, ja zudringlich, kamen ſie an uns heran und nahmen die dargereichten Süßigkeiten direkt aus der Hand, die einen frech, die andern zaghaft oder ganz zart, wie ein liebenswürdiger Menſch. Die großen Affen zupften mich am Aermel, die kleinen hielten ſich an meinem Rock feſt, um höher langen zu können. Die größten Tiere reichten mir bis an die Bruſt, griffen impertinent über alle kleinen hinweg und riſſen mir den Kuchen heftig aus der Hand. Am allerkühnſten war ein Weibchen, das ihr Junges zärtlich an der Bruſt trug, wo es wie angewachſen hing. Es war ein merkwürdiges Bild; mindeſtens hundert Affen purzelten um uns herum.

Ich verſuchte zu photographieren, war aber natürlich ſo aufgeregt, daß ich alle Diſtanzen verwechſelte, die Sonne am Himmel nicht mehr fand und direkt ins Licht photographierte. Ich wäre am liebſten noch ſtundenlang hiergeblieben, doch unſer Vorrat an Lockſpeiſen war erſchöpft und hiermit das Intereſſe der Langgeſchwänzten

für uns erloſchen. Sie verſchwanden im Dickicht. Wenn dieſe hellgelben Tiere mit aufwärts geringeltem Schweif auf allen Vieren laufen, ſind ſie häßlich genug, aber wenn ſie am Straßengraben ſitzen und die Arme wie die Eingeborenen lang ausgeſtreckt auf den Knien ruhen laſſen oder mit aufgeſtütztem Ellenbogen das verrunzelte Geſichtchen in der Hand halten und zu philoſophieren ſcheinen, dann ſehen ſie überraſchend menſchenähnlich aus. Die Affen dieſes Haines ſind weder dem Affengotte Hanuman, noch der blutdürſtigen Durga geweiht. Sie erfreuen ſich in dieſem Sinne alſo keiner beſonderen Heiligkeit, wohl ſind ſie aber der tierſchützenden Bevölkerung heilig, die hier in Ahmedabad allen Lebeweſen mit beſonderem Wohlwollen begegnet.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof beſuchten wir noch flüchtig eine Moſchee, deren Eigenart zwei Türme bilden, in denen ſich Treppen befinden, deren eine nur aufwärts, die andere nur abwärts begangen werden darf. Die Moſchee liegt in einem anmutigen Garten mit blühenden Blumen und freundlichen kiesbeſtreuten Fußpfaden. Liebenswürdig und heiter iſt der Eindruck, aber wie ein ſchauerliches Memento wirkt der ſkelettdürre, ſchwarze Wächter, der mit ſeinem tiefdunkeln Gewand im hellen Flimmerglanz der Sonne ſich als unheimlicher Schatten von der weißen Mauer des Gartens abhebt.

Das Tiffin brachte uns wieder eine reiche Auswahl an Hammelgerichten, von denen mir Reis mit Curry und Hammelknochen in der Sauce neu waren.

Gleich nach der Mahlzeit machten wir einen Ausflug nach dem überaus maleriſch gelegenen „Sarkej" (ſpr. Sarkodſch). Ueber die neue eiſerne Brücke, für die unſer Wagen vier Annas (achtundzwanzig Pfennig) Zoll zahlt, paſſieren wir den Sabarmati und fahren auf einer von Tamärinden beſchatteten, guten, aber ſehr ſtaubigen Landſtraße ſechs Meilen (die engliſche Meile à 1609 Meter) weit hinaus vor die Stadt, vorbei an dem etwas klotzigen Mauſoleum

der Architekten von Sarkej — der Gebrüder Azam und Mozan —, woran ein wundervoll gearbeitetes Steinfenſter gezeigt wird. In den Bäumen der Landſtraße herrſcht bewegtes Leben. Affen turnen in den Zweigen, hunderte der kleinen flinken Eichhörnchen huſchen an den Bäumen auf und nieder. In den Aeſten hängt eine Unzahl der eigentümlich geformten Webervögelneſter. Ein Baum iſt ganz mit fliegenden Hunden verziert, die wie kleine Schinken ausſehen. In den Büſchen girren Turteltauben, auf den Feldern ſpazieren ſchillernde Pfauen; Rebhühner, Wachteln und Schnepfen ſteigen auf, Faſanen verſchwinden im Dickicht, und mächtige Adler kreiſen mit weitausgebreiteten Flügeln hoch in den Lüften. Nach etwa einſtündiger Fahrt blitzt ein ſilberner Streifen durch die Bäume, wenige Minuten ſpäter fahren wir an dem ein paar Kilometer großen, künſtlichen See von Sarkej entlang. Verfallene Mauern, die der Ruine einer römiſchen Villa gleichen, ſtehen am jenſeitigen Ufer.

Vor uns, der Landſtraße zunächſt, erhebt ſich eine Gruppe von Paläſten und Moſcheen, ſowie das mächtige Grabmal des heiligen Sheik Ganj Bakhſh, den ſeine Frömmigkeit hundertundelf Jahre alt werden ließ. All dieſe prachtvollen Bauten ſtammen aus dem 15. Jahrhundert, alſo aus der beſten indiſchen Kunſtperiode, und ſind ſämtlich im reinen echten Hinduſtil gehalten. Die Moſchee mit ihren fünfzehn Kuppeln und achtzehn Säulen, ihren vielfachen und vorzüglichen Steinſkulpturen, den durchbrochenen, eleganten Meſſingarbeiten, iſt hochintereſſant; aber bei weitem anziehender für uns, die wir heute ſchon mehr derartiger Bauten geſehen haben als ich aufzählen konnte, war der Rundblick, den man von der Terraſſe genoß, die ſich zwiſchen den fünfzehn Kuppeln befindet. Ueber Wälder, Felder und Wieſen, über Tanks, in denen kleine ſmaragdgrüne Inſeln ſchwimmen, Marabus träumeriſch auf einem Beine ſtehen und Pelikane ſich ernſten Betrachtungen über

Mutterpflichten hingeben, blickt man in eine unendliche Ebene, deren violetter Ton ſich am fernen Horizont in die purpurne Glut des Abendhimmels auflöſt. Ein großes Badehaus mit Säulen und Erkern ſteigt unmittelbar aus dem See empor, in dem noch vor kurzem heilige Krokodile gehalten wurden, was die Eingeborenen jedoch nicht hinderte, den gleichen Kopfſprung zu machen, den wir heute ſehen ſollten.

Sobald die Eingeborenen einen Fremden erſpähen, ſtürzen ſie auf ihn zu, ſchreien: „bakshish — have a dive!“ und fort rennen zwanzig ſchlanke ſchwarze Kerls, klettern wie die Wieſel über die Mauern an den Wänden des Palaſtes hinauf und ſtehen wie Bildſäulen am Rande des Daches. Ihre Lendentücher haben ſie weggeſchleudert, und nun gehts mit kühnem Sprung hinab in den See. Jeder hat einen beſonderen Trick, der eine hüpft wie ein Froſch, der andere ſpringt kopfüber und fällt ſchwer und kerzengerade wie eine Statue ins Waſſer. Puſtend und ſchnaubend erſcheinen ſie wieder an der Oberfläche und ſchwimmen ſchnell ans Land. Blau vor Kälte, ſoweit es ihre ſchwarze Hautfarbe erlaubt, ſtehen ſie zitternd und zähneklappernd bei achtzehn Grad Wärme, und ſtammeln „bakshish“. Wir warfen ihnen zwei Rupien zu, und ſie zeigten ſich zufrieden. Es waren die erſten Eingeborenen, die nicht mehr wollten, als man ihnen gab, ja, die glücklich und vergnügt über das Empfangene ſchienen. Noch lange begleitete uns die ſchwarze Schar. Halblahme, Halbblinde, ganz kleine Kinder und ganz alte Leute wurden von dem Jubel erfaßt. Sie rannten lachend, ſchreiend und geſtikulierend unſerm Wagen nach, ohne zu betteln. Dieſe Zufriedenheit überraſchte uns ſo ſehr, daß ſie zum Ereignis wurde.

Ein letzter Blick zurück auf das „Schloß am See“ zeigte es uns in magiſcher Beleuchtung, umſtrahlt und vergoldet von dem flammenden Glanz der ſcheidenden Sonne, die es für einen kurzen Augenblick wie in entſchwundener, herr-

licher Pracht märchenhaft erſchimmern ließ. — Viel Volk zu Fuß und zu Wagen zieht die Straße entlang, die Männer gehen Hand in Hand. Von den Affen und allem andern Getier iſt nichts mehr zu ſehen. Es war dunkel, als wir uns der Stadt näherten. In den Baſars, wo die Verkaufsſtände mit Petroleumlampen erhellt ſind, wimmelt es von Menſchen. Aus der weiten großen Ebene ſteigen Nebel und Fieberdünſte auf. Man ſieht alles wie durch einen Schleier, und wir treiben den Kutſcher zu ſchnellerer Fahrt an.

Die Gegend von Ahmedabad gilt für äußerſt ungeſund. Bereits in Europa warnte man uns davor, hier zu übernachten, wo ſo mancher Reiſende ſich tödliches Fieber geholt haben ſoll. Ich kann es aber kaum glauben, daß der Aufenthalt noch immer ſo gefährlich iſt, denn die Verhältniſſe haben ſich ſehr gebeſſert. Das neue Stationsgebäude iſt ein gut gebautes Steinhaus, die Zimmer liegen vorſichtigerweiſe einige Stufen über der Straße erhöht und haben feſt verſchließbare Fenſter und Türen, man iſt ſomit völlig gegen die heimtückiſche Nachtluft geſchützt. Wir hätten übrigens hier gar nicht übernachten können, ſelbſt wenn wir es gewollt hätten, denn alle, d. h. vier Betten, fanden wir durch Engländer, welche dem Durbar zuſtrömten, beſetzt. — Das Dinner, obwohl es wieder unter dem Zeichen des Hammels ſtand, war nicht das ſchlechteſte, was wir bisher durchgekoſtet hatten. Nach demſelben vertrieben wir uns die Zeit mit Handeln und Kaufen. Händler mit den Erzeugniſſen der Ahmedabader Manufaktur hatten ſich auf dem Perron des Stationsgebäudes eingefunden. Ahmedabad iſt nämlich eine der größten Handelsſtädte Indiens und ſeiner Schmuckſachen, Kupfer-, Silber- und Meſſingarbeiten wegen berühmt. Prachtvoll eingelegte Holzarbeiten werden mit ganz beſonderer Geſchicklichkeit ausgeführt, aus Sandel- und Ebenholz wundervolle Kaſten und Tiſche hergeſtellt; auch fertigt man Elfenbeinſchnitzereien, Brokate, gemuſterte Sei-

denſtoffe, Gold- und Silberſpitzen. Leider hatten wir keine Zeit, uns alle dieſe Erzeugniſſe in den Werkſtätten anzuſehen, und mußten uns damit begnügen, eine kurze Fahrt durch die Baſare und über den großen Marktplatz zu machen, wo ein bedeutender Handel in Kaliko getrieben wurde, wenn man nach der großen Anſammlung von Menſchen um ungeheure Mengen von Baumwollballen darauf ſchließen darf. — Abends neun Uhr Abfahrt von Ahmedabad.

12. Dezember. Die Nacht war nicht gut geweſen. Morgens um acht Uhr Ankunft in Abu Road, wo uns zwei Tongas erwarteten, die wir telegraphiſch beſtellt hatten. Die ſchmalſpurigen Bahnen des Nordens (1 Meter gegenüber 1,60 der Südbahn) haben viel kleinere Coupés, als wir es bisher gewohnt waren, und zu dreien iſt es empfindlich eng in denſelben. Graf Lippe lag mit gewohnter Liebenswürdigkeit im oberen Bett, das aber diesmal nur an zwei Stricken befeſtigt war und ſich bei jeder Kurve gefahrvoll zu mir herüberneigte, ſo daß ich immer in Todesangſt war, er möge plötzlich herunterrollen.

Während ich morgens Toilette machte und nicht im Coupé anweſend war, ſuchte Alfred ſeine Krawatte, ärgerte ſich, daß er ſie nicht gleich fand, und warf in der Wut ſeine Matratze mit ſolcher Vehemenz in die Ecke, daß ſie, ſtatt liegen zu bleiben, durch das große Fenſter hinausflog und nie wieder geſehen ward. — Tableau. — In Abu Road war Schmalhans Küchenmeiſter. Wir mußten zu unſern eigenen Vorräten greifen. Nach dem Frühſtück beſtiegen wir die beiden bereitſtehenden Tongas (à zehn Rupien). Es ſind dies Wagen mit zwei Rädern und zwei Pferden. Dieſelben haben ein gewölbtes, farbiges Dach, breite Spritzleder, und man ſitzt dos à dos nach vor- und rückwärts gewandt. Auf der Bergſeite wird unſer Handgepäck — ſechzehn Stück, da wir die Koffer auf der Station ließen —

höchſt geſchickt aufgetürmt, und nun geht's dahin. Rechts auf dem Spritzleder ſteht ein Moslim barfuß in einem alten, roten Jagdfrack, den Turban auf dem Kopf. Alle Augenblicke muß der Kuli, der wie ein Affe behende iſt, nebenherlaufen, damit die entgegenkommenden Wagen, Pferde und Menſchen rechtzeitig ausweichen. In der zweiten Tonga folgt die Dienerſchaft. Meine Aya ſitzt neben dem Kutſcher. „Joanna", wie ſie als Chriſtin getauft iſt, trägt wieder den „Naturgürtel"; neckiſch lugt der Nabel zwiſchen der Drapierung ihrer bunten Tücher hervor. Je feiner ſie ſich „anzieht", deſto breiter wird dieſe „Dekolletage". — Seit die engliſche Regierung den Singhaleſinnen die Bedeckung des Oberkörpers durch ein „Nachtjäckchen" befohlen hat, ſcheinen ſie ſich dadurch zu helfen, daß ſie dasſelbe ſo kurz wie möglich tragen und es um den Hals tief ausſchneiden, damit ihre Reize doch einigermaßen ſichtbar bleiben.

Den 4000 Fuß (1200 Meter) hohen Mount Abu hinan geht es auf herrlicher Straße in ſchlankem Trab in 4½ Stunden (ſechzehn Meilen). Solange der Weg eben war, wurden alle vier, ſpäter alle zwei Meilen Pferde gewechſelt. Graf Lippe ſitzt neben dem Kutſcher, der vor jeder Station ein Trompetenſignal ertönen läßt, damit die Pferde bereit gehalten werden. Wir, d. h. Alfred und ich, ſchaukeln auf der nach rückwärts gerichteten Bank auf und nieder, den Blick in die weiter und weiter ſich enthüllende Berglandſchaft gerichtet. Der Weg führt durch ſehr zerklüftete Felspartien. Die Vegetation macht einen nördlichen, winterlichen Eindruck. Nur an geſchützten Stellen wachſen Palmen. In den Bäumen wiegen ſich Affen und begleiten uns für ein paar Minuten mit ihren grotesken Sprüngen. Ein prachtvoller Adler läßt ſich in Schußweite nieder. — Der Blick überfliegt endloſe Lande. Auf den nahen Höhenzügen werden ſchneeweiße Gebäude ſichtbar, Tempel, die man zu

Ehren des kürzlich hier gewesenen Vizekönigs weiß aufgetüncht hatte.

Er sollte wohl durch diese Geschmacklosigkeit überrascht und erfreut werden. An den verschiedenen Relaisstationen versuchte ich Aufnahmen zu machen, das Umspannen der Pferde geht jedoch so unglaublich fix vor sich, daß ich kaum Zeit fand, aus und in den Wagen zu krabbeln. An allen Stationen stehen einige Pferdepaare bereit, aber es ist wirklich jammervoll zu sehen, wie trotz des Tierkultus, dem der Hindu ergeben ist, seine angeborene fürchterliche Gleichgültigkeit siegt und er die armen Geschöpfe in sengendem Sonnenbrand stehen läßt, statt sie unter das nur zehn Schritt entfernte Palmdach zu führen, oder zu beobachten, wie er seine Rosse einen ganzen Tag ohne Futter läßt, sie immer wieder einspannt, auf sie einhaut, und nicht den geringsten Gewissensbiß fühlt, wenn sie vor Schwäche beinahe umfallen.

Die Landstraße ist sehr belebt und wird von den Eingeborenen, die meist nur mit Pfeil und Bogen bekleidet sind, stark begangen. Alles trägt hier Waffen. Die Leute sollen auch einen außergewöhnlich sicheren Schuß haben. Leoparden und Tiger sind in der Gegend nicht selten. Um elf Uhr hatten wir die Höhe erreicht. Wir sind von einer entzückenden Berglandschaft umgeben. — Mount Abu gilt als Erholungsheim für englische Offiziere und Beamte. Es erfreut sich einer herrlichen Luft, und wir fühlen uns nach all der Hitze auf einmal wie neu belebt. Wunderschöne, staublose, mit gelblichrotem Sand bestreute, breite Pfade verbinden die einzelnen Häuser. Diese Fußwege sind so breit wie Fahrstraßen, und doch darf nirgends geritten, noch gefahren werden. Wir mußten zwanzig Minuten vor dem Orte unsere Wagen verlassen und Rickshaws besteigen. Nun ging's, von drei Kulis gezogen und geschoben, in rasendem Galopp bergauf, bergab. Plötzlich halten wir vor

einem reizenden Bungalow, das von grünen Reben umrankt und mit farbigen Blüten bewachsen ist.

Natürlich hat das „Hotel Radjputana" nur ein Parterre mit Dach. Wir finden gutes Unterkommen. Die Zimmer mit Toilette und Bad sind etwa sechs Meter hoch, sie haben, wie gewöhnlich, zerbrochene Fenster und nichtschließende Türen, aber alles ist reinlich und bequem mit Tischen, Schränken, Kommoden und Stühlen ausgestattet. Das Bett ist gut und mit tadellosem Moskitonetz umspannt. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, seine Nächte sozusagen auf freiem Felde zuzubringen und sich nicht scheut, allerhand Getier, das da kreucht und fleucht, Quartier zu geben, so kann man hier sehr zufrieden sein. Es war das erste freundliche und trockene Zimmer ohne modrigen Geruch, das wir in Indien trafen, und wir fühlten uns darob ungemein behaglich. Aber obwohl hier alles sehr nett gehalten ist, gibt es, wie überall in Indien, keine Bedienung, und so, wie die Räume verlassen werden, bezieht sie der nachkommende Gast. Es werden vom Wirte aus keine Betten abgezogen, keine überzogen. Man muß alles bei sich haben, Kissen, Decken, Bettwäsche usw. Wie man hierzulande ohne Boy auskommen sollte, ist mir schwer verständlich; denn es wird im Hause kein Stiefel, kein Rock geputzt. Obwohl man keinerlei Bedienung im Hotel bemerkt, steht, wenn man abreist, doch immer ein Dutzend armselig aussehender Leute da, die sämtlich behaupten, etwas getan zu haben. Da ist der „sweeper", der Wasserträger, der Zimmerkehrer, der Zimmerabstauber, der Lampenanzünder usw., alle machen flehende Gesichter, aber nur der „sweeper", der Wasserträger und der Zimmerkehrer bekommen den üblichen Bakhschisch — zwei Annas à Person für die Nacht. Der „sweeper" allein verdient den Lohn. Er entstammt der niedrigsten Kaste und erfüllt die Pflichten des seligen „Nachtkönigs", wie man vor dreißig Jahren

in München die Gesellschaft nannte, die heutzutage durch die Kanalisation ersetzt ist.

Nachdem wir uns von dem Staub der Fahrt einigermaßen gereinigt hatten, gingen wir hinüber in das etwas höher gelegene Haupthaus, genossen dort einen kleinen, sehr spartanischen Lunch, hörten, daß zwei deutsche Prinzen sich zur Leopardenjagd hier aufhielten, und begaben uns dann zum größten Anziehungspunkt des Ortes, zu den berühmten, dem Jainkultus geweihten „Dilwarra-Tempeln". Beide stammen aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Der modernere ist bei weitem reicher ausgestattet und soll, was Ausführung des Details betrifft, ohnegleichen sein. Er hat zwanzig Millionen Mark gekostet, und sein Bau dauerte vierzehn Jahre. Der ältere erscheint, weil „einfacher und kühner", einer der best erhaltenen Jainstempel frühester Zeit. Durch die hiesigen Tempel lernt man überhaupt die genaue Einteilung dieser Bauten kennen und sieht, zu welcher Vollkommenheit der indisch-maurische Stil gelangt ist, wozu man jedoch bemerken muß, daß nach europäischer Anschauung die Raumverhältnisse ungemein beschränkt und etwas drückend sind. Der von Europäern nicht recht verständnisvoll restaurierte Tempel macht im ganzen den Eindruck eines Prachtbaues. Er zeigt außerordentlich reiche, üppige Architektur. Hervorragend schön sind die Details, welche sich durch unendliche Feinheit auszeichnen, in deren vollendeter Ausführung das Charakteristische dieser Stilperiode liegt.

Die Phantasie ist wenig erfinderisch. Die Motive wiederholen sich immer wieder, aber die Durchbildung der zahllosen geschmückten Tore und Hallen, Türen und prachtvollen Decken, zeugt von erstaunlicher technischer Geschicklichkeit. — Den sehr engen Eingang zum Tempel hüten bärbeißige unfreundliche Wächter. Wir mußten, um uns dem Heiligtum nahen zu dürfen, die Stiefel ausziehen und den Rundgang in Galoschen machen. Mit Lederschuhen

angetan, findet man keinen Einlaß, weil alles, was von einem getöteten oder geſchlachteten Tiere, beſonders was von einem Rinde herrührt, „unrein“ iſt. In vielen Tempeln wird man von dem läſtigen Schuhwechſeln dispenſiert, und nur der Führer markiert das Schuhausziehen dadurch, daß er ſeine Pantoffeln vor dem Tore ſtehen läßt.

Den Mittelpunkt dieſes, wie aller brahmaniſchen Tempel bildet das Heiligtum, welches, von oben ſchwach beleuchtet, den Gott, der mit kreuzweiſe untereinander geſchlagenen Beinen darinnen hockt, in myſtiſcher Dämmerung birgt. Nur Jains dürfen dieſen innerſten Raum betreten, in den ein Portikus von achtundvierzig ſchlanken, leichten Säulen führt. Die hier verehrte Gottheit heißt Parsvanatha und gehört zu den Tirthangaras, den vierundzwanzig heiligen Männern, welche inkorporierten Buddhas entſprechen. Im Gegenſatz zu den buddhiſtiſchen und brahmaniſchen, ſtets bekleideten Göttern werden die Jainidole immer ganz nackt dargeſtellt, tragen eingeſetzte Glasaugen und Glasſchmuck auf der Bruſt. Wohl bezugnehmend auf ihre nackten Götter haben die Jains eine nur „mit den vier Himmelsgegenden bekleidete“ Sekte, die Nigranthas, ein drolliger Ausdruck, um völlige Nacktheit zu bezeichnen. Die „vier Himmelsgegenden“ werden allerdings bloß während der Mahlzeiten angelegt. Ihr Tagewerk vollziehen die Mitglieder der Sekte nicht „luftbekleidet“, ſondern in bunten Gewändern.

Nach dieſer Abſchweifung zurück zum Dilwarratempel. Das Heiligtum desſelben liegt in einem länglichen Hof. Eine doppelte Reihe Säulen läuft um denſelben herum; ſie bilden fünfundfünfzig kleine Zellen. Dieſe ſind jedoch nicht von Mönchen bewohnt, ſondern in jeder ſitzt eine jener Figuren mit kreuzweiſe untereinandergeſchlagenen Beinen, die wie Buddhas ausſehen, aber eine 55fache Wiederholung des hier angebeteten Parsvanatha darſtellen. Prieſter beſorgen die Vermittlung zwiſchen den Gläubigen

und ihrem Gotte, treten zu ihm in die Nische, und tragen ihm gegen eine entsprechende Opferspende die Wünsche der Laien in geeigneter Form vor. Die sich ringsum ziehende Säulenhalle wirkt sehr reizvoll. Bei eingehender Betrachtung bemerkt man, daß jede Säule, jedes Kapitäl, jede kleine Kuppel, welche die einzelne Zelle überdacht, verschieden ausgeführt ist. Allerdings treten die verschiedenen figürlichen Darstellungen und Ornamente in bestimmter Reihenfolge immer wieder auf. Dem Heiligtum zugewandt, stehen an der Schmalseite des Hofes hinter einem durchbrochenen Marmorgitter, das feiner Filigranarbeit gleicht, zehn weiße Elefanten aus Marmor, als Inkarnation Vishnus. Dieser Raum darf so wenig, wie das Heiligtum selbst von Andersgläubigen betreten werden.

Der Manager unseres Hotels, ein Parse, dessen Schwester sich nach England verheiratet hat, war ein strebsamer, gefälliger junger Mann, der einzige bisher in Indien, der ein angebotenes Trinkgeld ablehnte. In liebenswürdiger Weise hatte er uns zum Tempel begleitet und die Führung nach dem Hotel zurück übernommen. An einer Biegung des Weges forderte er uns auf, zurückzuschauen. In seltsam strahlender Beleuchtung, wie ein Feenschloß, ragte das phantastische Gebäude aus tiefem Grün hervor. Alles flimmerte und glänzte in dem grellen Sonnenlicht. Ein paar schwere Wolken am Himmel steigerten den Reiz des poesievollen Bildes, das so klar und doch verschwimmend in der zitternden Luft schwebte. Auch dieser Tempel ist zu Ehren des „Vizekönigs" weiß getüncht, was in der Nähe sehr stört, aber in der Entfernung den Zauber des Anblicks wesentlich erhöht.

Der Heimweg gestaltete sich ungemein anmutig. Die durch einzelne hohe Palmen eigentümlich charakterisierte Gebirgslandschaft gemahnt an jene des heiligen Landes, wie wir sie auf alten Bildern sehen. Die Reisfelder zeigen saftiges Grün. Einzelne Eingeborene waren auf dem Felde

beſchäftigt, ihre Frucht zu beſtellen. Vermummte Geſtalten, die ihre dunkeln Mäntel weit über das Geſicht gezogen hatten, um ſich vor der Sonne zu ſchützen, riſſen Unkraut aus einem kleinen Acker. Weiße Ochſen mit ungeheuren, rot, grün oder golden bemalten Hörnern wandelten gemächlich ihre Runde und förderten zur Berieſelung der Wieſen und Felder Waſſer aus der Ziſterne. Ein Mann ſchritt gelaſſen nebenher. — Alles dies belebt die Gegend, ohne den Eindruck der großen Ruhe, des tiefen Friedens, den ſie ausſtrömt, zu ſtören.

Unſer Parſe iſt ein wiſſensdurſtiger Menſch, der verſchiedene Sprachen des Oſtens gelernt hat und hofft, einmal als Lehrer derſelben nach England zu kommen. „Von der Welt" hat er aber keine Vorſtellung, und meint „an unlettered man" (er hielt ſich für ſehr gebildet), würde das, was ich ihm erzählte, nicht glauben, nämlich: daß bei uns jedermann ein Zimmer, ein Bett hat; daß es Länder gibt, in denen die Sonne wochenlang nicht auf- und untergeht; daß man bei uns monatelang die Fenſter nur zum Lüften aufmacht uſw. Er meinte dann ganz kleinlaut „ja, dann gibt es vielleicht keine Tiger, die wild im Land herumlaufen; vielleicht keine Elefanten, die zahm durch die Straßen ſpazieren", und ſchien ſehr überraſcht, als ich dies verneinte. Dabei gehörte er gleichwohl zu den „Aufgeklärten", die in ihrem Teſtament verfügt haben, begraben, und nicht von den Geiern gefreſſen zu werden.

In das Bungalow zurückgekehrt, ruhten wir uns eine Stunde aus. Ich ſchlief ſeit langer Zeit zum erſtenmal ruhig und angenehm, ohne alles Unbehagen, leider nur zu kurz, denn ſchon um halb fünf Uhr mußten wir wieder mobil ſein, um den Sonnenuntergang auf dem „Sunset Point" nicht zu verſäumen. Auf paradieſiſchem, rechts und links mit ſchönen Blumen bepflanztem Pfade gelangten wir zu den ſteilen Abhängen des Berges.

Mount Abu gehört zu der nördlich gelegenen Aravellikette. Er ist jedoch meilenweit von ihr getrennt und steigt wie eine Insel aus dem Ozean, einsam aus der indischen Ebene empor. Nach Westen fällt der Berg schroff ab. Auf dem äußersten Vorsprung, dem obengenannten „Sunset Point" steht eine mächtige Felsenbank. Von hier schweift der Blick über die weiten Lande bis dorthin, wo die scheidende Sonne kupferglühend zum Erdenrande sinkt. Man blickt hinaus in die grenzenlose Ebene, die sich in weichen Wellen zum fernen purpurnen Horizont hinzieht. Klar und riesengroß wölbt sich der Himmel über der unendlichen, schweigenden Fläche, ein Anblick von überwältigender Schönheit. Der Sonnenuntergang, die Beleuchtung, der ganze Eindruck war von erhabener Größe. Feierlich gestimmt, traten wir den Heimweg an. Still träumerisch wandelten wir durch die in Mondlicht getauchte Landschaft. Es fiel uns schwer, wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Um halb acht Uhr wurde gespeist. Das „Dreß" hatten wir nicht mit auf die Höhe genommen, versuchten aber, so gut es eben gehen wollte, uns für die deutschen Prinzen „fein" zu machen. Die beiden jungen Leute, elegant „gedreßt", saßen schon an der Tafel, als wir eintraten. Es war ein Blonder und ein Schwarzer. Der „Blonde" mußte wohl der Prinz sein, weil der „Schwarze" sich so ergeben benahm — aber der Blonde war Herr Rittergutsbesitzer G.... aus B..... und der Schwarze Herr Assessor J..... aus F..... im Elsaß.

13. Dezember. Morgenspaziergang zu dem reizenden Aussichtsturm an der Sommerresidenz des Maharadja von Jaipur. Von dem Pavillon einer hohen Terrasse des Palastes genießt man einen herrlichen Blick über „unsern" Berg, über seine Seen, Hügel und Gärten und weit hinaus in die grenzenlosen Lande. Unter uns liegt ein künst-

licher See, der „Gem Lake“, in welchem große, ein bis zwei Meter lange Waſſerſchlangen hauſen, die nicht giftig ſind, aber unheimlich ausſehen. Ueber den ganzen Berg dehnt ſich der Dſchungel; Panther, Tiger, Wildſchweine finden ſich häufig in ihm. Unſer Parſe erzählte, wie er kürzlich auf der Pantherjagd einem ſolchen ſo nahe kam, daß er das Funkeln ſeiner Augen im Gebüſche ſah, aber den Schuß nicht wagte, weil es bereits zu dunkel war, und ein angeſchoſſener Panther den Menſchen unfehlbar annimmt.

Den kleinen „Gem Lake“ umgibt ringsum dichter Wald. Ein ſeltſam geformter Steinfelſen, der einer trauernden, verſchleierten Frau gleicht, neigt ſich wie in knieender Stellung über ihn.

Wie tags vorher, gingen wir durch den Ort nach dem Hotel zurück. Abends hatte der Baſar mit ſeinen kleinen Läden, in denen helle Feuer brannten, bunt drapierte Geſtalten rauchten und Betel kauten, maleriſch ausgeſehen, jetzt im grauſamen Tageslicht erblickte man nur die elende Armut, die verzweifelte Dürftigkeit, in denen dieſe Menſchen halb verhungert exiſtieren — nein, vegetieren. Im Baſar werden Pfeile, Bogen und Lanzen von erheblicher Größe, Meſſinggefäße, Tonkrüge und dergleichen feilgeboten. Wir kauften einen Becher mit dem in Hindoſtani eingravierten Spruch: „Dir ſoll der Trunk bekommen.“ Ein freundlicher Wunſch für dieſe, zu ſo troſtloſem Daſein verdammte Bevölkerung, die von einer Natur umgeben iſt, welche ſie trotz harter Arbeit nicht ernährt, von Verhältniſſen, die keinen Erwerbszweig bieten, durch den ſich die Bergbewohner ſoviel verdienen könnten, um den Reis, ihre Hauptnahrung, in genügender Menge anzuſchaffen. Ein Schatten war auf unſere gehobene Stimmung gefallen, und wir eilten, unſere Tongas zu beſteigen, die uns wieder von Mount Abu abwärts bringen ſollten.

Der Menſch denkt und Gott lenkt. Wir wurden ſehr beſtürzt, als wir erfuhren, daß keinerlei Fahrgelegenheit zu haben war, weil wir verſäumt hatten, dieſelbe geſtern bei dem „stationmaster“ in Abu Road zu beſtellen. Doch unſere Enttäuſchung wandelte ſich ſchnell in Befriedigung um. Wir waren froh ob dieſer unerwarteten Ruhepauſe, ſehr erfreut, in dieſem ländlich ſtillen Ort auf friſcher Bergeshöhe einen Tag länger verweilen zu können, wo die Raben nicht Tag und Nacht mit ihrem entſetzlich wilden Gekreiſch die Luft erfüllen oder die Menſchen toben und zetern, als ſteckten ſie am Spieß. — Doch nur kurz ſollte dieſe Freude ſein. Unſere Behaglichkeit wurde bald geſtört. Obwohl nicht erſchöpft, hätte uns immerhin ein Tag der Ruhe nach all den Nachtfahrten wohl getan. Aber es ſtand anders in den Sternen geſchrieben, und zum zweitenmal wurden unſere Pläne heute unerwartet durchkreuzt. Wir mußten fort, als wir uns eben ins Dableiben gefunden hatten. Eine größere Geſellſchaft Engländer kam an, und wir ſahen uns wohl oder übel gezwungen, ihre Rickſhaws und Tongas zu benutzen, ſollten die Neuangekommenen Quartier finden. Sie bezogen unſere Zimmer, wir beſtiegen ihre Tongas, und fort gings in toller Fahrt, der lachenden Ebene zu. Es war ſpät geworden, und es ſchien uns beinahe unmöglich, Abu Road vor Abgang des Zuges zu erreichen, doch ſetzten unſere Leute ihren Stolz darein, rechtzeitig einzutreffen. In Karriere ging's dahin. Auf jeder Station ſtanden angeſchirrte Relaispferde bereit. Im Handumdrehen wurde aus- und eingeſpannt. Alles eilte im Fluge vorbei: Landſchaft, Berge, intereſſante, bewaffnete Geſtalten, kreideweiß angeſtrichene Bettler am rauchenden Feuer, Affen, Wildſauen, Pfauen und tauſend fremdartige Dinge, die uns bald alltäglich vorkamen und die wir kaum mehr bemerkten. Sonderbar geformte Felſen lagen zwiſchen dem Grün des Berges;

ſie glichen Tieren. Ein Haſe ſpitzte die Löffel, ein Hund lag auf dem Bauch und ſtreckte die Hinterbeine von ſich.

Wir kamen in Abu Road gerade recht zum Abgang des Mailtrains und trafen wieder den in Indien über alle Begriffe entgegenkommenden Eiſenbahnvorſtand, der, trotzdem ihm die ſtrikte Order geworden war, vor dem zehnten Januar, bis nach dem Durbar, keine Coupés mehr zu reſervieren, es möglich machte, uns eines für drei Perſonen zu verſchaffen. Mit unſern ſechzehn Stück Handgepäck im Wagen untergebracht, waren wir heute zum erſtenmal wirklich gezwungen, den Frühſtückskorb zu benutzen, um das ausgefallene Tiffin nachzuholen, wobei der engliſche Kuchen, den uns der aufmerkſame Parſe von Mount Abu hatte backen laſſen, die pièce de résistance bildete, während Tee und Pflaumen die Beilage abgaben.

Den Speiſekorb zu öffnen, bedeutete für mich einen ungeheuren Entſchluß. Mit der Annehmlichkeit, nicht hungern zu müſſen, verband ſich eben die Unannehmlichkeit, den Korb wieder in Ordnung zu bringen, die Taſſen, Teller und Beſtecke zu ſpülen, da eine ſo „feine" Arbeit weder dem Boy noch der Aya überlaſſen werden konnte. Bei der bisher unerträglichen Hitze wurde jede Bewegung zur Anſtrengung, und was nicht unbedingt notwendig, unterließ man lieber, um ſich nicht noch mehr zu echauffieren. Eine eigentümliche Erſcheinung bringt die Hitze mit ſich. Man liegt abends todmüde im Bett, ſehnt ſich nach Schlaf, aber es iſt unmöglich, ihn zu finden, ehe nicht ein Zuſtand plötzlichen, furchtbaren Tranſpirierens eingetreten iſt. Er beruhigt in hohem Grad, man fühlt nach demſelben wohltuende Erſchöpfung und ſchläft auf ſolch römiſch-iriſches Dampfbad unmittelbar ein. Bleibt dieſe abendliche Erſchlaffung einmal aus, dann iſt man ſicher nicht wohl, man wirft ſich die ganze Nacht verzweifelt hin und her, und nur ein Whisky mit Soda kann helfen.

Die Gegend, welche der Zug durchfährt, erscheint flach und monoton. Kaum etwas anderes ist zu sehen, als die stets überfüllten Bahnhöfe mit ihren abenteuerlich bekleideten Eingeborenen, die, eingewickelt in ihre bunten Steppdecken, wie wandelnde Betten aussehen.

Um halb acht Uhr war Dinner im Speisewagen, aber was für eines? Der Himmel sei meinem armen Magen gnädig und schütze mich vor dergleichen „Extravaganzen".

14. Dezember. Wir kommen bei stockfinsterer Nacht um fünf Uhr früh in Jaipur an und sind freudig überrascht, einen bequemen roten Landauer zu unserm Empfang an der Station bereit zu finden. Im Hotel „Kaiser-i-Hind" wälzte sich uns ein ungeheurer, in eine geblümte Steppdecke gehüllter Klumpen keuchend entgegen! Es war der Wirt, der asthmatisch und fettsüchtig, aber aufmerksam und eifrig um unser Wohl besorgt ist. Zum Empfang lodert ein lustiges Feuer im Kamin des Zimmers und macht den kahlen Raum beinahe gemütlich. Die Türen sind wieder defekt, es fehlen sogar die Handgriffe, und wollte man sie schließen, so mußte man die Finger durch ein Astloch stecken. Wir legten uns gleich nach der Ankunft zu Bett und schliefen bis neun Uhr. Gegen elf Uhr fuhren wir zu Mr. Jacobson, der uns ein gedrucktes Formular über die Sehenswürdigkeiten der Stadt gab. Der arme Mann ist jetzt während des Durbar so überlaufen, daß eine schriftliche Aufstellung zu zeitraubend wäre und er alle Auskünfte für die ihm empfohlenen Fremden in Druck bereit hält. Doktor Jacobsons Bungalow war mir sehr interessant; die ganze Einrichtung ist so verschieden von der unserer Landhäuser, und ich freue mich, dieses luftige, dämmerige, indische Gartenheim kennen gelernt zu haben.

Wir hatten wieder unsern eleganten roten Wagen zur Verfügung. Man wird hier immer von drei Mann begleitet, einem Kutscher, einem Führer und einem Läufer.

Letzterer rennt meist in unglaublichem Tempo voraus. Mit einem weißen Tuch und dem nötigen Geschrei macht er die Bahn frei. Besonders in der Nähe der Tore und in den engen Gassen rast er mit besonderem Eifer, den Fußgängern und den Kulis, die sich wegen der ungeheuren Lasten, welche sie auf dem Kopfe tragen, nicht umwenden können, einzeln zurufend, nach welcher Seite sie auszuweichen haben. Die Stadt mit ihren 230 000 Einwohnern wird von einer Hügelkette umgeben, die nach Süden offen und ganz mit Verteidigungsbauten besetzt ist. Das stattliche „Tigerfort" bildet den Abschluß des Bergrückens.

Jaipur ist die Hauptstadt von Rajputana. Eine rosarote, gezackte Mauer mit sieben Toren schließt sie ein. „Swai Jai Sing", ein wegen seiner Gelehrsamkeit als Astronom und Mathematiker berühmter Maharadja, begründete die neue Residenz im Jahre 1728. Die alte, fünf Meilen von Jaipur entfernt am Bergabhang liegende Residenz Ambèr wurde astrologischer Gründe halber von ihm verlassen.

Betritt man Jaipur durch das festungsartige Tor, so fühlt man sich für einen Augenblick wie verzaubert! — Rosa — ringsum alles rosa! Rosa Häuser, rosa Tempel, rosa Paläste! Rosa die ganze Stadt. Nur die Fenster sind weiß eingerahmt und die Fassaden mit weißen Blumensträußen verziert. Wie so ganz anders ist dieser, wohl durch die Laune eines Maharadja rosa getönte Fürstensitz, als das, was wir bisher gesehen. Italienische Architekten sollen die Erbauer sein. Ist man schon überrascht durch die wie in Himbeersauce getauchten Gebäude, so erstaunt man nicht minder über die weiten, breiten, belebten Straßen, die sich zwischen den Häusern hinziehen. Das barockste Architekturwerk in Jaipur, dessen Plan von Jai Sing persönlich entworfen wurde, ist der Hawa Mahal — der Windpalast —, dessen schwindelhaft hohe, fünf-

stöckige Front mit sechzig Erkern, acht Dachkiosken und Ecktürmchen, die wie kleine Pyramiden aussehen, an der Hauptstraße liegt. Dieser originelle Palast gehört zur Residenz des Maharadja, die eine Stadt im kleinen darstellt.

Den Mittelpunkt bildet der „Chandra Mahal" (sprich Tschandra Mahal), den man, weil bewohnt, nicht besichtigen kann. Es ist ein siebenstöckiger Bau, der die Gärten überragt und von seinem Aussichtsturm einen schönen Blick in die weitere Umgebung der Stadt bietet. Hier zu ebener Erde befindet sich der Divan-i-Khas, die private Empfangshalle, welche einen einfachen und vornehmen Eindruck macht. In der Nähe ist der Divan-i-Am, die öffentliche Empfangshalle; ein großer Raum, in welchem schöne Säulen eine geschmacklose Decke tragen. Ein prachtvolles Tor aus edelm Gestein und Goldbronze, das nur der Maharadja durchschreitet, führt in diesen öffentlichen Audienzsaal. Reiche Darstellungen aus der indischen Götterlehre bedecken die Torflügel, Blumen und Tiere zieren deren Einfassung. Die Gebäude und Räume sind mit durchbrochener Arbeit aus Marmor und Stuck, wie mit Malereien, reich geschmückt, aber geradezu ärmlich erscheint das europäische Mobiliar.

Neben dem Chandra Mahal liegen die Häuser der Hofbediensteten und der Frauenbau — der Zenana, der mehr als tausend Frauen birgt und nur einen kleinen Flügel des Riesenpalastes bildet, — ferner das berühmte Observatorium — Jantra — von Sing II. erbaut, das mit seinen von diesem Herrscher erfundenen und gezeichneten phantastischen Instrumenten unter freiem Himmel steht und dem Verfall preisgegeben ist.

Nun folgte der Besuch des Marstalls, der an die Rückseite des „Windpalastes" anstößt. Seine Fenster, von denen aus die Damen des Maharadja den Reitkünsten der Herren zuschauen, beherrschen den Hof. Die Pferdeställe sind sehr weitläufig angelegt und ziehen sich als

offene, schmale Halle rings um diesen Platz, auf dem die Pferde eingeritten oder eingefahren oder an Longen bewegt werden. Auf glänzend gezäumten Rennern halten malerisch gekleidete Hindus vor der Palastpforte; neben einem eleganten Kiosk stehen acht bis zehn prächtig aufgeschirrte Tiere für die Hofkavaliere bereit. Das Pferdematerial ist mittelmäßig, aber auf den Glanz hergerichtet. Der Platz selbst macht den Eindruck eines Zirkus vor eben beginnender Produktion. Die Tiere stehen in ihren luftigen Stallungen ohne Zwischenwand nebeneinander, scheinen sich nicht niederlegen zu können und sind höchst seltsam gefesselt. Während die Hinterfüße durch einen langen Strick an vier bis fünf Meter nach rückwärts in den Boden eingelassenen Steinen angebunden sind, werden die Vorderfüße durch Pflöcke festgehalten. An der Längswand über jedem Pferd befindet sich ein großes Loch, die Schlafstelle des Wärters.

In nur von Gestrüpp umzäunten Vierecken, den sogenannten Elefantenställen, haben ein paar riesige Prachtexemplare dieser Dickhäuter Unterkunft gefunden.

Außer den Gebäuden gehören noch große Gärten und Anlagen zum Palast. Zusammen mit diesen nimmt er ein Siebentel der ganzen Ausdehnung der Stadt ein. Von dem Chandra Mahal ziehen sich langgestreckte Wasserwege mit zahllosen graziösen Springbrunnen und schönen Gaskandelabern hin. Neben diesen flachen Becken führen Fußpfade in gerader Linie zu dem Krokodilteich. Beleuchtet und bewässert, muß die Anlage reich und blendend wirken, in ihrem gegenwärtigen Zustand machte alles einen recht trübseligen Eindruck. Im Tank leben sechzehn mächtige Alligatoren. Der Lockruf des Wächters erklingt. Unter der grün überzogenen Wasserfläche gleiten, ohne diese zu bewegen, die riesigen Tiere dem Ufer zu. Eines der Ungeheuer kriecht wie Fafner mühsam ein paar Stufen die Treppe herauf und liegt dort erschöpft und schwerfällig,

ab und zu das scheußliche, große, fast zungenlose Taschenmaul öffnend, um das an einer Schnur baumelnde Fleisch zu erhaschen, das ihm aber selbst dann wieder entrissen wird, wenn es schon tief im Rachen verschwunden scheint. Früher sollen die Krokodile hier und da mit ausrangierten Haremsdamen des Maharadjas gefüttert worden sein. — Mein Standpunkt befand sich nur wenige Stufen von dem grauenhaften Tiere entfernt. Ich fühlte mich wie gelähmt und konnte die Zwangsvorstellung nicht los werden, zu rutschen — in den Teich zu stürzen — verschlungen zu werden. Die Tiere waren so nah, streckten so gierig und lüstern nach Fraß die abschreckenden Köpfe aus dem grünen moorigen Wasser! Die Treppe war so eng! Es war eine gräßliche Situation — aber die Neugierde siegte über die Furcht.

Durch die Anlagen gingen wir langsam zurück. Ein Gärtner brachte mir armselige, kleine Blüten und glaubte, damit eine Kostbarkeit zu bieten. Blumen sind in diesem wasserarmen, heißen Land selten, und vielleicht hat man deshalb all die Häuser mit den gemalten Guirlanden und Sträußen geschmückt, die so anmutig und festlich die Fassaden bekränzen.

Durch stille, scheinbar verlassene Gärten gelangten wir wieder in das dichte Gewühl der Stadt. Geradezu betäubt standen wir in dem bunten Gedränge, das auf und ab über Platz und Straßen wogte. Laden reiht sich an Laden; vor ihnen wird ein geräumiger Weg für die Kauflustigen freigehalten. Dann folgt eine zweite Reihe von Händlern, die ihre Ware anpreisend, zu Hunderten auf dem Boden hocken. In der Mitte der Straße bewegt sich eine drängende Menge, eine sich stauende Menschenfülle: Reiter in weißen Gewändern auf stolzen Rennern, Kavaliere in glitzerndem Waffenschmuck; Frauen in langen, gelben, roten und schwarzen Umhüllungen, Karren mit Ochsen bespannt, deren Hörner lustig gefärbt oder ver-

goldet ſind, alles drängt und ſchafft ſich Raum. Kamele ſchwanken hochbeladen durch den Menſchenknäuel. Ein kleiner Haremswagen mit leichten Säulen, auf denen ein graziöſes Dach ruht, windet ſich mit herabgelaſſenen Vorhängen, hinter denen eine Schöne vorſichtig herauslugt, langſam durch das Gewühl. Ungeheure Elefanten mit prächtigen Howdas (Pavillons) überragen rieſengroß alles ringsum. Sie ſtampfen mit wuchtigen Schritten daher und ſchwingen ihren mächtigen Rüſſel wie ſuchend über die Köpfe der Menge. Dromedare, auf denen zwei Reiter hintereinander kauern, drücken ſich vorſichtig durch das Gewühl. Nackte Fakire, ganz mit Aſche überzogen, ſchieben ſich bettelnd durch das Menſchengewoge. Und all dies ſo unbeſchreiblich Fremdartige ſpielt ſich auf roſafarbenem Hintergrund ab. Man ſteht und ſtarrt und fragt ſich zweifelnd, ob, was man hier ſieht, auch alles Wirklichkeit und kein Traum ſei!

Unglaubliche Mengen von Tauben bevölkern Dächer und Plätze. Hier vor uns ſteht ein Zebuochſe, umgeben von einem dichten Kranz dieſer zierlichen Vögel, die aufgeregt girren, geſchäftig hin und her trippeln und ungeduldig auf ſeine „Gabe" warten. Aber vor dem Schnabel wird ſie ihnen weggeſchnappt. In allen Ecken und Enden lauern Weiber und Kinder auf eben dasſelbe, das ſie erfaſſen, mit Haſt kneten, zu runden Fladen formen und zum Trocknen an ihre Häuſer kleben, wodurch dieſe wie mit „Bierfilzeln" garniert ausſehen. Der Miſt iſt eben das einzige Brennmaterial der Armen.

Ueber die Dächer huſchen Affen hin und her. Auf dem Geſims eines Tempels ſahen wir Tauben, Geier und Adler friedlich nebeneinander ſitzen, wie es denn auch höchſt überraſchend wirkt, daß der Geier zwiſchen Hühnern, Enten und Gänſen gemütlich im Hof ſein Futter pickt. — Ich brauche wohl nicht weiter zu verſichern, daß ſich in Jaipur der Charakter des Volkslebens in ungeſchminkter Alter-

ſtümlichkeit erhalten hat. Die Rajputen, wie ſich die hieſige Bevölkerung nennt, beſtehen hauptſächlich aus Hindus; auch der Maharadja gehört dem brahmaniſchen Glauben an, und nur verhältnismäßig wenig Mohammedaner ſind hier anſäſſig. Die Provinz Rajputana ſteht im gleichen Verhältnis zu England, wie Haiderabad; ſie hat ihr eigenes Geld und ihre eigene Poſt. Mit beiden macht ſeine Hoheit, der Maharadja Madar Singh, ein gutes Geſchäft, wie mir der edle Herr denn überhaupt ſehr praktiſch vorkommt und ſelbſt aus der ſcheinbaren Höflichkeit, mit welcher er ſeine Elefanten den Fremden zur Verfügung ſtellt, ſeinen Vorteil zu ziehen weiß. Von Europäern ſah ich in der Stadt keinen einzigen, obwohl eine größere Anzahl vor den Toren wohnt.

Durch enge, dunkle Gaſſen, wo Menſchen wie Ameiſen wimmeln, fuhren wir zu Zoroaſter, dem „Bernheimer" von Jaipur, nur daß das meiſte, was Herr Zoroaſter verkauft, auch in ſeinen Werkſtätten angefertigt wird. In einem ſchmalen Gäßchen hielt unſer Wagen vor einem finſteren Torweg, aus dem gleich ein paar maleriſche Geſtalten hervorſprangen, um uns beim Ausſteigen behilflich zu ſein. Wir traten in einen weiten Hof, in dem ringsum in einer Säulenhalle Handwerker ſaßen, die merkwürdige Gefäße, Leuchter, Weltkugeln, Schlangen, Käſtchen und Kiſtchen in Kupfer und Meſſing ausführten. Vor großen Rahmen hockten Männer, mit Anfertigung komplizierter Goldſtickereien beſchäftigt. Andere kauerten vor prächtigen Teppichmuſtern, die ſie mit geſchickten Fingern flink und emſig zu knüpfen wußten. Oben im erſten Stock befand ſich das Verkaufslokal. Wir machten eine Reihe von Einkäufen, erhoben Geld, denn der Chef des Hauſes iſt auch Vertreter von Cook, und wurden von ihm ſodann zu einem echt indiſchen Tiffin eingeladen.

Noch intereſſanter als das Warenhaus, iſt der Beſuch der durch den regierenden Fürſten gegründeten „school

of art", welche alle Branchen des Kunsthandwerks vertritt. Da wir durch Mr. Jacobson an den Direktor der Kunstschule empfohlen waren, begegnete uns dieser mit besonderer Liebenswürdigkeit und geleitete uns durch den weitverzweigten Bau seines Instituts. Auf den Schulbänken sitzen Knaben, Jünglinge, Männer, Greise. Alle sollen nach verhältnismäßig kurzer Lehrzeit einen ihrer Fertigkeit entsprechenden Arbeitslohn erhalten. Ohne maschinelle Unterstützung werden sämtliche Gegenstände nur mit den primitivsten Werkzeugen hergestellt, sind daher in des Wortes vollster Bedeutung als „Handarbeit" zu bezeichnen. Unter den zum Verkauf ausgestellten Objekten befinden sich viele von künstlerischem Wert, die sich auch höchster Anerkennung seitens der Europäer erfreuen.

15. Dezember. Die Nacht war gut, soweit es ein furchtbar hustender Nachbar und das grollende Schnarchen des asthmatischen Wirtes erlaubte. — Ratten und Mäuse, Eidechsen und Eichhörnchen, mächtige Spinnen nebst winzigen Ameisen, Käfern, Vögeln und Flattertieren in meinem Schlafzimmer zu begrüßen, hatte ich mich gewöhnt, aber — Feldhühner dort zu finden, dachte ich nicht. Ich war daher sehr überrascht, als mir beim Verlassen des Bades heute morgen ein Rebhuhn zwischen die Füße lief.

Auf acht Uhr hatten wir uns den Wagen nach Ambèr, der alten Hauptstadt von Rajputana bestellt. Auf dieser Fahrt sahen wir erst so recht, wie reizend Jaipur liegt, umgeben von Bergen, die, mit Forts gekrönt, von ehemaliger Kraft und Macht erzählen. Die Straße führt durch wahre Kakteenwälder, welche von Resten alter Begräbnisstätten und verfallener Paläste unterbrochen sind, deren feingliederige Kioske ungemein reizend wirken. Zur Seite des Weges huschen Eichhörnchen, Affen und farbige Vögel. Pfauen promenieren gemessenen Schrittes über die Landstraße. Derselben entlang treiben Eingeborene ihre fleißi-

gen, kleinen Eſelchen, die beinahe nicht größer als Ziegen, aber bepackt wie Kamele ſind.

Im Sattel des Bergrückens liegt Ambèr vor uns. Etwa dreiviertel Stunden vor demſelben beſteigen wir einen über die Maßen großen Elefanten. Ich hatte mir ein ſolches Erlebnis ſeit langem in meiner Phantaſie ausgemalt. Schon in Europa lockte mich die Vorſtellung eines Elefantenrittes. Aber ach, wie anders war die Wirklichkeit! Bereits als ich mich dem ungeheueren Tiere näherte, deſſen Kniekehlen ich kaum erreichte, wurde mir ſehr kleinmütig ums Herz. Ich unterdrückte meine Furcht, und als die Treppe an das Ungetüm angelegt war, welches ſich zuerſt vorſichtig auf ſeine Knie, dann auf ſeine Hinterbeine niedergelaſſen hatte, ſtieg ich ſcheinbar kühn hinauf, obwohl ich viel darum gegeben hätte, wäre mir dies „Vergnügen" erſpart geblieben. Es half jedoch kein Zaudern, denn es hieß, der Elefant läge nicht gerne in dieſer Poſition, und ſo eilte ich hinauf. Welch ein Sitz! Hart und unbequem, ſchien er mir auch nicht ſicher. Die Bank, auf der die Füße ſtanden, ſchwang ſich an zwei Stricken hin und her; die Eiſenſtange, welche die beiden Seitenlehnen der Sitzgelegenheit verband, war nicht mehr feſt und wackelte in den Angeln — und dazu dieſe Höhe, dieſe entſetzliche Höhe! Ich werde nie den Augenblick vergeſſen, in dem ſich der Rieſe aufrichtete und ich mit einem Gefühl emporfuhr, als flöge ich ins Leere. Der furchtbare Ruck war atemraubend. Wie im Krampf ſaß ich auf dem Schaukelſtuhl. Menſchen, Kamele und Bäume erſchienen mir zwerghaft aus dieſer Vogelperſpektive. Ich klammerte mich ans Geländer, während Graf Lippe behauptete, ſeekrank zu werden, und ſichtlich erblaßte. Alfred aber fand — wie ich nicht anders glauben kann, aus purer Bosheit — den Zuſtand herrlich, und forderte mich immerwährend auf, um mich zu ſehen.

Jawohl, umſehen! — Krampf war alles an mir: Sitz, Blick und Gedanke. Ich hatte nur einen: „wie kommſt

du auf die wahnsinnige Idee, einen Elefanten reiten zu wollen". Diese langsame Bewegung, dieses Wogen und Stoßen (man meint, nicht von der Stelle zu kommen, und doch sind die langen Schritte des gewaltigen Tieres so groß, daß alles hinter ihm zurückbleibt) machte mich so nervös, daß ich am liebsten abgestiegen wäre, hätte ich mich nicht geschämt. Als nun gar der Treiber (Mahout), der dicht hinter dem Ohr des Elefanten sitzt, mit einer Art kurzstieligen Lanze in die Fontanelle, die einzig empfindliche Stelle am Körepr des gewaltigen Tieres, stoßen wollte, um es zu einem kleinen Galopp zu animieren, schrie ich verzweifelt auf. Der nebenan sitzende Führer wollte mich über alles, was ich sehen sollte, belehren, aber seine laute, knarrende Stimme, mit der er Unverständliches mit englischem Tonfall dozierte, war unerträglich. — Im Hof des malerisch gelegenen Palastes war ich so glücklich, den Elefanten verlassen zu können, für dessen Benutzung wir zwanzig Rupien erlegen mußten!

Das Schloß Ambèr beherrscht seiner hohen Lage wegen die ganze Gegend, und dieses herrlichen Blickes halber darf der Ausflug nicht versäumt werden. Vom Hofe aus steigen wir eine steile Treppe hinan und befinden uns dann in einer säulengetragenen Halle mit prachtvoller Fernsicht. Gerade gegenüber liegt das „berühmte Tor", das auf uns aber keinen bedeutenden Eindruck machte. Im Palast selbst befinden sich unzählige Gemächer und Empfangsräume. Einzelne sind durch wie in Filigran gearbeitete Marmorfenster getrennt, hinter denen die Frauen den Festlichkeiten beiwohnen. Den Stolz des Führers bildeten die mit Spiegelstückchen eingelegten Wände eines Zimmers. Er bewegte seine Hände hin und her und als sie sich millionenmal wiederspiegelten, erschien ihm das höchst seltsam und bewunderungswürdig. Ueberall wurden uns die Spiegel als besondere Kostbarkeiten gezeigt.

Der Palaſt iſt ein Labyrinth, und wir mußten ihn in ſeiner ganzen Weitläufigkeit vom Keller, wo die Frauenbäder liegen, angefangen, bis hinauf zu den oberſten Stockwerken treppauf, treppab durchklettern. In der höchſten Etage überraſchte uns ein Garten mit großen, ſchattigen Bäumen und duftenden Orangen. Dann wurden wir durch das fenſterloſe Privateßzimmer eines ſeit langem höchſt ſelig ſchlummernden Maharadja geführt, das aber viel mehr einem lochähnlichen Gefängnis als einem „Speiſezimmer" gleicht.

Jetzt betraten wir die Zenanas, die Frauengemächer. Durch Marmor und Stuckfenſter, deren feine Arbeit uns entzückt, blicken wir auf den mit alten Bäumen bepflanzten Hof hinab, wo im Schatten unſere Elefanten zwiſchen Eſeln, Pferden und farbenprächtig drapierten Hindus ſtanden. Als ganz beſonderen Genuß erachten es die indiſchen Frauen, durch bunte Gläſer in die Welt ſchauen zu dürfen, und das Zimmer, welches die ſchönſte Ausſicht bot, hatte rote, gelbe und grüne Fenſterſcheiben, aber ſo klein, daß man daran den Wert des Glaſes ermeſſen konnte. In allen Frauengemächern liegen auf dem Boden dicke Steppdecken ausgebreitet, die, mit Teppichen belegt, ihre Sitzgelegenheit abgeben.

Nach endloſen, ermüdenden Kreuz- und Quergängen — im Tempel der Durga war eben der blutdürſtigen Göttin die übliche Ziege geopfert worden — kamen wir ſchließlich wieder auf den weiten Platz, wo unſer Elefant wartete, und jene des Maharadja, die bereits Toilette gemacht hatten, herumſtanden oder langſam auf und ab ſpazierten. In den Ställen des Schloſſes ſtehen ſiebzig außergewöhnlich große Exemplare, die ſich einer beſonders ſorgfältigen Pflege erfreuen. Alltäglich nehmen ſie im nahen Teich ein Bad, um erſt mit Schruppern abgebürſtet, dann vom Kopf bis zum Schweifende mit Ruß geſchwärzt und darauf von einem eigens hierzu angeſtellten „Künſtler" mit weißer Farbe ſtil-

voll bemalt zu werden. So liebevoll geſchminkt, beginnen ſie ihre Tagespflichten. — Hier oben trafen wir unſere „deutſchen Prinzen“ aus Mount Abu wieder, die ohne jeden Jagderfolg geblieben waren, da ſie ſich nicht weit genug in die ungeſunden, fieberſchwangeren Dſchungel hinein gewagt hatten.

Unſer Elefant war durch den Führer vorausgeſchickt worden, weil wir vorzogen, den ſteilſten Teil des Berges zu Fuß hinab zu gehen. Auf der Chauſſee angekommen, beſtiegen Alfred, ich und der Führer das Ungeheuer, während Graf Lippe einen nochmaligen Ritt verſchmähte.

Zum Tiffin waren wir wieder zu Hauſe. Monotone Muſik begleitete das Eſſen — auf einer einzigen Saite ſpielte ein Mann: „Heil dir im Siegerkranz“. — Das Hotel ſchließt einen kleinen Hof ein, den ein Säulengang umgibt, auf welchen alle Zimmer des Parterre münden. In dieſem Hof produzierten ſich nach dem Tiffin lärmende Akrobaten. Abgerichtete Papageien zeigten ihre Geſchicklichkeit, und ein Zigeuner aus Südindien führte ungemein gewandt Taſchenſpielerkünſte aus, obgleich er taſchenlos, d. h. nahezu nackt war. Ein dreiſtes Mungo griff eine Cobra herzhaft an, und es war aufregend zu ſehen, wie die Schlange des Taſchenſpielers plötzlich lebendige Junge bekam, die ebenſo ſchnell verſchwanden, wie ſie gekommen waren. Später beſuchten wir die „Albert-Hall“, in der das alle Gebiete der Kunſt und Induſtrie umfaſſende Landesmuſeum untergebracht iſt. Das pomphaft in Marmor und Gold ausgeführte glanzvolle Gebäude liegt im Ram-neras, dem großen, durch den Maharadja geſchaffenen öffentlichen Park, auf deſſen Erhaltung der Fürſt jährlich 70 000 Rupien verwendet. In der Nähe werden prachtvolle Tiger in großen Käfigen gehalten. Sie ſind erſt kurze Zeit gefangen und noch ganz im Beſitz ihrer urſprünglichen Wildheit. Unter ihnen befinden ſich ein paar Königstiger, ſogenannte men-killers, von denen man genau die Zahl ihrer Menſchenopfer zu kennen behauptet.

Heute kamen Baron und Baronin Gemmingen an. Baron Gemmingen ſpricht nicht gerne engliſch, er wettert lieber auf gut deutſch und verſetzt die Eingeborenen hierdurch in geradezu tödlichen Schrecken. So auch dieſen Abend, als wir uns zuſammen zu den „Noatſchmädchen" — den Tänzerinnen und Freudenmädchen, der Hindus — begaben. Wir fuhren in zwei Wagen; während wir das flottere Geſpann hatten, beſaßen Baron Gemmigens den ehrgeizigeren Kutſcher. Dieſer trieb ſeine Pferde ſogleich zu einem ſcharfen Trab an, der bald in tollen Galopp ausartete, was unſern Roſſelenker nicht gleichgültig ließ und ihn zum nämlichen Tempo veranlaßte. Ein wildes Wettrennen begann. Ich hörte Baron Gemmingen Halt gebieten, ſah ihn voll Erregung mit dem Stock um den Kopf des Kutſchers fuchteln! Dies war das Zeichen zu noch tollerer Fahrt. Der Mann hatte die Bewegung mißverſtanden, peitſchte mit allen Kräften auf die Pferde los, glaubte uns vorkommen zu ſollen, ſtatt zu halten. Die Straße wurde abſchüſſig, die Geſchwindigkeit der Fahrt nahm raſend zu, ich rufe „halten", Alfred ſchreit: „Ruhe", Graf Lippe ſchweigt. Der Führer reißt unſerm Kutſcher die Zügel aus der Hand und bringt das Geſpann zum Stehen. Baron Gemmingen hatte den ſeinigen am Kragen gefaßt, eine Sprache, die der Mann verſtand, und anhielt. — Wir wechſelten die Plätze, die Baronin ſetzte ſich zu uns, und Alfred zu Baron Gemmingen. Aber des Barons Gemüt hatte ſich noch nicht beruhigt, zornig drohte er wieder mit dem Stock, und der Kutſcher mußte wohl glauben, daß ein neues Strafgericht über ihn losbrechen werde, denn nun geſchah etwas Außerordentliches: Der Bock war plötzlich leer — der Kutſcher verſchwunden — er ſaß unten auf der Deichſel und unſichtbar, unerreichbar für Gemmingens züchtigenden Arm, hieb er von da unten auf die Gäule ein. Von neuem ging eine wilde Hetze los. — Sprachlos ſteht der Baron vor dem leeren Sitz. — Glücklicherweiſe waren wir dem

Ziel unſerer Fahrt ganz nahe. Es iſt ein Wunder, daß nichts paſſierte, denn bei dem ſchlechten Geſchirr der Pferde und der Baufälligkeit des Wagens war jedes Unglück möglich.

Wir fuhren durch das Tor in die Stadt, die trotz der vielgerühmten Gasbeleuchtung nicht heller als andere mit Petroleum oder Oel beleuchtete Städte iſt. Gleich hinter demſelben hielten wir an einem finſteren Platz mit dunkeln Bäumen und noch dunkleren Flecken darauf. In die Nacht vordringend, ſtolperten wir über Zebuochſen, ſtrauchelten über Undefinierbares, und ſtanden nach einigem Taſten vor einem geöffneten Tore, das in neue Dunkelheit führte. Nun tappten wir uns durch einen engen Hof, wo auf einer ſchmalen, ſteilen Treppe ohne Geländer eine trübe Laterne brannte. Dieſe halsbrecheriſche Leiter hinaufſteigend, befanden wir uns abermals im Finſtern. Aber da wir einen Ausblick auf beleuchtete Straßen hatten, glaubten wir uns auf dem Dach irgend eines Hauſes. Schatten ſchlichen lautlos an uns vorbei, und wir hatten das Gefühl, in einer Räuberhöhle gefangen zu ſein, deren Pforte ſich hinter uns für immer geſchloſſen. Sehr erfreut waren wir deshalb durch das Erſcheinen unſeres in einen geſteppten, blumigen Rock gekleideten Führers, welcher, mit einem langen Stock bewaffnet, uns mit grinſendem Lächeln aufforderte, ihm zu folgen. Wir ſchritten in die Nacht weiter und kamen über einen ſchmalen Dachweg in eine offene Halle, in der ein paar rauchende Petroleumlampen ſehr übeln Geruch verbreiteten. An dem äußerſten Ende dieſes „Tanzſaales" waren vier Stühle und ein kleines Sofa aufgeſtellt, auf das wir uns zaudernd niederließen. Hexenartige Figuren huſchten über den mit weißen Laken überſpannten Fußboden, jedes Stäubchen vorſichtig entfernend, als ob die Sylphiden darüber ſtraucheln könnten. Ein halbnacktes, altes Weib hockte in einer dunkeln Ecke. Das Geſpenſt war die Mutter der Tänzerinnen. Sie kauerte regungslos im

Winkel; nur das lauernd auf uns gerichtete Auge verriet Leben, denn ihr fiel das Geld zu, das wir für den Tanz zu zahlen hatten. Am andern Ende des sogenannten Saales, uns gegenüber, saß die Musik — zwei Streichinstrumente, eine große und zwei kleine Trommeln — auf ihren „Fersen". Die größere Trommel wurde von einem Manne geschlagen, von dem man den Eindruck hatte, daß er sich in eine Trance zu pauken trachte, so verzehrend gierig, nach einem unsichtbaren Ziele blickend, brannten seine schwarzen, glänzenden, runden Augen, mit solch krampfhafter Hast bearbeitete er sein Instrument. Die Musik war voll vernichtender Eintönigkeit und legte sich seltsam auf die Nerven.

Sie ist von der unserigen ganz verschieden. Gleiches gilt von den Instrumenten. Unsere Tonleiter hat zwölf Halbtöne in der Oktave, diejenige des Hindu dagegen zweiundzwanzig Vierteltöne. Seine endlosen Weisen klingen für unser Ohr unrein, weil die leise Begleitung zu denselben Grundtöne in den reinen Intervallen, den Quinten, Quarten und Terzen bringt, zu welchen die Vierteltöne der Seiteninstrumente unerträgliche Disharmonien schaffen. Diese Melodien haben jene Motive, mit denen der Hindu eine vollständig feststehende Idee verbindet, und sie zu verwechseln oder zu einer unrichtigen Tageszeit zu spielen, würde für vollständig unmusikalisch gelten. Die Instrumente sind vielartig: Pauken, Trommeln, Gong, Oboen, Harmonikas mit Klangbrettchen aus trockenem Holz. Die Ausdrucksmittel wären somit sehr mannigfaltige. Indessen bringen die Leute nur immer einen Wirrwarr von schrillen Tönen hervor.

Nach langem verheißungsvollen Warten, nach vielem geschäftigen hin und her und allerhand Beratungen trat die erste Tänzerin endlich auf. Es war eine dicke, sinnlich wirkende Person, die einmal schön gewesen sein muß, jedoch mit ihren zweiundzwanzig Jahren den Herrn alt, mir nur ein wenig verblüht, aber sehr sympathisch schien. Die zweite Tänzerin, welche, während die erste sich produzierte,

neben dem phantaſtiſchen Trommelſchläger kauerte, war jünger und dünner, in Wort und Blick feuriger als die ältere, aber auch eine leidenſchaftlichere Betelkauerin als dieſe. Gegenüber ſolch braunrotem Mund mit ſchwarzroten Zähnen, mußten alle Wünſche erſterben, ehe ſie gehegt. Das Koſtüm der beiden Noatſchmädchen war überraſchend und ganz anders, als wir es erwartet: Schwere, faltenreiche Röcke, auf rotem Grund koſtbar geſtickt, reichen bis zu den Knöcheln hinab, die mit dicken Goldreifen und glitzerndem Gehäng geſchmückt ſind. Die Röcke zeigen eine Faltenfülle, im Vergleich, mit welcher die Dachauer Tracht glatt und ärmlich wirkt. — Wenn die Tänzerinnen, wie zum Beiſpiel beim Pfauentanz, zwei Zipfel ihres Kleides emporheben und über den Kopf zuſammenhalten, hiermit gleichſam das Pfauenrad nachahmend, ſo ſcheint dieſer Rock das Vorbild zu dem unſerer Serpentintänzerinnen geliefert zu haben, nur daß das Noatſchmädchen in ihm wie in Ketten geſchmiedet liegt und jede Bewegung bloß langſam und bedächtig ausführen kann.

Der Oberkörper iſt in ein rotes, langes Tuch gehüllt, unter dem das Mädchen ein reich mit Edelſteinen und Gold geſticktes Jäckchen trägt. Dieſes Tuch wird in den verſchiedenen Tänzen bald als Schleier, bald als Shawl geſchwungen, umgeſchlungen und verſchlungen, und findet ganz beſonders beim Schlangentanz wirkungsvolle Verwendung. Auf dem Kopf tragen die Tänzerinnen reichen Zierat, Filigranarbeit aus Gold mit Perlen und hängenden bunten Steinen, die ihnen wie Franſen über die Stirne fallen, was ungemein zierlich und reizvoll ausſieht. Der Schmuck, den ſie zur Schau ſtellen, ſoll vom Maharadja ſtammen, dem man nachſagt, daß er für Pferde und Frauen beſonderes Intereſſe zeige. Bei den verſchiedenen Tänzen wechſeln die Mädchen ihre Kopfbedeckung und die goldenen Hauben, die ſie gelegentlich aufſetzten, wirkten geradezu königlich. — Höchſt phantaſtiſch ſah es aus, als die beiden Tänzerinnen

ſich plötzlich einander gegenüber niederließen und in den farbigen, glitzernden, überreichen Falten ihres ſich hochaufwölbenden Rockes bis an den Hals verſchwanden, ſo daß nur noch der ſtrahlende Goldkranz, der wie Staubfäden um ihre Stirne flimmerte, und ein paar leuchtende Augenſterne wie aus üppigem Blumenkelch hervorglänzten. Es war der Blumentanz.

Die vorgeführten Tänze erſchienen ungemein charakteriſtiſch und ausdrucksvoll; man verſtand ſogleich ihren tieferen Sinn, obwohl dies Schreiten, Vor- und Rückwärtsbeugen kaum ein Tanz genannt werden kann. Wir hatten auf dieſem Gebiet noch nie ähnliches geſehen. Man wird dabei an die Figuren der Gopuras in ihren erſtaunlichen Verrenkungen, ihrem Verdrehen der Hände, Finger, Arme, Füße und Zehen erinnert. Als Knalleffekt gilt es, wenn zwei Tänzerinnen, ſich bei den Händen faſſend, im Kreiſe umherwirbeln. Stolz blicken ſie dann ob dieſer Kunſt und Kraftleiſtung um ſich und ſinken von der Anſtrengung, dieſe zentnerſchweren Röcke zum Fluge gebracht zu haben, erſchöpft in eine Ecke.

Alfred betrachtete dieſe „Abendunterhaltung" als einen großen „Reinfall" und beklagte die nach der Teilung der Geſamtſumme (achtundvierzig Rupien) auf ihn entfallenden Koſten. Er hatte ſinnbetörende Schönheit, liebliche Unwiderſtehlichkeit erwartet und ſah ſich nun bitter enttäuſcht, die Tänzerinnen nicht ſo jung, ſchön und reizend zu finden, wie er es in einem „Wunderlande" vorausgeſetzt. Gelangweilt wandte er ſich ab und begab ſich in die treubewährten Arme ſeines lieben alten Freundes Morpheus, der ihm wahrſcheinlich zum Dank die Schönen des Münchener Balletts als begehrenswerte Huldinnen vorgaukelte. — De gustibus non est disputandum. — Wir fühlten uns durch die enervierende Muſik und die monotonen Tanzbewegungen, welche mit dem ſchrillen Geſang abwechſelten, wie auf den Kopf geſchlagen. — Da es auch ſpät geworden war,

erhoben wir uns. Vorsichtig kletterten wir die Treppen wieder herunter und waren froh, das abenteuerliche Lusthaus, die verfallene Spelunke zu verlassen.

Das Stadttor war bis auf ein kleines Loch, das eine Tür bedeutete, geschlossen. Eben, als wir durchkrabbelten, erhob sich wie durch Zaubermacht eine jammervolle Gestalt vom Boden. Sie war gleichsam aus dem Nichts herausgewachsen, streckte bettelnd einen hageren Arm nach uns und versank dann wieder spurlos in den Staub.

16. Dezember. Das war eine schöne Ueberraschung! Als ich heute morgen in einem Anflug von Ordnungssinn unsere Kleider, die seit Colombo feucht und muffig in den Koffern lagen, sonnen und lüften wollte, übersah ich, daß unser Hotel nicht bloß aus Parterre und Dach besteht, sondern daß unter dem Dach noch Leute wohnen, die auch — baden. Eben hatte ich die Kleider fein säuberlich zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, da sehe ich Tropfen fallen, höre Rauschen, ergreife meine Kleider — und schon geht ein gußartiger Platzregen nieder. Ich stehe erstarrt. — Oben war die Badewanne, wie es hier üblich, einfach umgestülpt worden und das Wasser mußte sich seinen Ausweg selbst suchen.

Gelegentlich unserer heutigen Fahrt durch die Stadt, die eine halbe Stunde vom Hotel entfernt liegt, begegneten wir einem Hochzeitszug mit lärmender Musik und einer Menge Noatschmädchen, welche im Palast verschwanden. — Auf einem schattigen Platz sahen wir einen Jagdleoparden, der schleichenden Schrittes das Lager seines Wärters umkreiste. Der Jagdleopard oder Gepard (in Indien nennt man ihn Tschitah) ist ein ungemein liebenswürdiges, zutrauliches Tier und läßt sich leicht abrichten. Die Jäger nehmen ihn auf die Gazellenjagd „behaubt" (d. h. seine Augen bedeckt eine Kappe) hinter sich aufs Pferd oder fähren ihn auf einem zweirädrigen Karren mit und nähern

ſich ſo einem Rudel Gazellen. Angeſichts des Wildes „enthauben“ ſie ihn und machen ihn durch Zeichen auf die Gazellen aufmerkſam. Sein Jagdeifer erwacht; zierlich, ungeſehen, ungehört ſchleicht er ſich auf ſeinen Samtpfoten an und reißt ein Stück zu Boden, um ihm das Blut auszuſaugen. Jetzt tritt der Jäger hinzu, löſt den Tſchitah von ſeiner Beute und füllt das Blut der Gazelle, das der Leopard als Lohn erhält, in ein Gefäß.

Heute kamen wir auch durch die breite Straße, in der die Färber ihr Geſchäft treiben und beobachteten, wie die gemuſterten Gewänder der Eingeborenen behandelt werden. Die Stoffe werden nach einem Muſter in kleine Knötchen, je nach der Zahl der Farbe, die das Muſter verlangt, tiefer oder flacher abgebunden, in verſchiedene Farben getaucht und zuletzt in diejenige, welche den Grundton abgeben ſoll. Dann entfernt man von den Knötchen die Fäden, welche das Durchdringen der aufeinanderfolgenden Farben verhindert haben, und ſo entſtehen runde Punkte mit verſchiedenfarbigen Ringen, die in ein beſtimmtes Muſter gebunden waren, nun aufgelöſt, einen ſehr hübſchen faſſonierten Schleierſtoff liefern, der durch die hunderttauſend kleinen Fältchen wie gekreppt ausſieht. — Eine unbeſchreiblich mühevolle Arbeit.

Es ſah ganz feſtlich in dieſen Straßen aus, denn damit die einfarbigen Schleier in gleichmäßigem Tone trocknen, werden die langen Streifen an jedem Ende von einer Perſon gefaßt, auf und ab, hin und her geſchwungen und straßenweit flatternd im Winde ſpazieren getragen. So zieht groß und klein durch die bunte Menge mit dieſen leuchtenden gelben und roten Streifen, wie mit farbigen Bändern das wogende Bild luſtig umwindend.

Heute abend um 11 Uhr reiſen wir und Graf Lippe nach Delhi. Frau v. R. iſt mit dem erkrankten Herrn Federer ſchon geſtern nach Agra vorausgefahren. Baron Gemmingens reiſen übermorgen und wir treffen ſie in Delhi

wieder. Den Weihnachtsabend wollen wir gemeinsam in Agra verbringen.

17. Dezember. Wir kamen heute morgen nach einer sehr kalten Nachttour mit zwei Stunden Verspätung in Delhi an. Die Abfahrt war mit Schwierigkeiten verbunden gewesen. Alle Coupés des Zuges waren belegt, und hätte ich nicht zufällig die Auseinandersetzung zwischen dem Kondukteur und zwei Herren gehört, die mit Billetten zweiter Klasse in der ersten saßen, wir hätten in Jaipur zurückbleiben müssen. Ich eilte zum Stationsvorstand und bat ihn, mich zu den Herren zu begleiten. Mit bekannter Liebenswürdigkeit nahm er sich unser an und bestimmte die Herren, das Coupé erster mit zwei dritter Klasse zu vertauschen, weil keines zweiter Klasse frei war. Da man in Indien, wenn man ein Coupé „bezieht", es stets erst von Kulis reinigen läßt und man mit seinem vollständigen Bett und einem Boy reist, so war der Tausch für die Herren nicht so schlimm. Die Räumung ihres Coupés glich übrigens einem Auszug! Was kam da nicht alles heraus! Die Zahl der Stücke grenzte ans Fabelhafte. Man dachte unwillkürlich an den Zauberhut Belachinis, aus dem immer neues, immer noch mehr herausspaziert. — Da flogen auf den Perron: fünf Koffer, drei Hutschachteln, ein kleiner Kochherd, zwei Säbel, vier Flinten, ein Vogelbauer, Körbe, Kisten und Kasten, Staffeleien, Feldstühle und ein rätselhaft eingepacktes Stück, das wohl eine Kanone gewesen sein wird; ein ungeheurer Haufen türmte sich auf. — Es war das schmutzigste Coupé, das wir auf der ganzen Reise bisher gehabt hatten. Und da der Zug im Abgehen begriffen war, hatten wir keine Zeit mehr, dasselbe einer Säuberung zu unterziehen. Wir mußten froh sein, überhaupt Platz gefunden zu haben, weil das Zugpersonal nicht verpflichtet ist, Passagiere mitzunehmen, wenn die Wagen besetzt sind.

Kurz vor Delhi fuhren wir an ausgedehnten Lagern von Elefanten und Kamelen vorbei, liefen dann in einen großen Bahnhof ein und ſuchten ſogleich die Bäder auf. Es ſtand aber ſo wenig Waſſer zu unſerer Verfügung, daß es mit der Reinlichkeit ſchlimm ausſah. Wir frühſtückten in einem dem Umbau unterworfenen Warteſaal, wo der Kalk von den Gerüſten ins Eſſen fiel. Das Breakfaſt war ſchlecht und ſehr teuer. Wie hier für die Feſtlichkeiten des Durbars noch alles fertig werden ſoll, ſcheint rätſelhaft. Es ſieht wie nach einer großen Zerſtörung aus. Der ganze Bahnhof gleicht einem ungeheuren Warenlager. Die Ballen liegen auf- und durcheinander, und tritt man auf die Straße, ſo ſcheint ein Wall von Karren, Wagen, Vehikeln jeder Art, mit den verſchiedenſten Tieren beſpannt, den Weg zu ſperren. Es herrſcht ein furchtbares Gewühl. Man weiß nicht, zu welchem Wagen das Tier, zu welcher Perſon die wie wahnſinnig in der Luft herumfuchtelnden Arme gehören. Alles ſteht, geht und drängt in fußtiefem, gelbem, zähem, kaltem Staub, der Menſch und Vieh in eine ſchier undurchdringliche Wolke hüllt. Man gewinnt einen keineswegs angenehmen Eindruck und man zaudert, ſich in den Wirrwarr zu ſtürzen. Doch es muß ſein.

Wir nehmen einen Wagen und einen Führer, der uns zu einem netten Hotel bringt, wo wir zu unſerer Ueberraſchung um nur zehn Rupien Unterkunft finden. Ein runder Saal mit Oberlicht und fünf Türen, an denen die Schlöſſer in „Reparatur" ſind, wird uns als Zimmer angewieſen. Zwei kleine Feldbetten verlieren ſich in dem koloſſalen Raum. — Da heute Freitag iſt, der Sonntag der Mohammedaner, begeben wir uns vor allem in die Jumna Mujid, welche die größte Moſchee der Welt ſein ſoll. Die breite Treppe, die zum Haupteingang derſelben führt, halten Hunderte von Krüppeln, Ausſätzige und andere Elende beſetzt. Jeder Arme beanſprucht hier ſeinen feſten Platz; man ſieht ſtreng auf Ordnung, damit keiner höher ſtrebe.

Auch die Bettlertreppe hat ihre Rangordnung. — Der Anblick der im Hof der Moschee zur Andacht versammelten tausendköpfigen Menge wirkt imposant. — In der Mitte des Hofes gewahrt man ein für die Waschungen bestimmtes herrliches Steinbassin. Ringsum auf bunten Teppichen liegen die Gläubigen im Gebet. Hell leuchtet die Sonne über diesem farbenprächtigen Bild.

Nun folgt der Besuch des Forts, in dem der kaiserliche Palast liegt. Die herrlichen Bauten, die ehemals ein Ganzes bildeten, sind kaum mehr zusammenzufinden. Von den Engländern wurden die Höfe ganz mit Glockentürmen, Kasernen und Lagerräumen verbaut, überall stehen Kanonen, häuft sich Kriegsmaterial. Der kaiserliche Palast wurde 1638 von Shah Jehan errichtet, und zwar direkt an der Jumna. Die Aussicht ist wunderpoll. Der Divan-i-Khas, die private Audienzhalle, präsentiert sich als einfach ruhiger, von roten Sandsteinsäulen getragener Bau. Dahinter liegt der Divan-i-Am, die öffentliche kaiserliche Audienzhalle, ganz aus weißem Marmor hergestellt, nach drei Seiten offen und mit prächtiger Mosaik an den Wänden geschmückt. Hier stand einst der kostbare Pfauenthron, der drei und eine halbe Million Mark gekostet haben soll, und den Nadi Shah, als er Delhi eroberte (1738), nach Persien entführte. Austin de Bordeaux gilt als der Schöpfer der obigen Bauten. Ihm werden auch viele der andern Architekturwunder Delhis und Agras zugeschrieben. Er war ein Abenteurer und Glücksritter, der, nachdem er durch Fälschung kostbarer Edelsteine europäische Fürsten betrogen hatte, das „Weite" suchen mußte und am Hofe des prachtliebenden Jehan ein Refugium fand.

Alle Räume waren mit Arbeitern überfüllt und man durfte kaum eintreten, da der Boden für die Festlichkeit teilweise bereits mit kostbaren Teppichen bedeckt war. Hier, in der Nähe des Divan-i-Am, befand sich früher der Rang-Mahal, das Frauengemach, mit großen luftigen Badehallen

und von herrlichen Gärten umgeben. Es ſoll der ſchönſte Palaſt Indiens geweſen ſein. Jetzt hat man Baracken auf dem Platz aufgeſchlagen; ſie laſſen nicht ahnen, welch Wunderwerk einſt hier ſtand. — Das ſchönſte im Fort iſt die „Moti Mujid", die weltberühmte Perlmoſchee. Sie zeigt Hufeiſenform. Der entzückende, grauweiße Marmorbau mit ſeinen zierlichen Raumverhältniſſen und feinen Basreliefs iſt 1635 von Aurangzeb, dem Sohne Jehans, errichtet worden.

Wir verlaſſen das Fort, das in allen Räumen, auf allen Plätzen mit Arbeitern überfüllt iſt, und wo noch Gerüſte in den Sälen ſtehen, die zum Empfang der Durbargäſte beſtimmt ſind. Bei unſerer weiteren Spazierfahrt ſahen wir „Queens Garden", einen ſchattigen Park im Innern der Stadt, und die Chandni Chauk, eine ſchöne, breite, in ihrer Anlage den Berliner Linden ähnliche Straße, mit Läden und großem Verkehr. — Nun gings noch zum Jaintempel. Den letzten Teil des Weges mußten wir zu Fuß zurücklegen. Er führt durch enge, ſchmutzige Gäßchen, mit maleriſchen Einblicken in die Häuſer, die dunkel und ernſt erſchienen. Man ſieht feine Ornamente an den Toren; auf leichten Säulen ruhen reich geſchnitzte Architrave. Der Jaintempel erhebt ſich auf einer Plattform. Man ſteigt mehrere Stufen hinan und ſteht dann in einem von Säulen getragenen, reich vergoldeten Raum. Auf dem Altare ſitzt die große Figur eines Jainidols. Wir wurden mit dem allertiefſten „Salaam" empfangen, die Prieſter holten ihn vom Erdboden herauf. Als wir aber gingen und ſie ſich das Trinkgeld beſahen, war der Gruß nicht mehr ſo untertänig.

Nun trieb es uns ins Lager, das die Phantaſie aller Engländer in Aufregung verſetzt. Das „camp" reicht weit ins Land hinaus und bedeckt gewiß ein paar Quadratmeilen. Der für die Truppen reſervierte Teil des Lagers iſt natürlich von jenem des Vizekönigs, ſeiner Gäſte und aller andern

Besucher des Durbar getrennt. Um die Entwickelung des Zuges zu ermöglichen, liegt die große Audienzhalle (der „Durbar"), in welchem der Vizekönig die Huldigung der indischen Fürsten entgegennimmt, auf freiem Felde. Sie gleicht einem hufeisenförmig aufgebauten Zirkus und ist nur so weit gedeckt, als Sitzplätze angeordnet sind. Hinter der Loge des Vizekönigs, ganz im Hintergrund, auf der höchsten Reihe, hat man eine mit feinem grünen Drahtgitter umzogene, gedeckte, viereckige Abteilung — einen Käfig — für die eingeborenen, vornehmen Frauen angebracht, ähnlich einem großen Fliegenkasten, wie wir ihn in Deutschland zum Aufheben der Speisen benutzen. — Auf dem Wege nach dem camp wogte eine ungeheure Menge in wildem, buntem Durcheinander. Je mehr man sich dem Lager nähert, desto breiter wird die Straße, und um so fremdartiger das Bild. Elegante, mit Kamelen oder Pferden bespannte Viererzüge, malerische Reiter, Ochsen, Zebus, Pferde, Ziegen, Möbelwagen, Maultiere, Hausierer, eine Herde Gänse, die sich im Gewühl verliert, verzweifelte kleine Hirten hinter ihnen herlaufend — ein Wirrwarr von allem Möglichen und Unmöglichen, von Fuhrwerken aller Art, von Kästen, die zum erstenmal auf Räder gesetzt sind; dann inmitten eines aufgestauten Menschenstromes eine Dame mit Schleier und Federhut, die, eingekeilt zwischen einem Milchkarren, Kanonen und einem Trupp Packesel, sich hilflos gebärdet, weil das Vorderpferd ihres Tandems sich ihr zugekehrt hat. Rechts und links Militär, lange Kolonnen von Artillerie, Pionierzüge und Sipoys-Regimenter. Alles ist mit gelbem, zähem Staub bedeckt und in eine dichte Wolke gehüllt, in der wir beinahe ersticken. — Sämtliche Hotels haben im Lager Plätze für Zelte gemietet, die gut eingerichtet sein sollen. Einzelne sind sogar heizbar.

Das camp des Vizekönigs sieht sehr einladend aus. Für ihn selbst ist ein großer, weißer Palast erbaut; für seine Gäste sind reine, weiße Zelte aufgeschlagen. Zwischen den

Zelten verſuchte man kleine Gärten zu ſchaffen; doch iſt man meiſt dabei ſtehen geblieben, Steine nebeneinander in den Staub zu legen, die Wege und Beete markieren ſollen. Der Staub iſt unbeſchreiblich. Man ſagt, daß, wenn der Vizekönig eintrifft, kein Stäubchen mehr aufwirbeln darf. Mir däucht dieſe Hoffnung trügeriſch und es ſcheint ganz unmöglich, ſie zu realiſieren. Es ſind zwar große Waſſerreſervoire vorhanden und das koſtbare Naß wird ſehr ſorgfältig geſpart; aber gegen ſolch ungeheuerliche Staubmaſſen ſcheint alles Waſſer Indiens unzureichend. — Die Geſundheitsverhältniſſe werden als ſehr ſchlecht geſchildert. Selbſt in den europäiſchen Lagern ſind Peſt- und Choleraſälle vorgekommen. Wir werden deshalb nur ſo lange hierbleiben, bis wir alles Wichtige geſehen haben.

18. Dezember. Vor der Jumma-Moſchee iſt großer Aufzug. Die hier in Delhi für den Durbar anweſenden Elefanten machen heute ihren Probegang für die große Feſtprozeſſion durch die Stadt. Sie ſind zur Parade herrlich aufgeſchirrt. Prachtvolle, goldſtrotzende Gehänge und Schabracken bedecken dieſelben. Die Reitſitze, die Howdahs, prächtige Aufbaue mit roten, weißen oder gelben Schirmen und Dächern aus Samt, reich mit Goldperlen und Edelſteinen geſtickt, glitzern und funkeln im Sonnenſchein. Prunkvoll gekleidete Mahouts ſitzen auf den mächtigen Tieren und ein Troß von Führern und Dienern in höchſter Gala begleitet die einzelnen Elefanten. Ein geradezu glänzendes Bild! Ueber den gewaltigen Kopf des Rieſen hängen bis tief auf den Rüſſel hinab ſilberne Schuppenpanzer. Die Zähne leuchten in blendendem Weiß. Feine, wie Inkruſtationen wirkende Filigranarbeiten aus Silber oder Gold überziehen die mächtigen Stoßzähne, von denen einzelne mehrarmige Girandolen tragen. Soweit das Auge reicht, gewahren wir Reihen dieſer mit Schmuck überladenen koloſſalen Dickhäuter. Dazwiſchen marſchiert ein ganz kleines,

besonders elegant aufgeschirrtes Tier, das ein Maharadjababy tragen soll. Es werden wohl kaum mehr als dreihundert bis vierhundert Stück Elefanten gewesen sein, sie wirkten aber, als wären es Tausende.

In Delhi gibt es für gewöhnlich keine Elefanten mehr. Wird einer zu den alljährlich stattfindenden Jainprozessionen benötigt, so „verschreibt" man sich das Tier aus Meerut. Die Elefanten, welche zum Durbar hier versammelt wurden, sind die schönsten und größten von ganz Indien. Aus den fernsten Teilen des Landes hat man sie zusammengetrieben, und manche waren wochenlang unterwegs, um Delhi zu erreichen. — Der König von Indor mit Turban und blauer Brille saß in einem Landauer und ließ die Prozession an sich vorüberziehen. Er wollte uns sprechen. Wir mißverstanden seine Wünsche und liefen fort — wie die Wilden — nachdem ich vorher noch schnell „geknipst", aber nur das ungnädig abgewandte Profil erhascht hatte. Nachträglich ärgerten wir uns über unsere Dummheit. Wir hätten von dieser Bekanntschaft gewiß manchen Vorteil gehabt, und wäre es auch nur der gewesen, einen echten und rechten König kennen gelernt zu haben. Freilich, sehr königlich sah der Herrscher nicht aus, er glich vielmehr einem alten Quacksalber.

Wir warteten nicht, bis sich der Aufzug in Bewegung setzte, denn man hätte in dem sich aufballenden Staub doch nichts gesehen, sondern fuhren weiter nach dem Kutub Minar. Man verläßt Delhi durch das südliche Tor. Die Landstraße führt über eine weite Ebene mit vielen Ruinen, Befestigungen, Gräbern, Tempeln und Palästen, welche Erinnerungsbilder einer großen Zeit voll Kampf, Mord und Verschwörung vor uns aufrollen. An den Ruinen von Ferozabad und Indrapat (dem äußerlich besser erhaltenen, innerlich aber ganz verfallenen „alten Fort" mit seiner aus dem Jahre 1500 stammenden Moschee Killa Kona) vorüber gelangt man zu dem Grabdenkmal des Nizam-ud-din

(Naizamudin), dieſer Perle der Grabmäler, mit ſeinen herrlich gearbeiteten, ganz durchbrochenen Marmorwänden und Türen und vorzüglich ausgeführten Marmorreliefs. — Nizam-ud-din-Auliya war ein höchſt ſonderbarer Heiliger. Er ſoll der Gründer jener Mörderkaſte oder Sekte der Thugs geweſen ſein, deren Gottesverehrung in Erwürgung von Mitmenſchen beſteht, und die ihrer Göttin Bhowani (einer der vielen Namen der Kali) vor jedem Raub- und Mordzug ein Gelöbnis hinſichtlich der Zahl der Menſchen, die gewürgt werden ſollen, ablegen. Die Engländer haben den Greuel, der früher Entſetzen über ganz Indien verbreitete, abgeſtellt, doch kommen noch immer vereinzelte Mordtaten vor, die wohl auf dieſe Sekte zurückzuführen ſind.

Außer dem „heiligen" Nizam-ud-din liegt hier noch der Dichter Amir Kusrau (1310) begraben. Er war der Liebling von vier ſich folgenden Herrſchern auf dem Throne Delhis und ſo berühmt, daß ſogar die Dichter Perſiens ihn aufſuchten. Seine Lieder werden noch heute geſungen. Als Auszeichnung erhielt er den Namen Tuti-i-Hind, „der Papagei von Hindoſtan", ein nach unſern Begriffen nicht gerade ſchmeichelhaft klingendes Epitheton. — Auch Mirza Jehangier, der Sohn von Akbar, hat hier ſeine Grabſtätte. Seine Nachkommen, fünfzig Männer und Frauen, bewachen das Heiligtum. — In der Nähe dieſer Gräber befindet ſich ein großer marmorner Trog, in den die dem Heiligen beſtimmten Opfergaben, wie Reis, Milch, Zucker uſw., geſchüttet werden. Murray erzählt, daß, als er an dem Grabe Kusraus weilte, die berühmteſte Tänzerin von Delhi mit ihrer Mutter erſchienen ſei, um dem Dichter ihre Devotion darzubringen. Die Noatſchmädchen ſind nämlich nicht nur Tänzerinnen, ſondern auch Sängerinnen. Während die das Mädchen begleitenden Muſikanten einen großen eiſernen Topf mit Opferſpenden herbeibrachten, habe ſie ſich — erzählt Murray weiter — in goldene Gewänder gehüllt und lange vor dem Grabe des Dichters getanzt,

dann etwas kürzere Zeit vor dem des heiligen Nizam-ud-din. Nach dem Tanze wurde der Inhalt des Topfes, der einstweilen, um das Opfer anzudeuten, in dem Marmortrog gestanden, unter jene, die sich im Dienste der Totenstätte befinden — die Nachkommen des Mirza Jehan resp. Akbars, verteilt.

Verläßt man den Hof der Grabstätte, so windet man sich durch ganz enge Gäßchen zwischen verfallenen Häusern hin zum heiligen Tank, in dem niemand ertrinken kann, weil Nizam-ud-din ihn angelegt und gefeit hat. Deshalb springen die Leute wohl auch so kaltblütig von der fünfzig Fuß hohen Mauer ins Wasser hinab. Wir schritten auf derselben den Tank entlang, um den malerischen Garten mit Ruinen und überhängenden Bäumen zu besuchen. Da jedoch die Zeit drängte, eilten wir bald zum Wagen zurück.

Trotz mancher anziehenden Ruinen, mit denen die Gegend übersät ist, halten wir erst wieder an dem Grabe Humayuns. Das große, prachtvolle Monument, das die Witwe Humayuns ihrem Gatten 1555 errichtete, ist ein achteckiger, roter, von einer Marmorkuppel gekrönter und mit einfachen, ruhigen Ornamenten geschmückter Sandsteinbau, der auf einer ungeheuren Plattform ruht. Derselbe diente als Vorbild zum Plane des Taj Mahal, doch wurde dieser noch sehr vertieft und veredelt. — Ich fand hier meine Vermutung bestätigt, daß die Gräber der Männer und Frauen unfehlbar voneinander zu unterscheiden sind. Auf jeden Grabstein hat man eine Kibla — Nachbildung der äußeren Umrisse der Kaaba — in den Deckel eingehauen. Bei den Gräbern der Weiber wird stets in die größere Kibla eine kleinere hineingemeißelt, während auf den Sarkophagen der Männer ein länglicher, eckiger Stab deren Stelle vertritt. — Der Blick von Humayuns Grabmal ist höchst interessant. Man übersieht die ganze mit Bäumen besetzte weite Ebene, auf der einst Alt-Delhi stand. Fünfundvierzig Quadratmeilen wurden von den ver-

ſchiedenen Eroberern, die das alte Delhi zerſtörten, überbaut, um es auf anderer Stelle neu zu gründen. Heute iſt alles ein ungeheures Ruinenfeld. — Hier geriet „im Jahre der mutiny“ (Revolutionsjahr 1857) der Kaiſer Indiens, der achtzigjährige Greis Bahadur Shah mit ſeinen Söhnen auf der Flucht in Gefangenſchaft. Erſtere wurden getötet, der Herrſcher aber in die Verbannung nach Rangun geſchickt, wo er 1862 als letzter des ruhmreichen Geſchlechtes der Barbariden ſtarb. Während der mutiny war Delhi der Schauplatz entſetzlicher Greueltaten. Wochenlang dauerte das Bombardement und brachte furchtbaren Schrecken über die Stadt; ſchließlich fiel dieſelbe infolge allgemeinen Sturmangriffes in die Hände der Engländer. Grauſige Erinnerungen haften an jenen Tagen.

Elf Meilen vom heutigen Delhi entfernt erhebt ſich der Kutub Minar, der Mittelpunkt des alten Dilli, aus dem Jahre 1052 nach Chr. Geburt. Er gleicht einer Siegesſäule, doch ſoll er von Ray Pithora gebaut ſein, damit ſeine Tochter die Jumna erblicken könne. Er iſt zweihundertundvierzig Fuß hoch, hat fünf Stockwerke, um die jedesmal ein Balkon führt. Der Turm wird von Spruchbändern umwunden und läuft ſpitz zu. An der Baſis ſiebenundvierzig Fuß breit, zeigt er am Scheitel einen Umfang von neun Fuß. Die unteren Stockwerke ſind von rotem Sandſtein, die beiden oberen mit weißen Marmoreinlagen geſchmückt. Ob wir es mit einem Bauwerk der Hindus oder der Mohammedaner zu tun haben, darüber beſtehen Zweifel. Von einem Erdbeben (1829) wurde der Turm ſchwer beſchädigt. Man reſtaurierte ihn zwar, aber ohne alles Verſtändnis. Die Ausſicht von der Spitze desſelben wird ſehr gerühmt. Eine Wendeltreppe von dreihundertundfünfundſiebzig Stufen führt hinab. Wir begnügten uns mit den einhundertundſechzig Stufen bis zum erſten Stockwerk und ſchon das ſchien uns eine große Leiſtung zu ſein. — Die Hitze während der Mittagsſtunden iſt unerträglich. Abends

Manöver ausrückte, beſetzt und belebt geweſen. Von allen Seiten kamen uns Kolonnen Infanterie und Artillerie entgegen, ſich, uns und die Gegend in dichten, fürchterlichen Staub hüllend. Die Artillerie war mit kräftigen Maultieren beſpannt. Die engliſche Bemannung beſtand aus prachtvollen Geſtalten, die in tadelloſer Montur ſtaken, vorzügliche Schuhe trugen und ganz ausgezeichnet ausſahen. Der Artillerie folgte der Train, zahlloſe Munitions- und Furagewagen. Herden von Ochſen, Ziegen, Truthühnern, Enten und Gänſen weideten auf den Feldern herum. — Jetzt auf unſerer Heimfahrt fanden wir alle Lager, in denen die Leute über Mittag geraſtet hatten, im Abbruch begriffen. Offiziere ſaßen an kleinen, weiß gedeckten Tiſchen, ihr frugales Mahl einnehmend, in der Abendſonne. Pferde und Wagen ſtanden bepackt, Kamele wurden ſchwer beladen, andere trabten bereits an uns vorbei, und eines dieſer ausdauernden Tiere, die bis zum letzten Atemzuge ihren Dienſt tun, um dann umzufallen und zu ſterben, lag, hoch mit Brennholz belaſtet, tot im Straßengraben — in den wir, wenn auch nicht tot, ſo doch mit gebrochener Wagenachſe, nahezu geſunken wären. Das Rad unſeres alten Wagens hatte ſich gelockert, und ſo hingen wir völlig auf der Seite. Wir ſtiegen aus. Drei Männer wälzten ſich im Staub, um das Unglück gutzumachen. Nur durch Alfreds Hilfe, der die unbeholfenen, im Staube kriechenden Kulis mit vernünftigem Rat leitete, gelang es, den Schaden wieder zu reparieren.

Ich ſitze unterdeſſen auf der Mauer eines alten Grabmals und genieße die Abendlandſchaft. Ein blaßblauer Himmel wölbt ſich über endloſe, rötliche Felder, die mühſam beſtellt werden. Welch eine anſtrengende Arbeit iſt es, die Furchen für die Saat herzuſtellen! Zwei Männer arbeiten mit einem Holzrechen ohne Zinken. Der eine zieht am Stiel desſelben hin, der andere hat einen Strick um den unteren Teil des Rechens gewunden, und zieht her. Mit

großer Mühe und schwerer Arbeit teilen und bewässern sie die steinharte und trockene Erde. In mäßigen Entfernungen voneinander sind kleine Hügel aufgeworfen, in denen tief unten die Zisterne liegt. Zwei Ochsen fördern das Wasser herauf.

Unser Wagen stand wieder auf vier Rädern. Es war mit Stricken geholfen worden, aber wir konnten nur ganz langsam und im Schritt fahren, wollten wir nicht riskieren, in diesem unbeschreiblich furchtbaren Staub zu einer Fußwanderung gezwungen zu werden. Wir kamen am „Aschoka pillar" vorbei, der uns keinen besonderen Eindruck machte und wohl nur für Indianisten größeres Interesse bietet. Es ist ein Sandstein-Monolith, ursprünglich rot, durch das Alter (die Säule soll zweitausend Jahre alt sein), jetzt völlig grau geworden. Die Inschrift rührt von dem berühmten buddhistischen König Aschoka her. Sie ist in „Pali" abgefaßt und enthält das Verbot, sich das Leben zu nehmen. (Pali ist die heilige Sprache der Buddhisten, eine jüngere Schwestersprache des Sanskrit. Buddha lehrte in derselben und alle heiligen Bücher sind in ihr geschrieben.)

Durch die Stadt fahrend, trafen wir an einem Brunnen eine ungeheure Volksansammlung. Auf dem Brunnenrand stand ein Mann in schwarzem Talar. Es war ein Temperenzler, der eine große Rede hielt. Der Führer erklärte uns, daß dieser Mann rate, nur Milch zu trinken. Es war sehr amüsant, das Verhalten der Leute während der Rede zu beobachten. Es lag in ihren Zwischenrufen derselbe Hohn in Ton und Bewegung, wie bei unsern Arbeitern, wollte man ihnen das Biertrinken verbieten. Aus dem Führer ließ sich nichts näheres herausbringen, aber mir schien, als richte sich die Predigt gegen das Opiumrauchen.

Graf Lippe fährt gleich nach der Rückkehr von unserm Ausflug auf die Bahn und reist allein nach Lahore und Peshawar. Wir machen noch einen Spaziergang durch die überfüllten Straßen der Stadt. Wir wollen Postkarten

kaufen. Unſer Führer führt uns in einen Elfenbeinladen unter der Vorſpiegelung, daß es dort ſolche gäbe, was natürlich nicht der Fall war. Es iſt geradezu bewunderungswürdig, mit welcher Geduld, Ruhe und Eindringlichkeit ſo ein Verkäufer alles zeigt, immer wieder verſichernd, man brauche nichts zu kaufen, man ſolle nur anſehen, und erſt wütend feurige Augen macht, wenn er ſich überzeugt, daß all ſeine Ueberredungskunſt umſonſt, daß ſeiner „Unwiderſtehlichkeit", an die er feſt glaubt, widerſtanden wird, daß man keine Elfenbeinmalereien — hinſichtlich deren Delhi übrigens berühmt iſt —, ſondern Poſtkarten kaufen will.

Durch den Staub ſtampften wir zum Hotel zurück und begegneten Baron Gemmingens, die morgens angekommen waren. Abends ging ich gleich nach Tiſch zu Bett. Es fröſtelte mich, da es im Hauſe ſehr kalt war. Gerade, als ob wir dem Aequator zunächſt wären, ſtanden alle Türen kreuzweiſe offen, und es zog unerträglich. Unſer Führer ſowie der Kellner des Hotels baten beide um Zeugniſſe. Die Leute legen einen ungeheuren Wert auf von Europäern ausgeſprochenes Lob und beſitzen Bücher, in denen ſie die „characters" ſorgfältig ſammeln. Wenn man aber weiß, unter welchen Bedingungen und Verhältniſſen die Zeugniſſe ausgeſtellt werden — man ſieht die Leute kaum ein paar Stunden — dürfen ſolche Schriftſtücke nicht als Grundlage für ein längeres Engagement dienen.

Ich bin froh, daß wir Delhi, das übrigens 193 600 Einwohner hat und ſeit 1804 unter engliſcher Oberhoheit ſteht, morgen verlaſſen. Es iſt eine unſympathiſche Stadt. Der furchtbare, gelbe, klebrige Staub hat jeden andern Eindruck getilgt. Staub und Delhi werden in meiner Erinnerung unzertrennlich bleiben.

19. Dezember. Vorſichtshalber fahren wir eine Stunde vor Abgang des mailtrains nach Agra zum Bahn-

hof, wo wir zu unserer Ueberraschung hören, daß der Zug in der Tat eine Stunde vor der planmäßigen Zeit abgeht. — Nichts ist schwieriger, als sich Auskunft über Abgang oder Ankunft eines Zuges zu verschaffen. Während der Fahrt weiß kein Bahnbediensteter weiter Bescheid als den Namen der nächsten Station und ihre Entfernung, die Kursbücher aber gleichen wirklich Geduldspielen. Einzig dagegen sind in ihrer hilfsbereiten Liebenswürdigkeit die „stationmasters". Man steht ruhig auf dem Bahnhofe, sieht sich vielleicht ein wenig um. Gleich ist der Beamte zur Seite, und frägt höflich „oh, can I be of any use to you?" Und hat man dann wirklich einen Wunsch geäußert, so ruht er nicht, bis derselbe erfüllt und alles aufs bequemste geordnet ist. Vor Abfahrt des Zuges kommt der Stationsvorsteher dann noch ans Coupé, um sich zu verabschieden.

Hier in Delhi war es allerdings nicht ganz so, aber wie sieht es auch auf diesem Bahnhof aus? Es herrscht da eine Konfusion, wie etwa bei eben erklärtem Belagerungszustand, jeder flieht, wer Beine hat. Hier freilich strömt alles zu. Der Extrazug des Nizam von Haiderabad hält auf dem Bahnhof, hemmt und verlegt den Verkehr. Der Maharadja verweigert nämlich das Verlassen seines Salonwagens, weil er den Empfang, den er beanspruchen zu dürfen glaubte, in Delhi nicht gefunden hat. Er verlangt zum Zeichen seiner Ankunft einundzwanzig Kanonenschüsse, und ehe diese nicht gefallen, soll keine Macht der Welt ihn bewegen, sein Coupé zu verlassen. Die Regierung muß nachgeben und schießen. Was aber dieser wie eine Mauer dastehende Wagenpark für eine Stauung und Unordnung hervorrief, kann sich nur der vorstellen, der Delhis Bahnhof gesehen. Die Züge konnten nicht ein, nicht ausfahren, gingen ganz willkürlich ab, wenn gerade das Geleise frei war, und wir durften von Glück sagen, daß wir befördert wurden. Turmhoch lagen Waren, Koffer und Kisten auf

den Perrons und Gleiſen durcheinander aufgeſtapelt. Alles ſchien herrenloſes Gut, man wand und zwängte ſich zwiſchen Mauern von Gepäck und Möbelſtücken hindurch, und daß wir unſere acht Kulis auf dem Wege vom Warteſaal zu dem am andern Ende der Welt ſtehenden Zug nicht verloren, iſt ein Wunder.

Im Augenblick als wir abfahren ſollten — es dauerte dann noch fünfunddreißig Minuten — fehlte Gemmingens Boy mit den Koffern. Die Aufregung war grenzenlos. Ich wäre in Delhi geblieben. Mein Gepäck hätte ich in dieſer beiſpielloſen Unordnung nicht zurückgelaſſen, aber Baron Gemmingen wollte lieber Hab und Gut preisgeben, als einen Tag länger in dem ſtaubigen Neſte bleiben. Als der Diener nicht kam, ſchob der Baron die verdutzte Aya wieder aus dem Coupé und während ihr die Baronin die Weiſung erteilte, den Boy zu ſuchen und mit dem Gepäck nachzukommen, löſte ſich ihr Gatte neue Billetts, denn der Boy hatte auch dieſe in Verwahrung, da ſie zum Aufgeben des Gepäcks erforderlich ſind. Der wohl einen halben Kilometer lange Zug ſetzte ſich mit ſchneckenähnlicher Langſamkeit in Bewegung. Alle Augenblicke hielt er erſchöpft auf freiem Felde an, und ſeine Geſchwindigkeit wurde immer geringer.

Wir haben nur unſere Aya bei uns, die geſtern Abend im Hotel wieder einen ungeheuren Heiterkeitserfolg erzielte, als ſie würdevoll meine Wärmflaſche, wie eine Reichsinſignie vor ſich hertragend, mit ihrem kühn über die Schultern geſchlungenen Schal, dem anmutig enthüllten Nabel, dekolletiertem Hals, die Füße in Gummiſchuhen, herablaſſend lächelnd und ſiegesbewußt durch den Speiſeſaal ſchlappte. Ein wieherndes Gelächter aller Anweſenden war ihr Triumph, und ſie meinte glückſtrahlend „aya very nice! gentlemen very nice!“ — Unſern Boy hatten wir mit den Effekten direkt von Jaipur nach Agra geſchickt, weil wir es nicht wagten, bei der immenſen Gepäckabfertigung

die Koffer ohne Aufsicht der Bahn anzuvertrauen. Das „Tiffin" nahmen wir in einer ganz netten Station ein, gerieten aber irrtümlicherweise an den Halfcast-Tisch, an dem wir als Eurasier zu essen bekamen und als Europäer zahlen mußten. In der Restauration (refreshmentroom) standen zwei Tische, eine lange, gut gedeckte, dicht besetzte Tafel und in der Ecke ein runder, leerer Tisch, an dem wir mit einem bräunlich aussehenden, europäisch gekleideten Herrn Platz nahmen, den wir frugen, was wir für die Mahlzeit zu zahlen hätten. Er gab uns den Preis von einer Rupie drei Annas à Kuvert an. Als wir später jedoch die Nota verlangten, begriffen wir unsern Fehler.

Trotz Bitten und Befehlen konnten wir die Speisen nicht bekommen, welche den Offizieren und Engländern an der Haupttafel serviert wurden. Wir saßen eben an verkehrter Stelle und mußten es mit ansehen, wie uns verlockender Schinken, dampfender Plumpudding — das beste Essen, das wir bisher im Indierland gesehen — rücksichtslos an der Nase vorbeigetragen wurden. Wir hatten unsere „Kaste" aufgegeben, und mußten darunter leiden. Europäer, Eurasier und Eingeborene sind durch unübersteigbare Hindernisse getrennt. Sogar auf den Perrons der Bahnhöfe haben sie ihre eigenen Bänke, in den Eisenbahnzügen ihre eigenen Coupés, auf denen es immer genau vermerkt steht, wer gerade auf dieser Bank oder in diesem Coupé sitzen darf. Abends acht Uhr, als der Zug wieder einmal auf unbestimmte Zeit an einem größeren Ort hielt, nahmen wir unser Dinner ein unter Zusicherung des Kondukteurs, daß er uns vor Abgang des Zuges, der weit außerhalb der Station stand, holen wolle, was sonst natürlich nie geschieht, denn es wird überhaupt nicht abgerufen, sondern es heißt „help your self". Die Verwaltung kümmert sich in keiner Weise darum, ob die Reisenden mitkommen oder nicht. Mit der Beleuchtung nehmen es die Bediensteten auch nicht genau. Heute abend z. B. fuhren

wir von sechs bis acht Uhr in einem absolut stockfinsteren Zug, und alles Schreien nach Licht hatte nur die Versicherung zur Folge, daß wir an der nächsten Station solches bekommen würden — aber diese nächste Station war immer wieder die nächste, und so blieb es andauernd finster.

In Agra kamen wir, statt um sieben Uhr, um neun Uhr nachts an. Der Babu, der Manager des Hotels, und unser Boy, warteten seit sechs Uhr auf unsere Ankunft. Eine ungeheure Menge ergoß sich aus dem Zuge. Aus der dritten Klasse stieg ein weibliches Wesen, das sofort unter einem kolossalen Regenschirm verschwand, der wie ein Zelt aussah. Am Dach des Schirmes waren ringsum lange, bis auf den Boden reichende Vorhänge angebracht, zwischen denen ein ganz kleines, rundes Loch sehr beschränkten Ausblick erlaubte. Das Wandelzelt bedurfte der Führung eines kräftigen Armes, um nicht samt seinem „Geheimnis" überrumpelt zu werden. Ein Mann trug den Schirm, und umgeben von einer Menge Dienerinnen, schleifte die gewiß vornehme Mohammedanerin mit den Füßen, um nicht zu stolpern. Mühsam, wie eine Blinde, bewegte sie sich zum Ausgang des Bahnhofes hin, wo ein mit zwei Ochsen bespannter Karren sie erwartete; die vergoldeten Hörner der blendend weißen Tiere schimmerten im Dunkeln. Unter dem Schutz des Zeltschirmes kroch die Unsichtbare in den reich gestickten Palankin, der auf dem Karren aufgebaut war, und fuhr im Schritt davon.

In Delhi hatte ich höchst seltsame Sänften beobachtet, in denen die Haremsdamen spazieren getragen wurden. Manche scheinen nur ein Paket, das zwischen zwei Trägern baumelt, und doch sitzt ein lebendiges Wesen in diesem Bündel. Andere sind schwere, kofferförmige Holzkisten, „Dulis", die von vier Männern transportiert werden. Ferner sieht man bullockcarts, auf denen von schlanken Säulen getragene Pavillons stehen, die, mit roten Vorhängen umzogen, keinen Einblick gestatten. Zahllos sind die Formen

der Tragſtühle und Wagen, welche die Frauen hier benützen.

Todmüde kamen wir in Agra an, ſtiegen in einen entſetzlichen, fenſterloſen Rumpelkaſten, der ſich Droſchke nannte, und fuhren zum „Lauries Hotel", wo wir das übliche „indiſche Zimmer", aber ohne das übliche Ankleidekabinett, ſondern nur mit einem Nebenraum, der Badekammer und „W. C." zugleich iſt, erhielten.

20. Dezember. Indem wir beabſichtigen, zehn Tage hier zu bleiben, benutze ich den erſten Morgen, um unſer Zimmer ſo gründlich reinigen zu laſſen, wie es mit dem indiſchen Perſonal überhaupt möglich iſt. Es befindet ſich in einem unbeſchreiblich verwahrloſten Zuſtand. Der Bodenteppich iſt voll großer Löcher, das Moskitonetz beſteht aus lauter kleinen Flecken, und eine Staubwolke fliegt auf, wenn man es berührt. Unſere Waſchtiſchgarnitur ſieht aus, als hätte man unter Scherben noch ein paar einigermaßen brauchbare Stücke ausgeſucht; ſchwarz iſt das Innere der Kannen, trübe die geſprungene Waſſerflaſche und zerbrochen das alte roſa Trinkglas. Den Waſchtiſch muß ich natürlich ſelbſt ſäubern, denn mein Pavian von Aya putzt kaum ein Glas reinlich aus, tut überhaupt nur das Notwendigſte und das oberflächlich. Je kälter es wird, deſto nachläſſiger iſt die ſchöne Johanna, und ihre Hauptbeſchäftigung beſteht darin, zwiſchen jeder Bewegung den karierten Schal feſter um die Schultern zu ziehen. Dabei läßt ſie aber immer den Mittelpunkt ihres Leibes als Dekoration ſichtbar, und iſt nicht zu bewegen, ſich etwas beſſer zu bedecken, um weniger zu frieren. Sie meint ſtets „oh, very nice". Der einzige Vorteil, den ich aus ihrer Anweſenheit ziehe, und der iſt ja wirklich groß, beruht darin, daß ich auf der ganzen Reiſe noch nichts verloren, noch nichts liegen gelaſſen habe.

Unſer Hotel iſt ein weitläufiger Bau. Es beſteht aus einem Haupthaus mit mehreren Dependancen. Jede derſelben enthält nur ein Parterre, vor dem ſich eine Säulenhalle entlang zieht, in die alle Zimmer münden und in der die Boys und Ayas nachts ſchlafen, während die eingeborenen Schneider bei Tage hier vor der Nähmaſchine kauern und europäiſche Kleider fertigen. Die Häuſer liegen um einen gut gehaltenen Garten herum, in dem gegenwärtig mehrere Zelte aufgeſchlagen ſind. Engliſche Familien kampieren dort bis zum zweiten Januar, dem Hauptfeſttage in Delhi. Die Nacht vor dem Feſtzug fuhren ſie nach Delhi, um am Abend des gleichen Tages hierher zurückzufahren. Die Rückſeite der Gebäude begrenzt einen umfangreichen Hof, der wohl ein paar Tagewerke groß ſein mag. Hier ſind die Pferdeſtälle und die Wagen des Hotels untergebracht, hier ſpielt ſich das Leben der Eingeborenen ab, hier ſchlafen ſie, und hier richten ſie ihr einfaches Mahl zu. Jeder Hindu hat ſein eigenes Kochgeſchirr, und jeder bereitet ſich ſeine Speiſe (eine Hand voll Reis) ſelbſt, ängſtlich darauf bedacht, daß auch nicht der Schatten eines Andersgläubigen darauffalle und ſie verunreinige. — „Lauries Hotel" iſt überfüllt, und es war ſehr ſchwer, unterzukommen. Wir zahlen die ſogenannten Durbarpreiſe, zehn Rupien per Tag.

Wie in Jaipur, liegt das europäiſche Viertel eine gute halbe Stunde vor der Stadt und deren Sehenswürdigkeiten entfernt, ſo daß die Benutzung eines Wagens unumgänglich notwendig erſcheint. Selbſt zum Taj Mahal, deſſen Entfernung vom Hotel keine übermäßig große iſt, muß man fahren. Die hinausführende Straße, welche im „Jahre der großen Hungersnot" erbaut wurde, wäre wohl prachtvoll, allein der enorme Staub und die ſchwere, warme Luft ermüden ſo, daß alle Genußfähigkeit ſchwindet. — Wir hatten mit unſerer Geſellſchaft beſchloſſen, den „Taj" nicht gemeinſam zu beſuchen, um, ungeſtört und unbeeinflußt durch Wechſelreden, den Eindruck des Mauſoleums auf uns

wirken zu lassen, welches Shah Jehan seiner geliebten Gattin und Königin errichtet hat. Arjman Banu, Mumtaz Mahal genannt — Stolz des Palastes — war die Nichte jener durch Schönheit und Herrschsucht berühmten Kaiserin Nur-Jehan, die ihrem Gatten so verhängnisvoll wurde. Mumtaz Mahal starb im Wochenbett, nachdem sie ihrem Gatten sieben Kinder geboren hatte.

Mühselig brachte uns das matte Pferd unseres Einspänners, dessen Geschirr die armen dürren Knochen blutig rieb, vorwärts. Leichenzüge eilten an uns vorbei, dem Verbrennungsplatz der Hindus zu, der unweit des Taj an den Ufern des Jumna liegt und Tag für Tag seine Rauchsäulen gen Himmel sendet. Die Leute bewegten sich im Laufschritt; ihre traurige Last liegt auf einer aus Bambusrohr leicht zusammengefügten Bahre, welche auf der Schulter von zwei Trägern ruht, die von Zeit zu Zeit von andern, atemlos folgenden Männern abgelöst werden. Die Leiche ist in rote Tücher gehüllt und mit Bändern vielfach umwunden, welche sie zugleich an die Bahre befestigen. Ein Gefühl des Schauderns durchzuckt uns bei dem widerwärtigen Anblick dieses dahinstürmenden Leichenzuges, den keine Leidtragenden begleiten, dem nur ein paar zerlumpte Gestalten mit Tonkrügen und Messinggefäßen keuchend nachlaufen.

Wir nähern uns dem Taj. Wie viel hat man nicht schon von diesem Bau gehört!? Wie oft ist er nicht besungen worden! Die Glücklichen, die ihn sahen, nannten ihn „eine begeisterte, steinerne Elegie", oder schreiben „es ist das schönste, was man auf der Welt erschauen kann", oder schildern ihn als „eine Vision in Marmor, gezeichnet von Titanen, ausgeführt von Juwelieren". All diese Worte höchster Begeisterung empfindet man als berechtigt, wenn man das berückend wirkende Denkmal „hoher Gattenliebe" zum erstenmal sieht.

Ehe man den „Taj Mahal" ſelbſt erblickt, tritt man in einen weiten, mit Mauern aus rotem Sandſtein umſchloſſenen Hof, aus dem ein in herrlichen Proportionen gehaltenes Tor über breite Stufen hinab zu dem den Taj umgebenden Garten führt, einen Durchblick von geradezu überwältigender Schönheit gewährend.

Wir ſtehen im Dunkel der Torhalle. Im Rahmen des großen Torbogens ſteigt blendendhell, in lichtblauen Aether getaucht ein Traumbild auf. Feierlich erhaben, ſchwebt ein ſilberſchimmernder Tempel von leuchtender Pracht in den Lüften. Strahlendes Licht ſtrömt uns entgegen, alles Denken, alles Fühlen des Beſchauers aufſaugend. Gebannt, verzückt kann man den Blick nicht wenden. Man ſchaut und ſtaunt und zittert, dieſes Gebilde von Feenhand möge ſich in Nebel löſen und unſern Augen entſchwinden.

Die Anlage, welche den Taj umgibt, iſt mit unvergleichlich feinem Verſtändnis für den gewünſchten Eindruck behandelt und darauf berechnet, alle Sinne und Gefühle auf den ſich vor uns erhebenden ſchneeweißen Marmordom zu lenken. In gerader Linie, dem Mauſoleum zuſtrebend, führt ein Doppelweg. Er wird durch Marmorbecken getrennt, deren Ränder mit zierlichen Zypreſſen bepflanzt und von Wieſenſtreifen begrenzt ſind. Zu beiden Seiten dieſer hellgrünen Bänder ſteigen die tiefdunkeln Bäume eines dichten Parkes auf, aus dem ſchlanke Zypreſſen wie Säulen hervorragen. Eingeengt durch das hohe Grün des Parkes, geleitet durch die ununterbrochene klare Linie der einfachen Anlage, iſt das Auge ſofort gefangen, der Blick mit zwingender Gewalt auf den geheimnisvollen Palaſt gebannt, der ohne ſichtbaren Eingang, bloß durch einen ſilbernen Waſſerſtreifen mit der Erde verbunden ſcheint.

Die Sonne ſinkt. Der Abendwind trägt zarten Blütenduft über den Marmorpfad. Vögel fliegen dem Dickicht zu, zwitſchern leiſen Nachtgeſang und verſtummen. Alles

schweigt. Nur von weit her tönt ein seltsam dumpfer Klang, gleich verhaltenem Schluchzen aus gequälter Menschenbrust. Es ist der Wehgesang der Totenklage. Doch wie nur aus weiter Ferne der Ton unser Ohr erreicht, so erfaßt unser Gemüt nur schwach den Sinn der Trauerklage. Umgeben von dieser Zauberpracht, verliert man den Zusammenhang mit der Welt, die jenseits dieses paradiesischen Gartens liegt.

Und die Sonne schwindet. In ihren letzten Strahlen leuchtet und glänzt der Wunderbau. Goldene Töne lösen sich in rosiges Licht, wandeln sich in weißen Glanz und schwebend zeigt das Tagesgestirn seine Schatten auf den [illegible] schimmernden Silberdom. Doch die herabsinkende Nacht gleicht auch diese dunkle Töne aus, und, als ob der Tag im Schoß des Landes schlummere, schaut magisch leuchtend leicht und heimlich [illegible] das Zauberschloß auf dem dämmernden Abendhimmel.

Ich näherte mich dem Grabmal heute nicht. Ich wollte den empfangenen Eindruck nicht abschwächen, welche im Traum befangen bleiben, in „Tausend und einer Nacht" geweilt zu haben. Sein [illegible] „Sensationsmacher" würden überhaupt am besten tun, an diesem Eindruck [illegible] zu [illegible], der etwas so Märchenhaftes an sich hat, daß durch das Näherkommen viel von dem Zauber schwinden muß, da dann die grellere Wirklichkeit zur Geltung kommt.

3. Dezember. Wir leben hier in Verhältnissen, die für uns Europäer nicht [illegible] und kaum [illegible] möglich sind. Gestern kam es abends, als ich in meiner Schlafzimmer kam, [illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible] auf dem Boden, [illegible] [illegible]. Doch [illegible] standen ihr in den Augen, und als ich fragte, was los sei, heulte sie: „[illegible]" Das wollte sie doch [illegible] mit [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —

aya sleep bathroom.“ Nun wurde es mir klar, denn immer, wenn sie mich rühren wollte, führte sie ihre fernen „poor childern“ ins Feld. Wenn sie faul und nachlässig war, erklärte sie, es sei das Heimweh nach jenen Kindern, das sie an der Arbeit hinderte, während der Boy behauptete, daß diese Kinder gar nicht existierten. Gern hätte ich ja den fraglichen Kindern die Mutter erhalten, allein das „bathroom“ war „W. C.“ zugleich, das Arrangement somit für die Aya ganz unmöglich, und doch wollte ich das arme Geschöpf nicht erfrieren lassen. Ich ging also zum „Babu“, wie der Direktor des Hotels genannt wird, fand denselben aber völlig abgeneigt, meiner Aya entgegenzukommen. „Alle Ayas schlafen outside, also könne es meine auch“, sagte er; wenn sich aber „irgendwo“ ein freier Raum fände, dürfe sie sich hinlegen. Unser Nachbarzimmer war frei. und so brachte ich sie dort unter. Doch nicht lange sollte das Glück dauern, denn nach kaum einer halben Stunde stand die Aya plötzlich wieder vor mir, heulte und schrie; ein Gast sei gekommen, und man habe sie aus dem Zimmer geworfen. Nun machte sie Anstalten, sich an das Fußende meines Bettes zu lagern. Alles lieber als dies, denn der Pavian schnarcht und — riecht nicht gut. Als ich mich gegen diese Niederlassung wehrte, erklärte sie rund und bündig: „Lady not good — aya not sleep outside — aya sleep bathroom“, stand auf, nahm ihr Bettzeug und schritt stolz in die Toilette. Ich war sprachlos. Aber „Da kanscht nix mache“, sagt der Schwabe! Ich wollte nochmals mit der Aya unterhandeln und ging in die Kammer. Doch da lag sie schon. Sie hatte den Handtuchständer als spanische Wand neben sich gestellt und meinte „master all right — aya not see.“ Keine Macht der Welt hätte sie entfernen können. Hier lag sie und hier blieb sie. — Als sich die Aya so energisch „Recht“ verschafft hatte, mußte ich unseres armen Boys gedenken, der draußen vor der Tür auf einer Strohmatte lag, nur durch

eine dünne Wolldecke gegen den Frost geschützt. Er war von einem großen Paket nicht zu unterscheiden, bloß ein leises Wimmern drang aus demselben und deutete darauf hin, daß etwas Lebendes da zusammengerollt lag. Jammernd klang es immer wieder an mein Ohr „cold, very cold" Wie sollte ich dem armen Kerl helfen? Von unsern Sachen konnte ich ihm aus hygienischen Gründen nichts geben, selbst wenn ich überflüssige Decken gehabt hätte. Das einzige, was ich daran wagen konnte, war unser großer Sack für Stiefel und schmutzige Wäsche. In diesen kroch Charley, so heißt unser Boy, buchstäblich ganz hinein, zog ihn über den Kopf und war verschwunden. — Obwohl ich wie eine Mumie eingewickelt im Bette lag und drei Decken aufgelegt hatte, konnte auch ich kaum warm werden. Der Gegensatz der Tag- und Nachttemperatur ist eben zu groß, denn bei Tag haben wir fünfundzwanzig Grad Reaumur Hitze, bei Nacht kaum einen Grad. Außerdem sind die Parterrezimmer, in die nie ein Sonnenstrahl dringt, empfindlich kalt.

22. Dezember. Nach dem „warmen" Frühstück, das von Anfang bis Ende „kalt" war, fuhren wir in Begleitung eines Kutschers, Läufers und Führers nach der Stadt. Agra liegt auf der rechten Seite der Jumna und kam erst durch mohammedanische Herrscher zu seiner Bedeutung. Vor dieser Zeit, also vor dem 16. Jahrhundert, ist nach Murray über den Ort wenig bekannt. Er zählte Mitte des 16. Jahrhunderts eine halbe Million, heute hat er nur noch einhundertundsiebzigtausend Einwohner. Abgesehen von den unvergleichlich herrlichen Baudenkmälern, besitzt Agra für die Engländer große, militärische Wichtigkeit, dann bildet es zugleich den Mittelpunkt für den Handel und hat einen bedeutenden Markt für Pferde und Kamele. Mit seinen breiten, gepflasterten Straßen und schönen zwei- bis dreistöckigen Häusern gilt es als die reinlichste Stadt Indiens.

An einem großen, freien Platz liegt das „Fort", das mit seiner stumpfzackigen Festungsmauer aus rotem Sandstein einen imposanten Eindruck macht. Es wurde 1586 von Akbar erbaut.

Durch das mächtige, finstere Delhi-Tor gelangt man auf einer in den Felsen gehauenen steilen Fahrstraße bis zu dem Mittelpunkt der Festung. Hier liegen, eng gedrängt neben- und übereinander, eine Anzahl herrlichster, von den Kaisern Akbar, Shah Jehan und Aurangzeb errichteter Prachtbauten. Aus den Marmorhallen des Divan-i-Am, des öffentlichen Audienzsaales, führen tieferliegende Korridore in den Divan-i-Khas (Privathalle). Bevor man den „Matschi Bhawan", den Fischteich, betritt, besucht man erst die „Naginah Moshid", die Juwelenmoschee, welche von Shah Jehan als Privatmoschee für die Damen seines Hofes erbaut wurde. Dicht neben dieser befindet sich auf hübscher Plattform ein in zweifarbigem Marmor eingelegtes Schachbrett, auf dem der Kaiser mit lebendigen Figuren spielte, eine Spielweise, der die Großen des Reiches heute noch huldigen. Von hier aus steigen wir hinunter an den „Matschi Bhawan". Er ist auf drei Seiten von einer zweistöckigen Mauer eingefaßt. Durch Bogen und Säulen verbunden, laufen zwei Galerien der Mauer entlang. In diesen gedeckten Wandelgängen promenierten die Schönen des Palastes und fischten mit goldenen Angeln in dem Teich, der heute nur noch einen grünen Rasenplatz darstellt, in dessen Mitte ein uralter, großer Baum steht. Die vierte Seite der Mauer, die den ehemaligen Teich umzieht, hat statt eines zweiten Stockwerkes eine geräumige Terrasse.

Von hier aus schweift das Auge über die ruhig fließende Jumna bis dahin, wo in duftiger Ferne der Taj in zitternder Sonnenluft schimmert. Auf der Terrasse, nahe am Geländer, über das hinab man auf die prachtvolle Straße blickt, liegt ein ungeheurer Granitblock, der „schwarze Thron" genannt. Ein tiefer Sprung spaltete den Stein und

Blut färbte seine Ränder, als einst ein Usurpator ihn bestieg. Die Blutspuren sind natürlich Eisenoxyd. — Direkt unter dieser Terrasse befand sich einst der Zwinger, in dem die Tierkämpfe zwischen Tigern und Elefanten ausgefochten wurden. Ueber demselben, dem Strome zugekehrt, auf mächtigen Mauern vorgebaut, ragt der „Khas Mahal", der Privatpalast mit den Zimmern des Shah Jehan empor. Dem Flusse zunächst ist das Sterbezimmer Shah Jehans, ein achteckiger, von einer luftigen, offenen Säulenhalle umgebener Raum. Hier, mit dem Blick auf den Taj, das Grabmal seiner geliebten Königin, gab der gefangene Fürst seinen Geist auf.

Die Dynastie Akbars steht unter dem Zeichen aufständischer Söhne. Wie einst Jehangier und Jehan gegen ihre Väter konspiriert und rebelliert hatten, so wurde auch Jehan das Opfer seines ehrgeizigen Sohnes Aurangzeb (1657), der ihn des Thrones beraubte, um diesen selbst zu besteigen. Obwohl der Regierungsantritt Jehans seinerzeit durch ein Blutbad gekennzeichnet wurde — er ließ seine Brüder und alle Verwandten, die Ansprüche auf die Krone [illegible] — war Jehan als Kaiser gerecht und mild. [illegible] die [illegible] Leben [illegible] ist sogar als guter [illegible] [illegible] der Glanz seines [illegible] des [illegible] [illegible] berühmten Pfauenthron, dessen [illegible] mit [illegible] Smaragden und Saphiren er[illegible] [illegible] Millionen [illegible] [illegible] und [illegible] ganz zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Indiens [illegible] [illegible] im nächsten Jahrhundert [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] machten.

[illegible] mit [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

Bäumen ſteht eine kleine Halle mit unendlich feinen, zarten, ſpitzenartigen Skulpturen, ſo duftig und doch ſo klar in der Zeichnung, daß man Brüſſeler „Points" zu ſehen glaubt. Ebenfalls an den „Anguri Bagh" anſtoßend, liegt der „Shiſh Mahal", Spiegelpalaſt, zwei dunkle Zimmer umfaſſend, deren Wände über und über mit kleinen Spiegelſtückchen belegt ſind, die im Kerzenglanze luſtig funkeln. Einſt fiel hier eine Kaskade über Lämpchen in ein Baſſin mit hübſchem Wellenprofil als Einfaſſung. Aber die Lämpchen ſind erloſchen, die Kaskade rauſcht nicht mehr, und ſo iſt der Eindruck ein ärmlicher. — Durch den „goldenen Pavillon" gelangt man nun zu den Privatgemächern der Hauptſultanin, die im „Saman Burj", dem „Jasminturm", liegen. Geſchmückt ſind dieſe Räume mit exquiſiteſter Marmorarbeit, die aber leider durch das Einſchlagen von Kugeln ſehr beſchädigt iſt. Im „goldenen Pavillon" ſelbſt befinden ſich die Schlafzimmer der königlichen Damen. Die Wände dieſer Gemächer ſind rings mit kleinen Löchern von etwa vierzig Zentimeter Tiefe verſehen, die zur Verſenkung und Aufbewahrung von Schmuck und Juwelen dienten. Dieſe Behälter wurden, um Diebſtahl zu verhindern, ſo eng gehalten, damit nur ein ſchlanker Frauenarm in ſolch ſeltſamen, diebesſicheren Schmuckkaſten gelangen konnte.

Mit „Saman Burj", den Gemächern der Sultanin, wird der Diwan-i-Khas, die Privataudienzhalle des Herrſchers, ein Meiſterwerk muſiviſcher Technik und poetiſcher Zeichnung, durch eine Treppe verbunden. In weißem Marmor ſind hier Blumen und Früchte eingelegt. Reiche, in koſtbaren, bunten Steinen ausgeführte Guirlanden ziehen ſich leicht und graziös über die leuchtenden Marmorſäulen, Wände und Decken hin. — Nun folgt der Mittelpunkt des Forts, die „Perle der Moſcheen", das „lieblichſte Bethaus der Welt", die Moti Musjid, welche größer als die gleichnamige von Delhi und zugleich ganz verſchieden von derſelben iſt. Ihr Dach ſchmücken zahlloſe Türm-

chen, luftige Pavillons, die von ſchlanken Säulen getragen werden. Der Boden der Halle iſt in ſechshundert Betplätze eingeteilt. Jeder Gläubige kniet auf ſeinem eigenen, in Marmormoſaik nachgebildeten, prachtvoll ausgeführten Gebetsteppich, der eine nach Oſten gerichtete Kibla darſtellt. An der Schmalſeite dieſer Halle ſchließt ſich der den Frauen reſervierte Raum an. Er wird durch zierliche, reizvolle Gitter, die wie Marmorſchleier wirken, von dem Männerſaale getrennt und iſt, wie die ganze Moſchee, wunderbar und unvergleichlich rein und fein im Stil. — In der Mitte des Hofes liegt ein kleiner Tank mit Marmoreinfaſſung.

Außer dieſen Gebäuden wäre im Fort nur noch der Palaſt Kaiſer Jehangiers zu nennen, den von den Bauten Jehans eine Anzahl Badeplätze und Springbrunnen trennt. Jehangiers Reſidenz iſt aus rotem Sandſtein aufgeführt, teilweiſe außen mit grell grünen und blauen Platten eingelegt, zwiſchen denen man auf weißen Marmorſchildern das Freimaurerzeichen gewahrt. Der Palaſt hat zwei Stockwerke, aber die Fenſter ſind ſo unregelmäßig angebracht, daß man die Ventilation und Beleuchtung der einzelnen Räume nicht begreift. Im Parterre überraſcht eine Säulenhalle durch reiche Kapitäle. Die Träger des Plafonds, große dicke Rieſenſchlangen, die ſich aus dem Maul der ſeitlich angebrachten Elefantenköpfe über die Decke hin winden, ſind ſehr intereſſant. Eine zweite Pfeilerhalle liegt dieſer gegenüber. Ihre Säulen ſtehen eng zuſammen und bilden ſchmale, kurze Korridore, in deren Gewinkel der Kaiſer mit ſeinen Damen „Verſtecken“ ſpielte. Hier wurde uns auch ein großer Raum als „Bibliothek“ bezeichnet. Die Bücherſtellagen ſind quadratiſche, kleine Mauerhöhlen, in welche die Bücher gelegt oder geſtellt wurden. Im Souterrain des Palaſtes diente ein Labyrinth von kellerlochartigen Zimmern vor Zeiten als „buen retiro“ während der heißen Jahreszeit.

Heute aber wird es als Schlupfwinkel von Schlangen und ekelm Getier ängstlich gemieden.

Jehangier, der Schöpfer dieses Bauwerkes, war der Lieblingssohn Akbars gewesen. Er hieß eigentlich „Salim", nahm aber bei seinem Regierungsantritt seinen späteren Namen Jehangier, d. h. „Eroberer der Welt", an (1605—1627), obwohl er die Welt nicht eroberte, das von Akbar überkommene Reich sogar nur um sehr weniges vergrößerte. Seine Regierung bestand aus Kämpfen gegen seinen rebellischen Sohn Jehan, in maßlosem Steigern der Machtsphäre seiner Gemahlin und in einem haltlosen, schwelgerischen Leben. Den Mittelpunkt seines Daseins bildete die Kaiserin, die ihn ganz beherrschte. Eine vornehme und bildschöne, arme Perserin hatte das Herz des jungen Prinzen einst gewonnen. Durch Akbars Machtspruch wurde dieselbe an einen Soldaten verheiratet, von dem sie nach des Vaters Tod auf Befehl des Kaisers Jehangier wieder geschieden wurde. Nach einer Zeit keuscher Zurückgezogenheit, die sie im Palast verbrachte, tauchte sie als „Nür Jehan" = „Licht der Welt" und Kaiserin wieder auf. Aber sie zeigte sich als gefährliche Intrigantin, die gegen ihren Gemahl konspirierte, was den Kaiser um den Thron brachte und sie ins Privatleben zurückversetzte. — Jehangier war nach dem Tode seines Vaters Akbar zum mohammedanischen Glauben zurückgekehrt, den dieser mit der selbstgeschaffenen „Ilahi-Religion" vertauscht hatte. Obwohl wieder Moslem, befolgte jedoch der Herrscher nur scheinbar die Satzungen des Koran, war innerlich ohne alle Frömmigkeit. Er verbot zwar den Genuß des Weines, gab sich aber selbst dem Trunke maßlos hin. und ließ seine Spießgesellen totprügeln, wenn sie sich in seiner Gegenwart unterfingen, auf die gemeinsamen nächtlichen Orgien anzuspielen. Im übrigen bemühte er sich, gerecht zu sein. So hing zum Beispiel eine goldene Glocke in seinem Privatzimmer, deren Kette bis hinab auf den Hof reichte, und an

der jeder läuten durfte, welcher den Kaiſer ohne Mittelsperſon ſprechen wollte. — Europäiſche Abenteurer (auch Auſtin de Bordeaux) waren an ſeinem Hofe gern geſehen. Er ſchützte ihre Kunſt und Religion. Zwei Neffen von ihm nahmen mit ſeiner Einwilligung ſogar das Chriſtentum an.

Der Eiſenbahn gegenüber, ſteht außerhalb des „Fort", auf einer erhöhten Plattform, die „Jumna Musjid", welche Shah Jehan 1644 im Namen ſeiner Tochter Jehanara erbaut, die ſein trauriges Los getreulich teilte, als ihn ſein Sohn Aurangzeb bis zum Tode gefangen hielt. Dieſe Moſchee hat drei Kuppeln und beſteht aus fünf, durch ein ſchönes Tor mit dem großen Mittelhof verbundenen Teilen. Ihre Eigenart bilden ballonartige Kuppeln ohne Hals und ungemein feine Sandſteinarbeiten. Die Geländer ſind ſo durchſichtig behandelt, daß man ein durchbrochenes Eiſengitter zu ſehen glaubt.

So müde wie heute, hatten wir uns auf der ganzen Reiſe noch nicht gefühlt. Es waren aber auch der Eindrücke zu viele geweſen, und mehr als nur eine oberflächliche Beſchreibung von all den Paläſten, Tempeln, Gärten, Moſcheen und Hallen zu geben, die im „Fort" in- und aufeinander gebaut ſind, iſt mir unmöglich. Erſchien mir doch das „Fort" mit all ſeinen Treppen, Korridoren, Galerien, unter- und oberirdiſchen Gängen wie ein rieſiger Irrgarten.

Lange vor Sonnenuntergang fuhren wir wieder hinaus zum „Taj Mahal", der von neuem einen berückenden Eindruck machte. Der Glanz, die Skala der Farbentöne, in die er ſich allabendlich taucht, ſind wirklich überwältigend. — Ich muß nun auch ſagen, wie der Taj gebaut iſt. Heute ſchritt ich die Stufen hinab, die von der Torhalle „great gateway" zu den Marmorwegen führen, und gelangte, dem „ſilbernen Waſſerſtreifen" folgend, durch einen verſteckten Torbogen in den Unterbau, auf deſſen Plattform das Mauſoleum ruht.

Der Taj ist ein quadratischer Bau mit großer, achtzig englische Fuß hoher Kuppel. An den Ecken stehen in einiger Entfernung vier isolierte Minarets. Die Kunst, mit welcher der Bau in den Raum gestellt, erscheint bewunderungswürdig. Das prachtvolle Kolorit des Gesteins, der Reichtum an filigranartiger Marmorarbeit, der leuchtende Farbenschmuck eingelegter kostbarer Steine, dies alles wirkt blendend. Die entzückende Harmonie der Anlage, der üppige Garten mit tropischen Bäumen und die feierlich vorbeifließende Jumna ergreifen den Beschauer mächtig, und doch steht dies alles in gar keinem Verhältnis zu jener Empfindung, welche uns beherrscht — überwältigt und über alle Wirklichkeit hinweghebt, wenn man den Taj zuerst aus der Torhalle von weitem erblickt.

Sein Inneres erscheint reich geschmückt. Ein wundervolles Marmorgitter teilt den Raum ab. Hinter dieser durchsichtigen Wand steht ein kleiner Sarkophag aus gleichem Material. Er ist mit eingelegten Arbeiten verziert, wie sie seit Akbars Zeit für die Ausstattung der Bauwerke unter den Großmogulen charakteristisch sind. Unter diesem Sarkophag in der Krypta schlummert die über alles geliebte Königin „Mumtaz Mahal" — der Stolz des Palastes. Wie das Baptisterium zu Pisa, hat der Taj eine seltsame Akustik. Das halblaut, aber klangvoll ausgerufene „Allah" des Führers hallt erst undeutlich, dann klar und lauter werdend, als es gesprochen wurde, zurück und verklingt hierauf wieder zart und melodisch.

Der Hauptbaumeister des Taj ist unbekannt, aber es scheint, als wäre Austin de Bordeaux an seiner Ausführung. oder doch wenigstens an den herrlichen Mosaiken in Florentiner Art beteiligt gewesen.

Als wir abends ins Hotel zurückkehrten, fanden wir die Aya und den Boy zum erstenmal einig. Sie hatten sich im Frieren gefunden. Gemeinsam erklärten sie, ich müsse ihnen ein warmes Kleidungsstück kaufen. Nun hatten zwar beide

in Colombo zwanzig Rupien bekommen, um sich auszustatten, doch beide hatten natürlich das Geld verjubelt, und es blieb mir nichts übrig, als die Sachen anzuschaffen, sollten die beiden Leute nicht noch dümmer werden, als sie bereits sind. Denn seit sie frieren, haben sie den letzten Rest von Intelligenz eingebüßt.

23. Dezember. Zusammen mit Baron Gemmingen besuchen wir das Grabmal von J'timadu-daulah, dem Vater der Nùr Jehan, jener ehrgeizigen, ränkesüchtigen Gattin des Kaisers Jehangier. Es liegt an der Jumna und ist ein viereckiges, kleines Gebäude mit achteckigem Turm, in dem sieben Grabmale aufgestellt sind. Das Mausoleum zeichnet fabelhaft feine Marmorarbeit aus. Tüllschleier scheinen die Fenster zu verhängen. — Arbeiter waren hier mit Reparaturen beschäftigt. Das meiste, was auf Wunsch der verschiedenen Gouverneure renoviert wurde, ist verständnislos gemacht. Unser Führer, ein brustkranker, ewig betelkauender Muselmann mit feurigen Augen und hektischen Wangen, steht mit dem Englischen auf einem feindlichen Fuß, und bei allen restaurierten Gebäuden, Marmor- und Mosaikarbeiten versichert er grimmig „government is repaired", dabei blitzen seine brennenden Augen boshaft, gerade als ob er sich freue, wenn sich das „government" seine Kunstschätze ruiniert und sich dabei blamiert. Ueberhaupt sind die Mohammedaner der englischen Regierung unfreundlich gesinnt, und bestände nicht Haß und Neid zwischen den Moslims und Hindus, die noch lieber ihren Unterdrückern gehorchen, als sich gegenseitig zu einer Machtstellung verhelfen wollen, es wären die Engländer längst aus Indien verjagt.

Chini ka Roza, eine Grabkirche, die irgendwo auf dem freien Felde außerhalb Agra liegt, ist nach dem sie zierenden Fayence-Mosaik genannt. Ihre Farbe hat sich pracht-

voll erhalten und kann in [illegible]
nicht mehr hergestellt werden.

24. Dezember. Um neun [illegible]
— das Gefängnis von Agra. Der [illegible]
am Tor, da wir bereits gestern [illegible]
hatten. Er ist ein liebenswürdiger [illegible]
von kolossaler Schulterbreite.

Dieses Gefängnis erschien mir [illegible]
Indiens, wenigstens der reinlichste, [illegible]
Eine turmhohe, unübersteigliche [illegible]
oft überstiegen wird — umgibt [illegible]
Gärten und Gebäulichkeiten. Der [illegible]
läufige Bau umschließt große Höfe [illegible]
nur darf man sich unter letzteren [illegible]
Betten oder Pritschen vorstellen. [illegible]
kahle, verschließbare Hallen, in denen [illegible]
räumen Steinbänke ohne Lehnen [illegible]
ung für den Kopf eingebaut sind, [illegible]
daß sich ein Mann auf ihnen [illegible]
Ausgedehnte Gärten liegen um [illegible]
herum. Sie befinden sich in [illegible]
auch wirklich etwas in ihnen [illegible]

In der Strafanstalt sind [illegible]
inhaftiert. Diejenigen, welche [illegible]
wurden, bleiben nur vorübergehend [illegible]
weilen unter Tags in einem, [illegible]
nen Hof. In langen Reihen hocken [illegible]
gefesselt da und haspeln Wolle. [illegible]
nähert, müssen sie auf ein Zeichen [illegible]
in die Hände klatschen, zum Beweis, daß [illegible]
mente zwischen den Fingern halten. [illegible]
Abteilung für Teppichknüpferei ist das wichtig, weil hier
die Gefangenen, auf beiden Seiten des Webstuhles sitzend,
zur Arbeit Nadeln, Scheren usw. bedürfen und es schon

oft vorgekommen iſt, daß ſie dieſe nach den vorbeigehenden Wärtern warfen oder nach ihnen ſtachen. Da die Teppiche in geſchloſſenen Räumen angefertigt werden, muß man an den Leuten ſehr nahe vorbeigehen und iſt ihrer Bosheit ausgeſetzt. Die „Lebenslänglichen" ſehen bei flüchtiger Beurteilung ganz harmlos und gutmütig aus. Bei näherer Betrachtung, und nachdem mich der Direktor auf den Ausdruck ihrer Augen aufmerkſam gemacht hatte, ſah ich jedoch, welch eigentümlichen Blick ſolche Verbrecher faſt übereinſtimmend haben. Er mag daher wohl im Rechte bleiben, wenn er ſagt, daß er es bei den übrigen Gefangenen voraus beſtimmen kann, ob ſie noch „Lebenslängliche" werden, weil dieſer eigenartige Blick „angeboren" ſei.

Im übrigen ſitzen ſehr viele Gewohnheitsverbrecher im Gefängnis, die beim Verlaſſen desſelben den Direktor bitten, ihnen doch das „berth", wie ſie ihre Steinbank ſchmeichelhaft nennen, aufzuheben, denn ſie kämen ja doch bald wieder. Mir ſchien es, als ob der Direktor für ſeine Stammgäſte ein gewiſſes Wohlwollen empfände, denn er meinte, ſie könnten es ja doch nirgends beſſer als bei ihm haben und nirgends beſſer untergebracht ſein. Die Gefangenen ſind ſehr gut gepflegt, werden jede Woche zweimal gewogen, und „wenn ſie im Gewicht abnehmen, bekommen ſie mehr zu eſſen und weniger zu tun", ſagt der Herr Direktor, der ein Witzbold zu ſein ſcheint. Die Kuchen, welche die Gefangenen zu ihren Mahlzeiten erhalten, werden merkwürdig reinlich, geradezu appetitlich zubereitet. Ich verſuchte ſie, und fand ſie, wenn auch keine Delikateſſe, doch verlockender als jene, welche die Hindus an den Straßenecken backen. Es liegen mehrere Küchen nebeneinander, und man nimmt bei der Zubereitung der Speiſen darauf Rückſicht, für wen dieſelben beſtimmt ſind. Die verſchiedenen Kaſten verſorgen Sträflinge (Köche) der gleichen Kaſte, damit die religiöſen Anſchauungen der Gefangenen nicht verletzt werden. Jeder Sträfling bekommt

zehn Kuchen, die wie dicke Matzen aussehen, jedoch nicht hart sind. Abends reicht man Suppe und Gemüse mit Curry. Die Leute sind danach wirklich besser verpflegt, als sie es meist gewohnt waren. Wenn man der elenden Gestalten in den Straßen gedenkt, wo eine Steppdecke, die sich an zwei dürren, dunkeln Stecken bewegt, das Bild eines Menschen darstellt, dann möchte man all diesen armen Heimatlosen für die Wintermonate ein Unterkommen im „jail" wünschen.

In die Frauenabteilung warfen wir nur einen flüchtigen Blick. Sie zeichnete sich durch wirres, gräßliches Durcheinanderschreien aus. Die Zellen für Einzelhaft gleichen ganz kleinen Käfigen für wilde Tiere; jene, welche unter dem Erdboden liegen, wurden uns nicht gezeigt, falls solche überhaupt vorhanden sind. Eine sehr traurige Abteilung im „jail" bilden die Höfe, in denen ganz junge Burschen oder Mädchen weilen, die wegen eines Diebstahls gefaßt wurden und nun von ihrer Familie für immer ausgestoßen bleiben. Diese Knaben und Mädchen sind, wenn sie ihre Strafe abgebüßt haben, dem Verbrechen und Laster preisgegeben, da sie ohne alle Hilfsmittel entlassen werden und ohne jeden Familienanschluß sich nicht anders als mit erneuten Diebstählen fortbringen können. Um die Jugend zu schützen, hat die englische Regierung jetzt Besserungshäuser gegründet, in denen die entlassenen Sträflinge eine Zeitlang bleiben, bis sie als Arbeiter untergebracht werden können.

Dr. Hankins, an den wir durch Professor Hahn empfohlen waren, der aber leider gleich nach unserer Ankunft nach Delhi zum Durbar fuhr, erzählte, daß voriges Jahr ein Mann im „jail" saß, der versucht hatte, eine ganze Stadt mit Datura (Stechapfel) zu vergiften. Er begann mit ganz kleinen Dosen, um eine Krankheit vorzutäuschen, und steigerte dann die Gaben, bis die Todesfälle zur Epidemie anwuchsen und Dr. Hankins durch Untersuchung der

Leichen das Gift feststellte. — Ferner erzählte uns Dr. Hankins eine sehr merkwürdige Geschichte von zwei deutschen Leutnants, die im letzten Winter hier gewesen waren. Hoffentlich ist die Erzählung eine böswillige Erfindung. Die beiden Herren trafen den Direktor des Gefängnisses bei Herrn Weiland, einem Deutschen, der hier eine große Teppichfabrik hat. Sie erkundigten sich, ob und wie oft Hinrichtungen im Gefängnis stattfänden. „Ach deren haben wir viele", sagte der Direktor, „und wenn es Sie interessiert, dann lasse ich Ihnen morgen zwei hängen." Unsere beiden Offiziere folgten der Einladung, und richtig, es wurden zwei gehängt! — In einem artigen Briefe drückten die Herren ihren Dank aus. Eine zufällig für diesen Morgen bestimmte Exekution bot wohl den Anlaß zu diesem derben Scherz.

Im „jail" ist eine bedeutende Teppichmanufaktur, und der deutsche Kaiser hat hier wiederholt größere Bestellungen gemacht. Die durch die Gefangenen angefertigten Teppiche sollen unverwüstlich sein und den Erzeugnissen der Weilandschen Fabrik gleichkommen. Herr Weiland beschäftigt in seiner Weberei, die wir auch besuchten, sehr viele Kinder von acht bis elf Jahren. Es ist rührend und reizend zu sehen, wie die kleinen Fingerchen zwischen den Fäden sicher und geschickt hin- und herhuschen. In Indien werden die Teppiche nicht nach vorgezeichneten Mustern geknüpft, sondern nach vorgelesenen Anweisungen. Ein Erwachsener ruft bei jedem neuen Knoten die Farbe des Fadens aus und wie viele Knoten von gleicher Farbe nebeneinander geschlungen werden sollen. Die Kinder wiederholen gleichsam zur Kontrolle ihrer Arbeit mit singendem Tonfall das Verlesene.

Auf dem Heimweg nahm ich noch ein paar Straßenbilder auf. Was ist da nicht alles zu sehen! Auf den Dächern fette, große Affen, in den Straßen dürre, schmächtige Menschen mit zerlumpten Fetzen, auf dem Kopf als

teuerſten Beſitz die zuſammengerollte Steppdecke tragend. — Da liegt in der Sonne ein Weib, dem ein anderes den geſchwollenen, hochaufgetriebenen Leib maſſiert. Dort wird ein Bub geölt, um die Haut gegen die Kälte zu ſchützen. Hier ſitzt ein Mann in der Sonne, wird raſiert und hält dazu einen winzigen Scherbenſpiegel in der Hand, wie die Chineſen auf dem „König Albert" aufmerkſam jede Bewegung des Barbiers beobachtend. Neben einem Milchtopf werden naſſe Haare mit engem Kamm friſiert; in einem Fruchtladen durchſucht ein Kind mit unglaublicher Geſchicklichkeit die Friſur ſeiner Mutter. In heißer Aſche werden gleichzeitig die Hindukuchen gebacken und zum Abkühlen in den Staub gelegt. Alle Häuſer ſind mit „Bierfilzeln" verziert, welche die fünf Finger zeigen. Dafür ſieht man auch nirgends Kuh- oder Pferdedünger, denn tauſend geſchäftige Hände ſammeln, kneten und kleben ihn an die Häuſer. Aeußerſt geſchickt verſtehen die Frauen, während ſie einen Korb auf dem Kopf balancieren, den vorher mit den Füßen aufgerollten Kuhfladen mit der gekrümmten Fußſohle zu faſſen, der Hand zu reichen, die ihn dann in den Korb ſchleudert. — Oft wird der Kuhdung mit Waſſer zu einem dünnflüſſigen Brei angerührt. und mit dieſem der Boden und die Wände des Hauſes beſtrichen, eine Maßregel, welche das Ungeziefer fern halten ſoll. Hauptſächlich aber wird der Dünger als Brennmaterial benützt und man ſieht lange Züge wehmütig blickender, ganz kleiner Eſelchen eilig durch die Straßen trippeln, alle mit ungeheuren Laſten dieſes Feuerungsmaterials beladen.

Auf der Schattenſeite der Straße liegt ein Kamel und ſtirbt; vorwurfsvoll blickt das arme, aufs Blut geſchundene Tier um ſich. In der Sonne lagert, unter Staub begraben, ein büßender Bettler wie tot, aber er lebt — über ihm häuft ſich Staub auf Staub, er wehrt ſich nicht. Nur von Zeit zu Zeit reckt ſich ein grauer, dürrer Arm aus der Staubmaſſe hervor und öffnet die Hand; der Vorüber-

gehende läßt eine Münze hineinfallen — die Hand ſchließt ſich und verſchwindet im Staub. Welch ſchrecklicher Anblick, jammervoll und ekelhaft! — Entſetzliche Krüppel, die alle Menſchenähnlichkeit verloren haben, hüpfen und kriechen über die Straße. Ein fürchterlicher Waſſerkopf von rieſigen Dimenſionen ſitzt auf ſchauerlichem ſkelettartigen Körper, aus dem die Rippen eckig herausſtehen und die Aermchen und Beinchen haltlos hängen. Das elende Weſen hockt grauſam verſtoßen in einem kleinen Karren ohne Stroh und glotzt aus ein Paar großen, blöden Augen ſtier in die Welt. Ein halbverhungertes Bübchen zieht den Wagen durch die Menge. Scharen von Kindern wälzen ſich im Staube, als gälte es ein erfriſchendes Bad zu nehmen. Grau und verklebt ſehen Haare und Augen aus, und die armen kleinen Weſen ſind voll von häßlichem Ausſchlag. Das Elend, das man hier ringsum erblickt, iſt nicht zu ſchildern.

Wenn ich es nicht in mein Tagebuch ſchriebe, ich würde es vergeſſen, daß wir heute den heiligen Abend feiern. Es iſt uns ſo gar nicht weihnachtlich zumute. Nichts in unſerer Umgebung erinnert an das Feſt, und wir haben keine Zeit daran zu denken. Gleichwohl beabſichtigen wir heute eine gemeinſame Feier, d. h. wir wollen unſer Dinner zuſammen an einem Tiſch nehmen — ſonſt ſpeiſt jede Partei für ſich — auch Frau von R. und Herr Federer kommen aus ihrem Hotel zu uns herüber. Anfänglich hatten wir große Pläne, wir wollten uns gegenſeitig beſchenken, eine Lotterie arrangieren, gaben aber alles auf, denn das koſtet Zeit und Mühe, und dieſe kann man hier beſſer anwenden als „Beſcherung" zu ſpielen.

Nachmittags Fahrt durch die Stadt und zum Baſar, dem Markt der Hindus, der in Indien jedoch ſelten ein großer freier Platz iſt, ſondern meiſt ein Gewinkel, ein Netz von Straßen, Gaſſen und Gäßchen darſtellt. Hier in Agra ſind die Straßen verhältnismäßig breit, gut ge-

pflastert und ziehen sich zwischen mehrstöckigen Häusern hin. Die Läden aber und Werkstätten sind deshalb doch alle zu ebener Erde und gegen die Straßen zu völlig offen. Eine Ausnahme macht das größte Kaufhaus in Agra, Ganeshi Lall, dessen Laden im ersten Stock liegt, an den sich Terrassen anschließen, auf welchen Dutzende von Männern vor Stickrahmen sitzen und die denkbar kunstvollsten und kostbarsten Gold- und Silberstickereien ausführen. Mit großer Geschicklichkeit werden farbige, echte und unechte Steine in den Blumen- und Pfauenmustern verwendet. Eine Robe mit Rad schlagenden kleinen Pfauen ist in Arbeit. Die Pfauen sind wundervoll gestickt, die Augensterne der Schweiffedern schimmern tiefblau als echte Saphire. Ganeshi Lall nannte eine fabelhafte Summe, die ein unsinnig reicher Hindu in Kalkutta dafür zahlt. — Frauen werden niemals als Stickerinnen oder Teppichknüpferinnen in Fabriken verwendet. Alle Arbeiten, die von ihnen stammen, sind in den Zenanas, in den Frauengemächern gefertigt, wo die Weiber ihr ganzes, freudloses Leben zubringen.

Jeder Besuch in einem Laden nimmt eine ungeheure Menge Zeit in Anspruch. Man wird wirklich wie ein Besuch behandelt, muß sichs „bequem machen", sich auf das Sofa setzen. Der Kaufherr hockt sich auf den Boden, schlägt vor, was man kaufen soll, erzählt, was er besitzt, und schleppt immer Neues herbei, lauter Dinge, die man nicht will, trotzdem er genau weiß, was man wünscht. Mit unendlicher Sorgfalt wird alles aus Blechkoffern ausgepackt und mit gleich großer Vorsicht wieder hineingelegt, bis endlich die Geduld reißt und man aufsteht und gehen will. Dann ist das, was man gewünscht, zur Hand, und nun beginnt nochmals ein endloses Hin- und Herhandeln. Meist verläßt man ein paarmal den Laden, bis der Handel zum Abschluß kommt. Mich versicherte Herr Ganeshi Lall „you are very clever", als ich sechs Stück Türkisen von sechzig auf zweiundzwanzig Rupien herunterhandelte — „you are

very clever“ war Hohn, denn die Steine waren imitiert, wie ſich ſpäterhin herausſtellte. Hier im Laden des Ganeſhi Lall ſah ich auch jene prachtvollen Bochara-Decken, die, wenn ſie echt, wirklich ganz einzig ſchön in Farbe und Arbeit ſind. Gewöhnlich findet man bei uns nur ſolche, die fabrikmäßig hergeſtellt wurden, und nicht jene Stücke mit dem feinen engen Stich, den die Bochara-Jungfrauen anwenden. Jede dieſer echten Decken ſtellt die Arbeit eines Mädchens bis zum Tage ihrer Verlobung dar. Von da ab wird kein Stich mehr an der Stickerei gemacht. Deshalb findet man ſehr ſelten fertige und noch ſeltener reich geſtickte Decken, da dies immer eine ſehr lange Jungfernſchaft bedeuten würde.

Ueber dem Handeln war der ganze Nachmittag hingegangen. Als wir unſern Wagen wieder beſtiegen, hatte man bereits die Lichter in dem Baſar angezündet. Alles glitzerte, leuchtete, flimmerte und blitzte, der Goldflitter, die bunten Gewänder, die feurigen Augen, die Goldſpangen um Hals und Arme und die vielen tauſendfarbigen Dinge, die in und vor den Buden ausgelegt waren. — Wir wollten ein paar Blumen kaufen, um unſern Weihnachtstiſch zu ſchmücken, fanden aber keinen Laden. Zu unſerm größten Erſtaunen hörten wir von dem Führer, daß „there was only one man made here for flowers and he stands at the station, that's all.“ Der Hallunke wollte uns natürlich zu einem Freund am Bahnhof bringen, von dem er einen Backſchiſch bekam, aber wirklich ſo „clever“ waren wir nun nachgerade doch geworden. Wir befahlen energiſch, im Baſar einen Blumenladen zu finden, und er fand ihn ſogleich. Wir bekamen reizende, zu dicken runden Girlanden gewundene levkoyenartige gelbe Blumen, mit denen die Brahminen und die heiligen Kühe bekränzt zu werden pflegen; fanden entzückende ſchlanke rote Blüten mit Blättern wie Weinlaub und anderes mehr. Wir füllten den Wagen mit all den reizenden Kindern Floras, erfreut,

unſer Ziel erreicht zu ſehen. Baron Gemmingen kaufte eine heilige Kuh aus Papiermaché, während Alfred ein Chriſtkind erſtand, das aber ein Buddha-Baby war, welches auf untergeſchlagenen Beinen ſaß und eine moderne blonde Haarfriſur hatte. Außerdem fanden wir noch eine fünfzig Zentimeter hohe Zypreſſe aus grüner Baumwolle, die ſich freilich mehr zu einem Lampenputzer als für einen heiligen Chriſtbaum eignete.

Höchſt befriedigt durch unſere ſonderbaren Einkäufe kehrten wir ins Hotel zurück, bekränzten zum Erſtaunen der Engländer den Tiſch, machten zur Ehre des Abends ganz beſonders feine Toilette, und bemühten uns, eine feierliche Stimmung zu finden. Doch wollte dies nicht recht gelingen, trotzdem wir immer davon ſprachen, daß Weihnachten ſei, und wir am blumengeſchmückten Tiſch vor einem buddhiſtiſchen Chriſtkind und einem baumwollenen Chriſtbaum ſaßen. Unſere Gläſer erklangen, wir gedachten der Lieben daheim. Recht „weihnachtlich" wurde uns aber gleichwohl nicht zumute. Der Eindruck der Gegenwart mit all dem Neuen und Fremden war zu ſtark. Wir konnten uns den brennenden Weihnachtsbaum, den heimiſchen Tannenduft und den Geruch der ausgeblaſenen Wachskerzen nicht vorſtellen. — Um zehn Uhr lagen wir bereits — beinahe hätte ich geſagt „in den Federn" — und doch iſt dieſes Ruhelager nur ein Drahtnetz mit einer dreifingerdicken zuſammengelegenen Wollmatratze.

25. Dezember. Eine Muſikbande Eingeborener in rotem Jagdfrack ſpielte europäiſche Weiſen, aber nicht etwa zur Feier des Tages. Unſer Boy bringt uns einen Teller mit Bananen und Trauben als Feſtgruß, während die vornehme Aya ſich damit begnügt „Happy Christmas" zu wünſchen. Sie iſt nämlich aus einer „höheren Kaſte". Sie reiſt mit mir durch Indien, nur weil ſie das Land kennen lernen möchte, und hält es für eine große Gunſt, die ſie

mir erweist, wenn sie zum Beispiel warmes Wasser holt. Jedesmal macht sie mir heftige Vorwürfe über die Entfernung der Küche, denn ihre Kaste erlaubt nicht — so sagt sie — mit einer Kanne über den Hof zu gehen.

Nachmittags Ausflug nach Sinkandarah, wo sich das Grabmal Akbars befindet.

Akbar der Große kam mit vierzehn Jahren auf den Thron, nachdem er schon unter der Regierung seines Vaters Humayum die Afghanen besiegt und den Thron wieder in Delhi aufgerichtet hatte, wodurch er der eigentliche Gründer des Mogulreiches wurde, das dreihundert Jahre bestand und das er fünfzig Jahre lang (von 1556—1606) regierte. Akbar ist somit ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth von England, was man sich immer gegenwärtig halten muß, um ungefähr eine Vorstellung von der Zeit zu haben, in der all die großartigen Bauten aufgeführt wurden. Man neigt nämlich leicht dazu, das, was man hier sieht, für viel älter zu halten, als es ist. Vielleicht, weil uns die Geschichte Indiens überhaupt ferne liegt oder, weil man von einem „Wunderlande" auch märchenhafte Vergangenheit annehmen zu dürfen glaubt.

Akbar war ein großartiger Politiker. Sein Reich erstreckte sich vom Herzen Afghanistans bis nördlich von Orissa und Sind. Seine siegreichen Feldzüge waren meist gegen rebellische Provinzen zur Befestigung des Mogulreiches gerichtet, dem er Guzerat, Kashmir und andere Gebiete einverleibte. Vor allem aber suchte er durch Heiraten und Allianzen seine Herrschaft zu sichern. Während seiner ganzen Regierung verfolgte er versöhnliche Prinzipien. Er hob das „Jaziah", die Kopfsteuer für den Nichtmuselmann auf, interessierte sich für die indische Religion und Politik, zollte den Gesetzen der Hindus Achtung, verbot aber ihre unmenschlichen Satzungen. Die „Prüfung durch Gottesgericht", Wasser- und Feuerproben, die Tieropfer und Kinderheiraten vor der Pubertät untersagte er, legalisierte

dagegen die Wiederverheiratung der Witwen. Mit letzteren Maßnahmen erzielte er nur wenig Erfolg, und ganz unmöglich war es ihm, die Witwenverbrennung auf dem Scheiterhaufen des Gatten zu beseitigen. Er konnte nur darauf dringen, daß man sich versichere, ob der Schritt der Witwe auch ein freiwilliger sei. Die barbarische Sitte der Witwenverbrennung bestand fort bis zum Jahre 1875, wo in Lucknow die letzte „Sutti" oder „Sati" stattfand.

Von den verschiedenen Frauen Akbars war eine die Tochter des Maharadja von Jaipur, die andere, seine Lieblingsgattin, die portugiesische Christin Maria, welche auch in Sikandarah begraben liegt. Akbar war in religiöser Beziehung ungemein weitherzig und pflegte am Freitag, dem Sabbath des Islam, Gelehrte aller Religionen um sich zu versammeln und den Disputen zwischen Brahminen, Muselmännern, Feueranbetern, Juden und Jesuiten unparteiisch zuzuhören. Er ging vom Grundsatz absoluter Toleranz aus, und hatte begonnen, seine eigenen überkommenen religiösen Anschauungen zu kritisieren. Dies führte ihn zur Gründung einer neuen Staatsreligion, des „Jahiglaubens", welcher auf einer Zusammenfassung der nach seiner Meinung besten Satzungen der verschiedenen Religionen beruhte. Akbar selbst war das Haupt dieses eklektischen Systems. Jeden Morgen betete er die Sonne, als das Symbol der göttlichen, belebenden Kraft des Weltalls, an, und ließ sich dann vom Volk selbst göttliche Verehrung zollen. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes ordnete der Kaiser mit großer Umsicht. Er teilte das Reich in Provinzen ein, und die Grundsätze, nach welchen Akbar die Steuern bestimmte, sind heute noch in Geltung. Danach mußte ein Drittel von dem Ertrag eines jeden Ackerlandes an den Kaiser abgegeben werden. Wenn man den Unterschied im Geldwert des Silbers von einst und jetzt in Betracht zieht, so betrugen die Steuern unter Akbar das Dreifache von heutzutage.

Eine gute, breite, zu beiden Seiten mit ſchattenſpendenden Bäumen beſetzte Landſtraße führt nach Sinkandarah. Nach halbſtündiger Fahrt ſieht man durch die Bäume ein impoſantes Tor aus rotem Sandſtein mit reicher, weißer Moſaikarbeit ſchimmern. Durchſchreitet man das Tor, iſt man aufs Höchſte überraſcht, ſich in einem großen, herrlichen Garten zu befinden, in dem ſich ein Grabbau erhebt, wie wir bisher noch keinen ähnlichen geſehen hatten. Er ſoll teils nach buddhiſtiſchen, teils nach arabiſchen Zeichnungen ausgeführt ſein, welch eigenartig gemiſchte Architektur auf den unreinen Glauben des Erbauers zurückgeführt wird. Das Mauſoleum ſtellt einen ſich verjüngenden Terraſſenbau dar. Vier luftige, auf feinen Säulen ruhende Stockwerke erheben ſich pyramidenartig übereinander; jedes derſelben umgibt eine Terraſſe, auf die kleine niſchenartige Räume münden, gerade ſo groß, daß ein Menſch darin liegen kann. Den Zweck dieſer kleinen Vertiefungen konnten wir nicht ergründen, doch vermuten wir, daß ſie einſt Schlafſtellen von Pilgern geweſen ſein mögen. Dieſe vier Stockwerke ſind auf einer großen, ausgedehnten Plattform erbaut und wirken ungemein graziös. Mittels entſetzlich ſteiler Treppen gelangt man zu den höheren Gelaſſen. Die oberſte Etage iſt nur durch einen dunkeln Schacht zu erreichen, der aber auf eine überraſchend ſchöne Terraſſe mündet, welche von einer Mauer aus weißem Marmor umgeben wird. Die Mauer wird rings durch Fenſter abgeteilt, deren Füllungen in herrlicher Durchbruchsarbeit ausgeführt ſind; es ſind Vierecke, von denen jedes ein verſchiedenes Muſter zeigt. Die Wirkung dieſer Terraſſe iſt edel und ruhig.

In der Mitte ſteht ernſt und feierlich der Prunkſarkophag Kaiſer Akbars, wie er ihn ſelbſt einſt angeordnet hat. Die Sprüche „Gott iſt der größte“, „Möge ſein Ruhm leuchten“ ſind in die Seitenwandungen eingemeißelt. Im Erdgeſchoß, gerade unterhalb der Stelle, an welcher wir den Prunkſarkophag oben ſehen, ruht unter einer kuppel-

förmigen Wölbung, die durch die ganze Höhe des vierstöckigen Bauwerks geht, von einem einfachen Grabstein bedeckt, die Hülle des gewaltigen Kaisers. Die Kuppel macht einen überwältigenden, beängstigenden Eindruck. Man fürchtet, sie könne einstürzen und weilt nicht gerne in dem Raum. Ein paar Fuß von dem Prunksarkophag entfernt steht eine weiße Marmorsäule, in der, von Gold umrahmt, einst der berühmte Kohinoor eingesetzt war. Der persische Eroberer, Nadir Shah, entführte ihn nach Delhi; später kam er in englischen Besitz.

In einem zweistöckigen, in ähnlichem Stil wie Akbars Mausoleum gehaltenen Nebengebäude, „Begam Miriam" genannt, liegt Akbars christliche Gattin Maria begraben. Das Gebäude wird jetzt zu einem Waisenhaus verwendet. Die bettelnden Kinder haben hierzulande eine seltsame Art und Weise, ihre Wünsche und Bitten auszudrücken: sie halten die Hände bittend vors Gesicht, deuten dann mit einer Hand auf den Magen, ziehen hierauf schnell ihr Hemdchen in die Höhe, lassen es wieder fallen, und hören erst dann mit diesem Manöver auf, wenn man ihnen etwas gibt. Bis zu dieser Stunde hatte ich, wie gesagt, solche Bettelform nur bei Kindern beobachtet, heute aber, als wir schon im Wagen saßen, trat ein altes Weib an uns heran, machte die oben geschilderten Handbewegungen und entblößte dann einen fürchterlichen Leib, der so entsetzlich aufgetrieben war, daß er zu bersten drohte. Nie sah ich so etwas Häßliches und zugleich so Jammervolles, nie einen so verzweifelten Hungerblick.

Baronin Gemmingen liegt zu Bett mit Schnupfen und Fieber, was bei dieser Temperatur auch kein Wunder ist. Ich staune allabendlich über die Engländerinnen, die trotz der kühlen Temperatur zum Dinner in einer Weise ausgeschnitten und ärmellos erscheinen, als wären wir in den heißesten Tropen. Mich fröstelt, wenn ich die Damen ansehe, obgleich ich ganz in Wolle gekleidet bin und Gummi-

schuhe trage, um mich gegen die Kälte des Fußbodens zu schützen.

28. Dezember. Gestern reisten Baron Gemmingens nach Kalkutta ab. — Wir beabsichtigten heute eine Partie nach Gwalior zu machen. Nach zweieinhalbstündigem Warten auf dem Bahnhof erklärt der „stationmaster", es sei zweifelhaft, ob der Zug heute überhaupt noch käme. Niedergeschlagen kehren wir ins Hotel zurück. Ganz Indien steht während des Durbars auf dem Kopf, alles strömt nach Delhi, und die Züge, die nicht nach Delhi fahren, halten stundenlang auf freiem Felde, um die unendlichen Wagenreihen vorbeizulassen, welche die Gäste des Vizekönigs, die übrigen Fremden und die halbe Bevölkerung Indiens nach der Feststadt befördern.

29. Dezember. Diese Nacht dachte ich, Räuber und Mörder würden uns überfallen, ein so entsetzlicher Ton drang plötzlich an mein Ohr. Meine Aya schlummerte bereits unter dem Handtuchständer, und so stürze ich an die Türe, wo aber das Knäuel, der Boy, der sonst hier zusammengerollt zu ruhen pflegt, verschwunden ist. Statt dessen taucht eine weiße Riesengestalt aus dem tiefen Dunkel empor und grinst mich an. Es ist der Nachtwächter des Hotels, der „Tschaukidar", der seinen Rundgang macht und zur Beruhigung von Mensch und Tier diesen schauerlichen Warnungsruf ausstößt. Ich hatte den Ton schon öfters aus der Ferne gehört, der, aus der Nähe kommend, das Blut in den Adern gerinnen läßt.

Graf Lippe ist von seinem „Ausflug" nach Peshawar sehr befriedigt zurückgekehrt, wenn er auch unter Kälte und Staub gelitten hat und alle Züge überfüllt fand.

Heute morgen, um acht Uhr, fuhren wir mit einem Zweispänner für achtzehn Rupien nach dem zweiundzwanzig Meilen entfernten Fatehpur Sikri. Wir starteten mit sehr

guten Pferden, die aber leider halbwegs gegen zwei alte Mähren vertauscht wurden, bösartigen Durchgängern, welche sich kerzengerade auf die Hinterbeine stellten, im Kreise drehten, nicht anziehen wollten, heimdrängten, und mich in Todesangst versetzten. Es war die reine Zirkusszene, nur amüsanter für die Zuschauer, als für uns selbst. Unsere beiden Läufer mußten bald die Räder des Wagens anschieben, bald die Deichsel führen oder gegen dieselbe drücken, um den Wagen aufzuhalten, wenn es den Berg hinunterging, oder sie standen hinten auf dem Wagen und begannen ein entsetzliches Geschrei, um Fuhrwerke und Menschen zum rechtzeitigen Ausweichen zu veranlassen. Man hörte sein eigenes Wort nicht mehr! „Hatta, hatta" brüllten sie uns unaufhörlich in die Ohren. Die Sprache hat lauter A, und man meint, die Leute rezitierten immerzu Mahabharata und Ramayana.

Durch fruchtbare Gegend führte eine schattige Allee nach Fatehpur Sikri. Ueberall sieht man wogende Reisfelder, Weizen, Hirse, alles gut bestellt und sorgfältig bewässert. Immer wieder gewahrt man plötzlich Ochsenköpfe aus dem Erdboden ragen, was stets das Merkmal für einen tieferen Brunnen ist. Das Heraufbefördern des Wassers geschieht in ganz eigenartiger Weise. Ueber dem Brunnen ist, von zwei Pfosten gehalten, eine Rolle aufgehängt. Das über die Rolle laufende Seil trägt an einem Ende einen großen, ledernen Kübel, an dem andern Ende einen Haken, der leicht am Joch des Ochsen ein- und ausgehängt werden kann. Neben dem Brunnen ist ein Behälter errichtet, in den das geschöpfte Wasser eingegossen wird. Von ihm führen Kanäle in das zu bewässernde Land. Dem Behälter gegenüber schließt sich an den Brunnen die Bahn für die Zugochsen an, sie ist am Brunnen hoch aufgemauert, am andern Ende in den Boden tief eingegraben. Die Ochsen ziehen, vom Brunnen abwärts schreitend, den vollen Wasserkübel herauf, während sie umwenden, gießt

der bedienende Kuli das Waſſer in den großen Behälter und der Kübel ſinkt leer in die Tiefe, derweil die Ochſen den Berg wieder heraufſteigen.

Nach etwa dreiſtündiger Fahrt ſahen wir Fatehpur Sikri auf einem kleinen Hügel vor uns liegen. Es wurde von Akbar zur Erinnerung an die Siege über Guzerat erbaut, und war als „Siegesſtadt" kurze Zeit ſeine Reſidenz. Doch Waſſermangel einerſeits und anderſeits die vorteilhaftere Lage Agras an dem ſchiffbaren Fluſſe Jumna, veranlaßte den Kaiſer, ſeinen Sitz wieder nach dort zurückzuverlegen. Fatehpur Sikri beſteht ganz aus rotem Sandſtein, der aus den nahen Brüchen ſtammt. Der Stadt liegt ein von Akbar ſelbſt entworfener Plan zugrunde, welcher, weil nachträgliche engliſche Einbauten zu praktiſchen Zwecken fehlen, noch heute erkennbar iſt. Die einſtige „Siegesſtadt" wird jetzt nicht mehr bewohnt. Akbars „Haus der Träume", ſein und ſeiner Hindufrauen „Schlafpalaſt", bildet gewiſſermaßen den Mittelpunkt aller königlichen Paläſte. Er iſt durch einen unterirdiſchen Gang mit allen wichtigen Gebäuden der Stadt verbunden, und der Monarch konnte ungeſehen ſeine gelehrten Günſtlinge, ſeine chriſtliche Gattin, ſeine mohammedaniſchen und Hindufrauen beſuchen oder die Regierungsgebäude erreichen.

Durch den Diwan-i-Am fuhren wir in die Stadt ein. Auf einem mächtigen Steinblock ſitzend, hielt hier Akbar einſt ſeine öffentlichen Verſammlungen ab. Vor dem Dak Bungalow verließen wir den Wagen. Hier erwartete uns der Führer. Es war der hohe Prieſter der Moſchee, ein verſchlafener, ekelhaft vornehm tuender Burſche, der uns immer wieder verſicherte, welche Ehre es für uns bedeute, daß er ſelbſt die Wege weiſe. Aber ſeine Hoheit und Würde verſchwand, ſein gemeines „Ich" zeigte ſich, als er beim Abſchied den empfangenen Backſchiſch für zu gering erfand. — Unſern Rundgang eröffneten wir mit dem Beſuch der prachtvollen, tadellos erhaltenen Moſchee, die in

ihrer Anlage jener von Mekka nachgebildet ist. Durch das „königliche Tor" traten wir auf einen großen viereckigen Platz, der von einer schönen Säulenhalle umschlossen wird.

Auf der rechten Seite dieses Moschеenhofes befindet sich das Grabmal des heiligen Scheiks Selim Tschisti, der einzige weiße Marmorbau in ganz Fatehpur Sikri. Das edle Material ist wieder geradezu unvergleichlich kunstvoll duftig und zart behandelt. Ein paar alte Bäume beschatten das weißleuchtende zierliche Mausoleum, um das herum sich eine ungeheure Menschenmenge versammelt hat. Das Volk feiert durch eine „Mela" — heiliger Jahrmarkt — den Todestag des Heiligen. Acht Tage lang strömt von nah und fern Hindu und Moslem zum Feste. Auf den Stufen des Grabmales steht ein halb Dutzend nackter Musikanten mit ihren „Nagaras" (Trommeln), ihren tieftönenden Mirdangas, ihren Zymbeln und Tam-Tams und vollführen einen Höllenlärm, zwischendurch immer Handbewegungen machend, als wollten sie sagen: „Bitte, nur hereinspaziert!" Und wir spazierten herein und schauten in die Halle, wo der Sarkophag des heiligen Mannes steht. Der ganze Raum ist mit Girlanden bekränzt, das Grab über und über mit duftenden bunten Blumen geschmückt, der Boden bestreut: Alles „Nuzzure" — Geschenke — von Hindufrauen und Mohammedanerinnen, bei denen der heilige Scheik gleich große Verehrung genießt.

Selim Tschisti lebte zu Akbars Zeit, und als dieser Zwillinge verlor und wieder ein Kind erwartete, tötete der Scheik sein sechs Monate altes Söhnlein, damit das Kind, das dem Kaiser geboren werden sollte, am Leben bleibe. Es wurde ein Sohn geboren, der später als Kaiser Jehangier lebte und regierte. Seit diesem „Wunder" wurde der Scheik von allen kinderlosen, kinderwünschenden Frauen verehrt, und das Gitter eines der Fenster seines Grabmales trägt die Zeichen der an ihn gerichteten Bitten. Doch welch seltsames Symbol ist hier gewählt! Wie in der katholischen

Kirche für einen Wunsch eine Kerze geopfert wird, so knüpft man hier kurze wollene Fäden von allen Farben in das Marmorgitter. Jeder Faden bedeutet die Bitte um einen Sohn. Bei diesem Anblick fiel mir ein anderer seltsamer Gebrauch ein: Ist nämlich ein Mann auf der Reise gestorben und wurden seine Gebeine nicht aufgefunden, so wird als Sinnbild seines Leichnams aus dreihundertundsechzig wollenen Fäden eine Gestalt gebildet. Nach bestimmten Zahlenverhältnissen reiht man verschiedene Teile des menschlichen Körpers aneinander, und diese „Figur" faßt man mit einem Riemen aus dem Fell einer schwarzen Antilope und einem wollenen Faden zusammen; das Ganze wird mit einem Teig aus Wasser und Reismehl überstrichen und als Sinnbild des in der Fremde Verstorbenen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Dutzende und aber Dutzende von Frauen hocken betend vor dem geschwärzten Marmorgitter des Grabfensters. Mohammedanerinnen wiegen sich, Koransprüche murmelnd, vor- und rückwärts. Ein ungemein farbiges und originelles Bild bietet der weite Platz, den wir von den Stufen des Grabmales aus überblicken. Unter den Bäumen liegen ganze Familien; sie essen, beten und schlafen. Gruppen bilden sich um Fakire, wie die mohammedanischen Büßer heißen, um Sannyasis, wie sich die Hindubüßer nennen, die über und über mit Asche beschmiert sind, ihre Haare gelb beizen, und deren einzige Bekleidung das an einem grauen Faden hängende Feigenblatt ist. Wie versteinert stehen sie da, mit hochgehobenen Armen, die Augen verdrehend und Sprüche flüsternd. Unter den Säulenhallen sitzen Verkäufer, die Ware „made in Germany" vor sich auf dem Boden ausgebreitet, mit Wort und Gebärden handelnd und feilschend. Von draußen tönt der Klang einer verstimmten europäischen Drehorgel, die uns in dieser Umgebung ganz eigentümlich berührt.

Am andern Ende des Platzes, gegenüber dem Grabmal, führt das „Siegestor" ins Freie. Wir gingen die dem Portal von außen vorgelegte Treppe hinab, und betrachten von hier das herrliche „Buland Darwazah", das unter den schönen Toren Nordindiens das weitaus mächtigste und vornehmste ist. Man übersieht eine weite Ebene und eine Reihe von Gebäuden, unter andern die „türkischen Bäder", die insofern interessant sind, als man in ihnen die Knabenschulen untergebracht hat, in denen Hindustanisch, Urdu, Englisch, Arabisch und Persisch gelehrt wird. Auch ein Brunnen wird gezeigt, der sechzig Fuß tief ist, und in den zu springen ein Haufen Leute sich gegen Backhschisch herzudrängen. Wir ließen aber nicht nach Backhschisch „springen", weil dieser Sport wirklich einen widerwärtigen Anblick darbietet.

Zurückkehrend, gehen wir durch den Moscheenhof zu einem kleinen grünen Winkel, in dem das geopferte Knäblein des Heiligen begraben liegt. Unser hoher Priester tat diese Stelle mit einer verächtlichen Handbewegung und der zornigen Bemerkung: „Lüge" ab, da nie ein Muselmann seinem Gott ein Menschenopfer dargebracht habe. — Nun folgte ein Besuch der Pferde-, Elefanten- und Kamelställe. Letztere waren durch Lichtluken erhellt, groß genug, daß das Kamel seinen Kopf hindurchstecken konnte, um auf dem Dach des Hauses Luft zu schöpfen, womit nicht gesagt sein soll, daß die Luken eigens zu diesem Zweck ausgespart wurden.

Eine Gattin Akbars, die Sultanin Rukia, hatte hier zunächst ihren Palast „Jodh Bai" mit originellen Kuppeln und blau emaillierten Einlagen und Verzierungen. Daneben liegt „Birbalshaus", „das größte Schatzkästlein, wäre es nicht der zierlichste Palast". Nun folgt „Miriamshaus" — reizend vor einem Fischtank gelegen. Hier soll an der Außenwand des Hauses, durch eine Veranda geschützt, eine „Verkündigung Mariä" zu sehen sein, welche sich die christliche Frau Akbars zu ihrer Erbauung malen ließ. Wir gewahrten

Waſſer drei bis vier Monate in ausgemauerten Baſſins und dient nicht bloß zum Baden und Waſchen, ſondern heute, wie damals, auch zum Trinken.

Wir lohnten nun unſern Führer ab, der ſich beim Empfang ſeiner drei Rupien höchſt unprieſterlich benahm, wütend ſpuckte und ſchimpfte.

Im Dack Bungalow hatte der Boy das mitgebrachte Tiffin bereit geſtellt, und der Frühſtückskorb mit der Teemaſchine leiſtete vorzügliche Dienſte. Von dem Söller des Saales warfen wir noch einen Blick in die weiten Lande und über das Gebiet der einſtigen Stadt, das von einer roten, ſtumpfzackigen Mauer umgeben iſt, und fuhren dann, höchſt befriedigt von dem Ausflug, nach Agra retour. Auf dem Rückweg begegneten wir langen Reihen von Frauen. Sie zogen, monotone Lieder ſingend, Hand in Hand nach dem heiligen Markt von „Fatehpur-Sikri". — Das Bild, welches der Nachmittag bot, war von dem des Morgens ganz verſchieden. Als wir heute früh durch die Dörfer fuhren, ſaßen die Menſchen, in dicke Decken gehüllt, dumpf, ſtill und verfroren vor ihren Häuſern. Sie blickten verlangend nach Oſten, der Sonne und ihrer wärmenden Strahlen harrend. Jetzt war alles reges Leben. Alt und jung ließ Drachen ſteigen und verfolgte deren Flug mit höchſtem Intereſſe.

30. Dezember. Zweiter Verſuch, nach Gwalior zu gelangen. Nach anderthalbſtündigem Warten auf den Zug treten wir die Fahrt an. Unſer Führer „That's all", wie wir ihn nannten, den wir in den letzten Tagen nicht haben konnten, weil er, wie alle Menſchen, die etwas auf ſich halten, in Delhi war, traf noch im letzten Augenblick vor der Abfahrt des Zuges auf dem Bahnhof ein. Er war in ſeinem ſchönſten Staat, in wattiertem und von oben bis unten geſteppten Rock. Der Babu hatte uns „That's all" nachgeſandt, und wir nahmen ihn mit, weil er da

kleidet, der Beachtung verdient. Er zeigt Jagdszenen, um die sich Blätter und Blumen von so feiner künstlerischer Auffassung und Ausführung ranken, wie wir ähnliches kaum vorher gesehen haben.

Der Divan-i-Khas ist in seiner Art nicht weniger bemerkenswert wie das „Königinnenhaus". Von außen betrachtet, scheint die Privat-Audienzhalle ein zweistöckiger Bau zu sein, tritt man aber in dieselbe ein, so befindet man sich in einem hohen Raum, in dessen Mitte eine gewaltige Säule steht. Das pavillonartige Kapitäl derselben, welches sich mit schlangenartigem Motiv in die vier Ecken der Halle auslädt, bildete den Thron des Kaisers bei den Beratungen mit seinen Ministern. Die vier Ecken waren durch eine Galerie mit durchsichtiger Balustrade verbunden, so daß die hier sitzenden Beamten auf derselben zueinander gelangen konnten, aber immer unter den Augen des Herrschers blieben.

Mit dem Besuch des „Hauses der Träume" beschlossen wir unsern Rundgang. Sehr träumerisch sieht der Schlafpalast freilich nicht aus. Das Parterre ist ein großer, düsterer Raum. Auf zwei schön gearbeiteten Sandsteinsäulen ruht eine Plattform. Hier sollen die Hinduprieſter gewohnt haben. Im übrigen konnte ich nichts Interessantes an dem „Schlafpalast" bemerken. Allerdings hatte die Bezeichnung des Schlafpalastes als „Haus der Träume" ganz besonders phantastische Vorstellungen geweckt und die Erwartungen hochgeschraubt. — Mehrere schöne Tanks ziehen sich von diesem Palast dem Divan-i-Khas zu, und auch die Schmalseite des „Panch Mahal" liegt an ihnen. Hier werden wohl einst die höchsten und allerhöchsten Herrschaften ihr Morgenbad genommen haben, und so ekelhaft wie heute, dürfte das Wasser damals kaum gewesen sein. Mit ganz geringem, unterirdischem Zufluß — ich glaube nicht an denselben — und einem ebenfalls zweifelhaften minimalen Abfluß steht das während der Regenzeit sich ansammelnde

ſition übte die Feſtung als ſtrategiſch wichtiger Punkt von jeher eine ſtarke Anziehungskraft aus, und die Trümmer von Hindu-, Jain- und mohammedaniſchen Tempeln zeugen von der wechſelnden Herrſchaft, unter der Gwalior geſtanden hat.

Die Station, bei der wir ausſtiegen, iſt ungemein armſelig, und das Frühſtück, das wir einnahmen, zeichnete ſich weniger durch Güte, als durch die Abweſenheit von Genußmitteln aus. Auch die geſchloſſene Droſchke, die wir ſpäter beſtiegen, ließ ſehr viel zu wünſchen übrig. Zwei katzengroße Pferdchen mit zerzauſten Mähnen und zerſchundenem Leib, die ſich vor Schwäche hilfeſuchend gegeneinander lehnten, krochen mehr, als daß ſie liefen, auf der ſtaubigen Landſtraße in brennender Sonnenhitze unter Peitſchenhieben mühſam vorwärts. Wie gerne würden wir zu Fuß gegangen ſein, wenn ſolch tierſchutzfreundliche Gedanken den armen Rößlein zugute gekommen wären, und wenn es unſere Leiſtungsfähigkeit überhaupt erlaubt hätte! In dieſem Indierlande aber kann nur der Eingeborene laufen, und der geht hübſch langſam! Nach kurzer Fahrt halten wir vor einem hocheleganten Haus, dem vom Maharadja von Gwalior „diſtinguierten" Fremden zur Verfügung geſtellten Bungalow, doch iſt es geraten, ſich telegraphiſch anzumelden, falls man hier zu übernachten wünſcht. Der Verwalter des Bungalow vermittelt die Beſtellung des Elefanten, welchen der Maharadja zur Beſteigung des Forts bereit hält, und verabfolgt die Einlaßkarten in dasſelbe.

Die Feſtung Gwalior iſt 275 nach Chriſti Geburt von Suraj Sen gegründet. Als dieſer Radja einſt den Bergwald jagend durchſtreifte, traf er, von Durſt gequält, den hier hauſenden Eremiten Gwalita, der ihm einen Trunk Waſſer reichte und ihn durch dieſen von der Lepra heilte. Zur Erinnerung an ſeine glückliche Geneſung errichtete Suraj Sen auf dem Berg das Fort und nannte es nach dem Namen des Einſiedlers Gwaliawar oder Gwalior.

Wir hatten den Elefanten zur Besteigung des Forts dankend abgelehnt und schlichen mühselig den steilen Anstieg hinauf. Die Straße führte dicht an dem schroffen Felsen entlang, in den einzelne, sehr gut gearbeitete Reliefs eingehauen sind und ein Vishnu-Tempel aus dem neunten Jahrhundert eingebaut ist. Man durchschreitet sechs gewaltige Tore, ehe man die 1¾ Meilen lange Plattform betritt, auf der die Festung mit ihren Palästen und Tempeln liegt. Unabsehbar breitet sich die Ebene vor unsern Blicken aus. In einer Entfernung von etwa fünfundvierzig Kilometern sieht man den kolossalen Tempel von Sahanija und weit dahinter die roten Berge von Dholpur, an denen wir heute morgen vorbeigefahren waren. Unten am Fuße des Felsens, auf dem die Zitadelle ruht, liegt die alte Stadt Gwalior, ein wenig südlicher davon die neue Stadt Laschkar, d. h. Lager, und ringsum ein unendliches mit Dörfern besätes Flachland. Von den Toren, die wir durchschritten, ist das zweite, das Hindolator, als guter Bau der Hindnarchitektur interessant; sehr schön aber ist das letzte, das Elefantentor, welches, mit geschmackvollen Steinhauerarbeiten geschmückt und von einem reizenden, luftigen Pavillon gekrönt, sich wahrhaft feudal präsentiert. Durch dieses Tor betritt man das Innere des Forts und befindet sich gleich vor dem Glanzpunkt von Gwalior, dem „Man-Sing-Palast" aus dem 15. Jahrhundert, der seiner wundervollen Rückwand halber berühmt ist. Diese mächtige, fensterlose Mauer wird von fünf eingebauten Rundtürmen unterbrochen, welche sieghaft die Lande beherrschen. Majestätisch erhebt sich die hundert Fuß hohe Wandfläche auf dem senkrecht ins Tal abstürzenden Felsen; mit prachtvollen, in emaillierten Kacheln ausgeführten Mosaiken verkleidet, schillert sie herrlich in grünem, blauem und goldenem Farbenglanz. Ein breiter Fries legt sich um den oberen Teil der Mauer, auf dem den Brahmanen geweihte Enten, wie spanische Azulejos-Kacheln leuchtend, in langen Reihen dargestellt sind. Die

Tiere erſcheinen wohl plump in der Form, es fehlt ihnen alle charakteriſtiſche Behandlung, aber ſie wirken höchſt dekorativ.

Elf Hindutempel liegen im Fort zerſtreut, von denen zwei Sas-Bahus, d. h. „tauſendarmige Tempel", Grabſtätten ſind. Der größere Tempel, ein mächtiger, ſchwerer Steinbau, deſſen jetzt eingefallene ungeheure Kuppel von vier koloſſalen, reich mit Bilderſchmuck dekorierten Pfeilern getragen wurde, iſt einer „Schwiegermutter" gewidmet. Die Säulen füllen durch ihre wuchtige Maſſe den inneren Raum beinahe ganz aus. In nächſter Nähe ſteht auf einem kleinen Hügel in Form eines Kreuzes das zum Andenken einer „Schwiegertochter" errichtete „Sas-Bahu". Nach allen Seiten hin offen, gewährt es einen prachtvollen Blick in die Ferne.

Sehr intereſſant iſt auch der einſt dem Viſhnu geweihte Tempel Teli-Ka-Mandir mit pyramidalem Portikus, welcher an die Gopuren Südindiens erinnert. Ueber dem Tore ſchwebt das Fabelweſen Garuda, ein geierartiger, als Reittier dienender Vogel, der ſich, wie der Stier „Nandi" auf den Tempeln Shivas, auf jenen Viſhnus abgebildet findet. Zu beiden Seiten dieſes Tores ſtehen reiche Figurengruppen, die ähnlich jenen am Grabmal Papſt Clemens XIII. von Canova in St. Peter dem Grab-Eingang zuſtreben. Rings um dieſen Tempel ſind alle Ausgrabungen von künſtleriſchem Wert, die auf Gwalior gemacht wurden, aufgeſtellt.

Als das weitaus Intereſſanteſte auf Gwalior dürfen die für Nordindien höchſt eigenartigen, berühmten Felſenfiguren betrachtet werden. Dieſe gigantiſchen Steinſkulpturen, welche bis zu hundert Fuß hohe Jain-Idole darſtellen, ſind auf den verſchiedenen Seiten des Berges in Niſchen eingehauen und verteilen ſich auf fünf Gruppen. Die Urvahiſchlucht, die verhältnismäßig leicht zu erreichen iſt, umſchließt zweiundzwanzig dieſer nackten Heiligenfiguren.

Starr und steif sitzen oder stehen sie da in ihren Nischen. Sie machen, zwischen enge Felsspalten eingeklemmt, mit ihren kolossalen Verhältnissen einen erschreckenden Eindruck. Neben einem dieser Steingiganten in der oberen rechten Ecke der Nische befindet sich ein Basrelief, das eine eigentümlich bewegte, zarte Gestalt zeigt, die in der Linienführung an Perugino erinnert und sich seltsam fremdartig in dieser brutalen Riesenwelt ausnimmt. Wie überall, wo die Moslems geherrscht haben, ist alles Figürliche verstümmelt, und kaum waren diese Kolosse vollendet, als sie auch schon 1527 von König Barbar, der damit seinem Namen Ehre machen wollte, geköpft wurden. In späteren Zeiten haben die Jains ihren Heiligen neue Köpfe aus Stuck aufgesetzt, doch sind diese Restaurierungen recht ungenügender Art.

Auf der Straße, die durch die Urvahischlucht führt, herrscht ein starker Verkehr. Ungeheure, von zwanzig Pferden und Ochsen gezogene Lastwagen schleppen das zu Bauzwecken benötigte Material auf das Fort.

Wir waren durch die Hitze und die lange Wanderung in brennender Sonne so erschöpft, daß wir auf den Besuch von Laschkar mit seinen 105 000 Einwohnern verzichteten, obwohl es mit seinem phantastischen Maharadja-Palast, seinen Türmen und Kuppeln, sowie seinen weißen Nawab-Palästen verführerisch aus dichtem Grün herüberlockte. Aber todmüde, unfähig, noch eine Stadt mit ihrem Gewimmel und Geschrei zu ertragen, beschlossen wir die Rückkehr. Zuvor pflückten wir noch eine Handvoll Blätter von dem berühmten Tamarindenbaum, der auf dem Grabe des Tondichters Tansen steht. Da das Kauen dieser Blätter der Stimme ganz besondere Weichheit verleihen soll, so suchen sich die Nautschmädchen dieselben zu verschaffen und kauen sie mit großer Vorliebe. — Ein schönes Kuppelgrab, unter dem Mahomed Gaus, ein Heiliger aus Akbars Zeiten ruht, besichtigten wir noch im Vorübergehen und eilten dann, halb verdurstet und verhungert, der Station zu. Hier

hatten wir mit unſerm Führer „That's all“ die ſchon erzählte, ſchmerzliche Auseinanderſetzung, welche damit ſchloß, daß wir nach tarifmäßiger Entlohnung des Kutſchers „That's all“ definitiv verabſchiedeten und ihm zur Strafe für ſeine Gaunerei den Tagelohn nicht auszahlten. Als Führer von Gwalior hatte er ſich völlig unzureichend erwieſen. Er konnte nicht mehr erklären, als was wir ſahen: daß ein Baum ein Baum, ein Haus ein Haus ſei, und wir mußten uns einen zweiten Führer nehmen, der auf dem Fort Beſcheid wußte.

Der Zug, welcher uns nach Agra zurückbringen ſollte, war bei ſeinem Eintreffen in Gwalior ganz überfüllt, und ich verdankte es nur der Liebenswürdigkeit zweier engliſcher Damen, die mich in ihr reſerviertes Coupé einſteigen ließen, daß ich nicht zurückbleiben mußte. Es waren zwei, wie es ſchien, ſehr vornehme engliſche Ladies, die mir Gaſtfreundſchaft gewährt hatten. Sie kamen direkt von England und waren vom Vizekönig zum Durbar geladen. Aus Furcht, etwas von ihren Sachen zu verlieren oder beſtohlen zu werden, trugen ſie ihren Schmuck, den ſie für die Feſtlichkeiten mitgebracht hatten, auf, an und unter den Kleidern, hatten ihr Gepäck, das kleine ſowohl wie das große, in ihrem Coupé turmhoch aufgeſtapelt, und ich fand kaum auf der Ecke eines Koffers einen ſchmalen Sitzplatz. Die Damen lagen lang ausgeſtreckt auf den Sofas, knabberten aus ungeheuer hohen, runden Büchſen ſonderbar ausſehende Kakes und hatten kalte Kompreſſen auf dem Kopf. „Do you like India?“ ſtöhnte die eine, „is'nt it horrid,“ hauchte die andere, und beide nahmen ihr Riechfläſchchen, als ich ſie verſicherte, daß ich Indien wundervoll fände. — Mit dieſer Erklärung endigte unſere Beziehung, ſie machten die Augen zu, ich ſah zum Fenſter hinaus mit ſonnetrunkenem Entzücken.

31. Dezember. Während ich im Bette ſitze und ſchreibe — es iſt kalt genug — hören wir merkwürdige

Töne. Alfred frägt: „Sind das Turteltauben oder Heulweiber?“ „Nein, das sind Heulmänner,“ sage ich. Ich hatte diesen Klageton, den die eine Leiche tragenden Männer ausstoßen, schon oft gehört. Beinahe jeden Morgen drang dieser Laut wohl eine Stunde lang und mehr aus der Ferne zu mir herüber. Es ist die Zeit, in der die Stadt ihre Toten zur Verbrennungsstätte hinausträgt.

Um zwölf Uhr Abfahrt nach Khanpur.

Natürlich mußten wir über eine Stunde warten, bis unser Gleise frei wurde und unser Zug abgelassen werden durfte. Mit uns wartete eine ungeheure Menge Eingeborener, die, wie wilde Bestien hinter hohen Gittertüren abgesperrt, ihre dürren Arme durch die Spalten zwischen den Stäben hindurch zu zwängen versuchten, um einen Backschisch zu bekommen. Am Brunnen waren Frauen mit ihrer Toilette beschäftigt. Mit Lotas übergossen sie sich Kopf, Gesicht und Füße, dann hockten sie sich auf den Randstein und es begann eine minutiöse, langwierige Zahnpflege.

Buntes, uniformiertes Militär saß schon im Zug. Ein wenig abseits stand ein Soldat neben seiner Frau. Sie nahmen schweigend Abschied. Ihre schmerzerfüllten, demütigen, großen Augen ruhten angstvoll auf seinen gramdurchfurchten Zügen. Aus den hohlen, bleichen Wangen sprachen Sorge und Krankheit. An die junge Frau, die den Mantel eng um ihre dürftige Gestalt geschlungen trug, schmiegten sich zitternd ein Knabe und ein Mädchen. Sie hatten die durchlöcherten, kurzen Hemdchen fest um die gelben, kleinen Körper zusammengezogen. Im Arm hielt das Weib ein Bündel zerfetzter Lumpen. Fleischlose Aermchen und Beinchen, lange, dürre Knochen hingen aus den armseligen Lappen heraus. Es war ein neugeborenes Kind, das ihr an der armen, welken Brust lag. Der Junge klammerte sich an den Mantel der Mutter, faßte nach der Hand des Vaters — er wollte sie beide halten. — Leise streichelte der Soldat noch einmal über die schmalen Schultern der

Frau, drückte dem Sohn die Hand mit einem Blick, der ihm sagte: „Jetzt sorgst du für die Mutter", und wendete sich schnell ab. Die Türe des Wagens, in den er eingestiegen, fiel zu, und der Schaffner schloß sie mit doppeltem Riegel. Der Mann stand tränenden Auges am Fenster; er winkte der Frau, den Kindern, sich zu entfernen. Der Knabe flüsterte der Mutter leise etwas zu — aber sie hörte ihn nicht, sah nur den Gatten, der von ihr ging. Und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Verzweifelt zog die Frau die Kinder mit sich, neben dem fahrenden Wagen hin, immer den flehenden unterwürfigen Blick auf den Mann über ihr am Fenster gerichtet — und nun kam die Schranke, sie konnte nicht weiter. Stöhnend preßte die Unglückliche die Stirne gegen die Barriere. Ganz nahe hinter dem Gitter hielt der Zug noch einmal. Noch ein Wort wollte das arme Weib hinüberrufen, noch einmal grüßen, da faßte sie die harte Hand des Beamten und schleuderte sie roh beiseite. Wie ein geschlagenes Tier flüchtete sie bebend in eine ferne Ecke. Jetzt sah sie den Geliebten nicht mehr, und kraftlos brach sie zusammen — hilflos kauerte sie im Winkel.

Das Elend, dem wir hier auf Schritt und Tritt begegnen, steht in krassem Widerspruch zu den phantastischen Vorstellungen, die wir uns in Europa von dem in tausend Liedern gepriesenen Lande der Pracht und des Ueberflusses machen. Gegenüber einer verhältnismäßig geringen Anzahl Reicher, Mächtiger und Großer steht eine ungeheure, ungezählte Volksmenge unsäglich Armer, die, ohne sich aufzulehnen, als stille Dulder das Leben tragen, aber sein Ende verlangend erwarten. Ein finsterer Ernst liegt über diesen Menschen. Die Kulis lärmen wohl, aber sie sind nicht heiter. Nirgends hört man frohes Lachen, selten sieht man fröhliche Kinderaugen, überall nur stumme Klage auf den abgezehrten Zügen. Das ganze Volk drückt Sorge und Not.

Aber das traurigſte Los in dieſem Lande älteſter Kultur zog doch das Weib, deſſen ganzes Leben ſich unter Verhältniſſen abſpielt, die für unſere Begriffe unerträglich erſcheinen — geradezu barbariſch ſind. Ueberſieht man das Leben der indiſchen Frau, ſo findet man kaum ein paar Möglichkeiten, die es glücklich geſtalten können. Von allen Seiten drängen ſich die traurigen Wahrſcheinlichkeiten für ein verkümmertes Daſein heran. Betrachtet man doch ſchon die Geburt eines Mädchens als Unglück, als Strafe für ein in einem früheren Leben begangenes Vergehen. Wenn ein Mädchen geboren wird, ſagt der Vater „Nichts iſt geboren", und die Hebamme bekommt ein Drittel des Lohnes, den ſie bei der Geburt eines Knaben erhält. Das Mädchen gilt für ein vom Manne ganz verſchiedenes, viel tiefer ſtehendes Weſen. Es wird ohne Seele geboren. Erſt durch die Heirat, erſt durch die Vermittelung des Gatten, empfängt ſie eine Seele, und nur dadurch, daß ihr Sohn oder der Gatte den Scheiterhaufen einſt entzündet, kann ſie auf eine höhere Wiedergeburt rechnen. Deshalb wird die Verheiratung des Mädchens für die Mutter zu einer religiöſen Pflicht, und ſie iſt ängſtlich beſorgt, ihr Töchterchen beizeiten unter die Haube zu bringen. Nicht ſelten verloben daher zwei befreundete Frauen, die zu gleicher Zeit die Geburt eines Kindes erwarten, die beiden noch im Schoße ruhenden Weſen, falls dieſelben ein Knabe und ein Mädchen werden ſollten. Mit fünf, ſechs und ſieben Jahren werden die Kinder dann verbunden, bleiben aber natürlich vorläufig bei ihren beiderſeitigen Eltern. Stirbt der kleine Junge in dieſer Wartezeit, ſo iſt das kleine Mädchen trotzdem Witwe und bringt ihr ganzes Leben unter dem Druck des Verluſtes von etwas zu, das ſie nie beſeſſen, das ſie nur aus Gebeten gekannt, die ſie vielleicht ſchon ſeit ihrem fünften Jahre für den kleinen Ehegatten geſprochen.

Dieſe zahlloſen „verwitweten" Kinder ſind ein großes Uebel. Ihre Wiederverheiratung ſtößt meiſt auf unüber-

windliche Schwierigkeiten. Sie ist ein direkter Verstoß gegen die religiöse Anschauung, nicht nur, weil die höhere Wiedergeburt des Mädchens gefährdet erscheint, sondern auch, weil jene des verstorbenen Gatten nachteilig beeinflußt wird. In der letzten Zeit soll unter den „Aufgeklärten" Wiederverheiratung der Witwen vorkommen, doch findet dieselbe in Abwesenheit des Brahminen statt und heißt „Shanghai". Die obenerwähnten, in so großer Jugend vermählten Kinder ziehen erst im heiratsfähigen Alter zusammen, resp. das Mädchen tritt in das Haus der Schwiegereltern ein, denn der junge Ehemann ist oft noch ein Schulknabe, der keine Familie ernähren kann.

Dieser Wechsel im Leben des Mädchens gestaltet sich meistens nicht glücklich, denn nun steht sie im Zenana (Frauengemach) unter dem Regiment der Schwiegermutter, die in Indien eine ganz besonders „böse Nummer" sein soll. Diese Schwiegermutter fühlt sich als Mutter eines Sohnes nicht nur sehr verehrungswürdig, sondern sie will an ihrer Schwiegertochter auch die Quälereien vergelten, die sie in ihrer Jugend einst selbst erdulden mußte, vor allem aber verhüten, daß sich ihr Sohn von ihr abwende und sich seiner jungen Frau zukehre. Aus dieser Eifersucht entspringt viel Zank und Streit in den Frauengemächern; sie ist das Grundübel des weiblichen Daseins. Um sich von der Tyrannei der Schwiegermutter zu befreien, gibt es nur eine Möglichkeit — die junge Frau muß einem Sohne das Leben geben, dann ist mit einem Schlage ihre ganze Situation verändert. Von jetzt ab ehrt man in ihr die Mutter eines höheren Wesens, vergißt ihren Namen und nennt sie fortan nur noch nach dem des Sohnes, z. B. „Ramas Mutter". Aber wehe ihr, wenn sie diesen Sohn oder wenn sie gar den Gatten verliert. Dann ist ihre Existenz vernichtet. Der Verlust des Sohnes kann durch die Geburt eines zweiten ausgeglichen, der Tod des Mannes aber vermag durch nichts gesühnt zu werden. Und es wird

nicht etwa als ein Unglück angesehen, für das die Frau bemitleidet werden sollte, sondern sie wird für diesen Tod verantwortlich gemacht, denn nur infolge ihres Verschuldens in diesem oder in einem früheren Leben mußte der Gatte sterben.

Als Witwe bleibt die Frau in Indien einem unendlich traurigen Lose preisgegeben. Kaum ist der Mann gestorben, so wendet sich alles von der Schuldbeladenen ab. Weiber aus niederer Kaste scheren ihr das Haar und nehmen ihr die „Tali", das goldene Ehezeichen, das sie um den Hals trägt. Man beraubt sie ihrer Schmucksachen und Gewänder. Es soll bei diesen Gelegenheiten oft unendlich roh zugehen. Fortan muß sie ein grobes, weißes Gewand — weiß ist die Farbe der Trauer — tragen, wird auf schmale Kost gesetzt, hat alle vierzehn Tage einen besonderen Hungertag, ist die Sklavin des Haushaltes und, wenn ein Unglück passiert, „trägt die Witwe daran die Schuld". Eine große Kalamität für die Witwen sollen auch die Nachstellungen sein, mit denen die männlichen Angehörigen der Familie sie verfolgen. Rechtlos, wie diese armen Unterdrückten sind, werden sie oft zum Kindesmord getrieben. Bei der ewigen Hungersnot mag der Kindesmord wirtschaftlich gerade kein Unglück sein, aber trostlos bleibt er immer in Anbetracht der Tatsache, daß auch im Hinduweibe die Mutterliebe das stärkste Gefühl ist. Der Hindu lebt zwar in Monogamie, was aber nicht ausschließt, daß er sich nach Vermögen Sklavinnen hält, die seinen Wünschen dienen müssen.

Das Leben in den Frauengemächern ist das Unseligste, was man sich vorstellen kann. Die vornehmen Frauen, die unter dem „Pörda"*)-System stehen, das besonders in

*) „Pörda" heißt Vorhang und bezeichnet die Abgeschlossenheit der Frau von aller Oeffentlichkeit. Das System ist nicht arischen, sondern semitischen Ursprungs.

Nordindien, wo die mohammedaniſche Bevölkerung vorherrſcht, ſehr ſtreng gehandhabt wird, erfreuen ſich nicht einmal der Abwechſlung häuslicher Beſchäftigungen, haben keine andere Unterhaltung als ſich zu zanken und zu ſchmücken. Nach der Menge und dem Werte der ihr vom Gatten geſchenkten Schmuckgegenſtände prüft und taxiert das Weib ſeine Liebe.

Die Verwendung des Schmuckes iſt in Indien eine ſo allgemeine, ſein Gebrauch ſo vielſeitig, daß alljährlich vierhundert Millionen Rupien für Steine, Perlen und Goldarbeiten verausgabt werden ſollen. Am ganzen Körper gibt es aber auch kaum eine Stelle, an der es nicht glitzert und blinkt: Auf dem Kopf, in den Flechten, um den Hals, in den Ohren, der Naſe, um alle Gelenke, Finger und Zehen. Ja, ſogar die „Feigenblätter" der kleinen Knaben und Mädchen ſind goldene Pfeifchen und ſilberne Herzchen. Von den wertvollen Prachtgegenſtänden gar nicht zu reden! Die Frauen niederer Kaſte tragen ſämtlich ein paar Arm- oder Fußreifen, die gewiß nicht ſelten von Europa eingeführt ſind. Ganz ohne Schmuck ſieht man kaum je ein Weib.

Die Frauen des Arbeiterſtandes haben es im Verhältnis viel beſſer als die Höhergeſtellten. Ihnen obliegt es, den Haushalt zu beſorgen, und wenn ſie auch hinter dem Manne ſtehen müſſen, während er ſeine Mahlzeit hält, und nur das bekommen, was übrig bleibt, ſo dürfen ſie ſich doch frei auf der Straße bewegen und ſind keine Gefangenen.

Alle Frauengemächer, die der Reichen ſowohl wie die der Armen, ſind ſchmutzig, trotzdem ich nirgends in meinem Leben ſoviel ſcheuern, putzen und waſchen ſah, wie hier in Indien. Bei den Maharadjas ſieht es mit ihren defekten europäiſchen Möbeln und den armſeligen Cretonnevorhängen geradezu verkommen aus. Bei den „andern" ſind eine Liegebank, ein Kaſten und in einer Ecke ein paar Steine, auf denen gekocht wird, alles, was ich an

Möblement gesehen. Die Höfe, welche die Zenanas umschließen, sind meist eng, dunkel, feucht und unrein, und gelten als Herd für ansteckende Krankheiten. Man sagt, daß die Missionarinnen und Bibelfrauen (letztere sind christliche Eingeborene) auf die hygienischen Verhältnisse günstig wirken, wie sie denn überhaupt dem Frauenleben neue Interessen zuführen. Besonders in Nordindien sollen sich die Frauen merkwürdig lernbegierig zeigen, und in den Zenanas soll es nicht selten sein, daß eine alte Frau mit der Brille auf der Nase noch das ABC lernt, um bald fließend lesen zu können. Ganz besonders aber machen sich jene europäischen Frauen um die weiblichen Eingeborenen verdient, welche als Aerztinnen in Indien wirken. Es sind meist Engländerinnen und Amerikanerinnen, die nach einem vierjährigen Kursus in einem Londoner Hospital hier Krankenhäuser und Kliniken gründen und unberechenbaren Nutzen stiften. Wenn man bedenkt, daß dem Arzte der Zutritt in die Zenana absolut verboten ist und daß, wenn er eine Kranke behandeln soll, er von dieser höchstens die Zunge durch den Spalt des Vorhangs zu sehen bekommt, so kann von einer Behandlung der Frauen durch Männer kaum die Rede sein.

Aber in einem sind uns die Hindus doch über. Es gibt keine alten Jungfern unter ihnen. Und das wird so gemacht. Haben Eltern mehrere Töchter, so bestimmen sie eine oder zwei zu Pagodentänzerinnen (Bajaderen), die, wenn sie zugleich singen, Dewadaschis genannt werden, und die sich trotz ihres lockeren Lebenswandels als Tempeldienerinnen beim Volke einer gewissen Achtung erfreuen. Diese haben ihr Leben dem Gotte geweiht. Sie sind nicht mit den Weibern zu verwechseln, die sich als Freudenmädchen in der Nähe des Tempels aufhalten, ohne zu seinem Dienste zu gehören, und meist als Witwen in Verzweiflung die Zenanas verließen, um hier, von aller Kaste und Familie

ausgeſtoßen, ein verachtetes, aber doch weniger trauriges Leben wie ehedem zu führen.

Außer den Tempeldienerinnen bleiben auch jene Mädchen unverheiratet, die ihre Erlöſung ſelbſt erzwingen wollen, die religiöſen Asketinnen, Joginis genannt.

Nun ſoll es noch eine dritte Art geben, wie ſich Mädchen eine Seele verſchaffen. Eine eigene Brahminenkaſte exiſtiert, die „Kulinbrahmanen", von denen Hübbe Schleiden erzählt, „daß ſie viele Frauen heiraten, und zwar ſolche, die keinen Mann fanden, um ſie zu erlöſen." Die Kulinbrahmanen machen ein Geſchäft aus der Heirat, ſie bekommen die Mitgift des Mädchens, die Frau ſelbſt aber bleibt bei ihren Eltern.

Meine Reflexionen über die drückenden Verhältniſſe, unter denen das Hinduweib lebt, ließen mich die Reiſeroute ganz vergeſſen — und ich fahre doch nach Khanpur. Die Gegend, durch welche die Eiſenbahn führt, iſt eben. Ab und zu ſteht einſam eine Palme „am heißen Felſenrand". Große Teiche unterbrechen die Landſchaft. Graue Flamingos ſtehen auf ihren roten Beinen am Waſſer, ſpiegeln ſich darin und heben ſich reizend gegen den klaren Abendhimmel ab.

Um acht Uhr treffen wir in Khanpur ein. Es iſt bereits ſtockfinſter. Wir tappen in tiefſter Dunkelheit einem leuchtenden Punkte zu, der uns in der Ferne gezeigt wird und der das „Civil and Military Hotel" ſein ſoll. Die Boys und die Aya mit einem Karren, auf dem das Gepäck verladen iſt, begleiten uns. Plötzlich höre ich etwas kollern. Ein Koffer iſt vom Karren gefallen. Jedermann ſucht, niemand findet das Stück, bis ſchließlich die Boys und Kulis alle auf einmal darüber ſtolpern und, ſich gegenſeitig an die Schädel ſtoßend, in ein furchtbares Wehegeheul ausbrechen. Das „Civil and Military Hotel" ſieht von außen ganz elegant und einladend aus. Große Palmen in Töpfen ſtehen zwiſchen den Säulen, die das Gebäude umgeben, und

eine ungeheure Lampe erleuchtet die Faſſade tageshell. Wir treten ins Haus, wo uns abſolute Dunkelheit und Totenſtille empfängt. Nach langem Rufen kommt ein Mann mit einer kleinen Handlampe, deren Docht nicht dicker als ein Streichholz iſt, und führt uns in die Zimmer.

Dieſes „Hotel für Civil und Militär" war doch ſchon das Heruntergekommenſte, was wir bisher geſehen: Eine echte, rechte Lotterfalle. Graf Lippe bekam als Zimmer einen kellerartigen Raum, der bei uns zu Lande kaum für Gartengeräte gut genug befunden worden wäre. Die Fenſter waren Luftluken ohne Scheiben! Der Fußboden geſtampfte Erde. Dieſer Höhle zunächſt lagen unſere Appartements: drei Salons mit Badekabinett! Im erſten ſtand nichts, im zweiten ein ungeheurer Tiſch, im dritten waren die wackeligen Betten aufgeſchlagen. Der Betthimmel hing ſchief und drohte jeden Augenblick herabzuſtürzen. In Fetzen das Moskitonetz! Ohne Schiebfächer die Kommode! Ohne Lehne der Stuhl! Ohne Handtuch der zuſammengeknickte Ständer! Durch Löcher, in denen die Spatzen niſten, dringt Luft und Licht. Nur das Badezimmer beſaß ein großes Fenſter, allein es fehlten die Vorhänge. Im Hof arbeitete bei flackerndem Feuerſchein eine Schar Kulis. Immer nur mit dem Nachtlicht als Leuchte, ſuchten wir den Speiſeſaal und traten plötzlich in einen hell erleuchteten, menſchenleeren Raum. Als einzige Gäſte ſetzten wir uns, geblendet von dem Lichterglanz, an einen kleinen, runden Tiſch, deſſen Linnen Erinnerungsbilder entſchwundener Tage in vielen Farben trug, und harrten unſeres „Dinners". Von dieſer Silveſtermahlzeit kann ich mit dem beſten Willen nichts Rühmliches erzählen. Sie war einfach gräßlich. Mit einem Gläschen Chartreuſe ſtießen wir aufs neue Jahr an und ſuchten dann mit mißtrauiſchen Gefühlen unſer Nachtlager auf.

1. Januar 1903. Wir wurden nicht von den Ratten angefreſſen, obwohl ſie die ganze Nacht einen tollen Tanz

aufführten und den Jahreswechſel mit ſeltſam pfiffigen Tönen begleiteten. Das Jahr fängt gut an, dachte ich mir, als ich mich nachts im Bette umdrehte, wobei die Matratze jedesmal in allen „Federn" quietſchte und ich in eine Vertiefung ſank, aus der die geknickten Drähte wie Stacheln hervorſtanden. — Morgens fühlte ich mich wie gerädert und gegeißelt, und Graf Lippe war ſo verſchnupft, daß er nicht aus den Augen ſah. Wir fühlten uns alle ſehr übernächtig, gar nicht disponiert, Khanpur mit ſeinen blutigen Erinnerungen kennen zu lernen, die eigentlich nur für Engländer Intereſſe haben. Die Stadt iſt der Schauplatz des großen Aufſtandes von 1857 und hat die grauſame Metzelei von tauſend Männern, Frauen und Kindern durch den berüchtigten Nana Sahib geſehen.

Es genügte uns, das bunte Markttreiben, welches ſich in der Nähe des Bahnhofes entfaltete, und die Spiele der jungen Burſchen zu beobachten. Die Leutchen hockten in langen Reihen an einer Hecke in der Sonne und ſpielten „Schuſſer" in der Weiſe, daß ſie den dritten Finger der rechten Hand zurückbiegen, der, niederſchnellend, die Kugel fortſchleudert. Dieſe fliegt mit großer Sicherheit dem Ziele zu. Es war das erſtemal, daß wir junge Menſchen ſpielen ſahen und vor allem, daß wir ſie heiter lachen hörten.

Um zehn Uhr ſollten wir Khanpur verlaſſen, aber ich weiß nicht, wie lange der Zug, auf das Zeichen zur Abfahrt wartend, in der Bahnhalle ſtand. Die Wartezeit vertrieben uns die Händler, welche alle Coupéfenſter belagerten, mit dem Anpreiſen ihrer Ware. Die Geduld dieſer Männer iſt unbeſchreiblich. Jetzt ſteht z. B. einer mit Solinger Meſſern vor mir und bietet und feilſcht wohl ſchon ſeit zwanzig Minuten, ſchließlich beginnt der „billige Jakob" mit ſich ſelbſt zu unſerm Vorteil zu handeln. Wir können nicht anders und kaufen ſowohl ein deutſches Meſſer, als auch

bunt bemalte Figuren, die, realistisch modelliert, in ihren Darstellungen das ganze indische Leben wiedergeben.

Kurz nach Khanpur erblicken wir zum erstenmal den mit der Geschichte der Zivilisation Indiens so eng verknüpften Ganges, der seit Tausenden von Jahren auf die physische Entwicklung der indischen Rasse maßgebenden Einfluß ausgeübt hat. In seinem 1057 Meilen langen Lauf bewässert der Strom 391 100 englische Quadratmeilen, also ein anderthalbmal so großes Gebiet wie Deutschland, und ist noch heute, trotz des Eisenbahnnetzes, das sich über Indien ausdehnt, einer der bedeutendsten Transportwege der Welt. Der Ganges entspringt unter dem Namen Bagirathi 13 800 Fuß hoch aus einer Eishöhle am Fuß der Schneeregion des Himalaya. Ueber seinen Ursprung berichtet eine alte Legende. Sie schildert die Not der Menschheit und wie Ganga, die liebliche Tochter des Königs Himavat (Himalaya) und der Nymphe Menaka, überredet wurde, ihre reinigende Flut über die sündige Welt zu ergießen. Die Eiszapfen der Gletscherhöhle, in der die Ganga ihren Ursprung nimmt, sind, der alten Sage nach, das verwirrte Haar Shivas. Gleich heilig wie der Ursprung, ist die Mündung des Ganges mit der Insel „Sagar", die das Ziel großer Pilgerfahrten bildet. — Als Ganga die 60 000 Verdammten des Hauses Sagar reinigen wollte, zerteilte sie sich zu hundert Kanälen, um deren Ueberreste sicher zu erreichen, und bildete so das bengalische Delta.

Der Ganges hat sich durch seine treue, lebenspendende, fruchtbringende, nie versagende Arbeit die Verehrung des Volkes erworben. Von allen Strömen der Welt kann sich keiner mit ihm an Heiligkeit messen. Die Hindus nennen ihn liebend und verehrend „Mutter Ganga". Noch oft wird die sechsjährige Pilgerfahrt — die Pradakhsina — von der Quelle bis zur Mündung des Stromes und dann zurück unternommen. Es gibt sogar Pilger, die sich der anstrengenden, aber höchst verdienstvollen Bußübung unter-

ziehen, einen Teil des Weges den Strom entlang durch „ihre Länge zu meſſen", d. h. ſie legen ſich auf den Boden und meſſen den Weg mit dem Maßſtab ihrer eigenen Körperlänge.

Zur Zeit der großen Feſte in der Ganga zu baden, befreit von aller Schuld, und jene, welche ſich ſo entſündigt haben, füllen Gefäße mit dem heiligen Waſſer und bringen es ihren Verwandten, die in ferneren Provinzen leben. — Am Ganges zu ſterben und in demſelben verſenkt zu werden, iſt der höchſte Wunſch von vielen Millionen Hindus. Fanatiker behaupten, daß ſelbſt jene, die ſich in ihrer letzten Stunde noch auf hundert Meilen dem heiligen Strom nähern können und „Ganga, Ganga" ausrufen, die Sünden von drei vorhergegangenen Inkarnationen tilgen. Das braune Waſſer der heiligen Ganga hier bei Khanpur macht übrigens nicht den erhebenden Eindruck, den man nach den verklärenden Wirkungen des Stromes von ihm erwarten ſollte.

Wir fahren über die den Ganges kreuzende Brücke, kommen dann durch eine freundlich grünende Landſchaft und treffen um zwei Uhr in Lucknow ein. In Wutzlers Hotel fanden wir das „Wunder" aller indiſchen Gaſthöfe. Der Beſitzer iſt ein Schweizer. Er reiſt momentan mit dem Herzog von Connaught an der Grenze von Afghaniſtan und ſorgt für deſſen leibliches Wohl. Sein Gaſthof kann mit jedem erſtklaſſigen europäiſchen Etabliſſement (relativ) konkurrieren. Es liegt in einem gut gepflegten Garten. Die Zimmer ſind luftig und hell, gut möbliert, ja, das ganze Haus zeichnet ſich durch eine für Indien unvergleichliche Sauberkeit aus. Das Eſſen iſt vortrefflich, kurz, wir fühlen uns wie im Paradies. Wir eſſen mit dem Gefühl, uns zu ſättigen, und baden mit der Ueberzeugung, uns zu reinigen.

Lucknow hat 273 000 Einwohner, wovon drei Fünftel Hindus ſind, und iſt nach Kalkutta, Bombay und Madras die größte Stadt Indiens. Seit 1775 die Haupt-

ſtadt von Audh, liegt es am Gumtifluß. In dem „Jahre der mutiny“ (1857) war Lucknow ein blutiger Schauplatz erbitterter Kämpfe.

Lucknow gilt als die geſündeſte und beliebteſte indiſche Garniſon. Die herrlichen Gärten in der Stadt, die prachtvollen Parkanlagen vor derſelben, nicht zum wenigſten ihr gemäßigtes Klima, machen ſie zum Mittelpunkt aller ſportlichen Vergnügungen der europäiſch-indiſchen Geſellſchaft. Im Januar und Februar verſammelt ſich hier die ganze elegante Welt Indiens zu den großen Pferderennen, an denen die reichen Nawabs mit ihren prachtvollen Rennſtällen teilnehmen, und Wettkämpfe aller Art finden dann ſtatt. Ungeheure Summen werden verſpielt und ein koloſſaler Luxus ſoll hier in dieſer Zeit entfaltet werden. Man kann die Stadt das Baden-Baden Indiens nennen. Jetzt in der „toten“ Saiſon ſcheint es ausgeſtorben wie ein Modebad.

Unſer Hotel liegt nicht nur in einem Garten, ſondern auch an einem großen, grünen Platz, an den ſich ein zweiter und dritter, alle mit Blumen und Bäumen bepflanzt, anſchließen. Um dieſe Anlagen gruppieren ſich die Regierungsgebäude. Hier befindet ſich auch der „Regenſchirmpalaſt“, alſo genannt wegen des goldenen Schirmes, der den Pavillon ſeines Daches beſchattet. Im Regenſchirmpalaſt — Chatr Manzil — iſt heute das engliſche Klublokal inſtalliert. Die leidlich erhaltenen Prunkgemächer ſind zu Eß-, Leſe- und Spielräumen verwendet. Ein ſchöner Ballſaal mit Bühne und eine große, gute Bibliothek ſind ebenfalls vorhanden. Alle Staatsgebäude repräſentieren einen eigentümlichen Miſchſtil von franzöſiſcher und italieniſcher Renaiſſance, mit mauriſchen Kuppeln, zackigen Bogen und flachen, mit Pavillons gekrönten Dächern. Auf dieſen Dächern iſt der Verſammlungsort der Familie. Dort oben und in den Straßen gibt ſich alt und jung dem beliebten Vergnügen hin, rote Drachen ſteigen zu laſſen. Auffallend

erſcheint, wie viel heiterer die Gemütsart der hieſigen Bevölkerung gegenüber derjenigen der ſüdlicheren Provinzen iſt.

Von Marmor und edlerem Baumaterial dürfte in der ganzen Stadt kaum etwas zu ſehen ſein. Alles gemeine Tünche und Ziegelbauten mit überladener Stuckarbeit. Unſere Rundfahrt führte uns zuerſt zum Muſeum, das hier in der indiſchen Volksſprache „Ajaib Gar", d. i. „Kurioſitätenhaus" heißt. Das Muſeum wird von einem gewiſſen Dr. Führer mit der knappen Summe von neunhundert Rupien als geſamte Dotation geleitet und enthält archäologiſche, ethnographiſche, ſowie naturhiſtoriſche Sammlungen, vor allem aber ſehr intereſſante buddhiſtiſche Skulpturen, die auf den Einfluß helleniſcher Kunſt deuten und bei Muttra, einer alten Stadt in der Nähe von Agra, 1891 ausgegraben wurden. Hier fand ich auch endlich, ausgeſtopft und klaſſifiziert, den Geier, den ich ſo oft zwiſchen Hühnern herumſtolzieren ſah, und den Alfred immer zu einer grauen Gans oder alten Rieſenhenne degradieren wollte. „Neophron Gringiriniamus" (Indian vulture [scavenger]) iſt in der Jugend ganz weiß und wird erſt mit den Jahren dunkel, hat einen langen, gelben Hakenſchnabel, weiße Bruſt mit ſchwarzen Flügelbändern.

Außer den wiſſenſchaftlichen Sammlungen iſt im Muſeum auch das Modell der engliſchen Miniſter-Reſidenz aufgeſtellt, wie ſie ſich zur Zeit der mutiny 1857 präſentierte. Bei Berückſichtigung der ungünſtigen Poſition der Briten, der hingegen außerordentlich vorteilhaften und gedeckten Stellung des aus nächſter Nähe angreifenden Feindes läßt ſich die verzweifelte Lage der erſteren ermeſſen. Es war gut, daß wir dieſes Modell ſahen, bevor wir die weitläufigen Gartenanlagen beſuchten, in denen die Ruinen der „residency" zerſtreut liegen. Wir bekamen hierdurch einen Begriff der ſchrecklichen Verhältniſſe, unter welchen die mutige Beſatzung, ſowie die unter ihren Schutz geflüchteten

Frauen zu leiden hatten. Mit unvergleichlicher Tapferkeit und beispielloser Zähigkeit hielten die Belagerten die täglichen Angriffe des Feindes standhaft aus, obschon Seuchen und Hungersnot wüteten, bis in letzter Stunde der Ruf durch die Straßen klang: „the Campbells are coming", und das schottische Regiment an der Spitze des ersehnten Entsatzes heranrückte. Mit regem Interesse durchwandelten wir den prachtvollen Kirchhof, in dem unter herrlich schattigen Bäumen und wildwuchernden Lianen 2000 Männer, Frauen und Kinder begraben liegen. Ergreifende kurze Inschriften stehen auf den Grabsteinen, rührende Worte treuer Gatten — zärtlicher Mutterliebe — bescheidenen Heldenmutes.

Unser alter Führer drang darauf, uns noch nach dem „Aran brajas" zu führen. Was konnte das nur sein? Das Kauderwelsch, welches der Mann sprach, war nicht zu verstehen. Im „Murray", dem indischen Bädeker, stand diese Sehenswürdigkeit nicht verzeichnet, aber „Murrays Lucknow" ist überhaupt konfus geschrieben. War es ein Palast — ein Grabmal? Nein, es war die aus England importierte „iron bridge", die über den Fluß Gumti führt, an dem Lucknow liegt. Sie ist von einem uns völlig unbekannten König mit unaussprechlichem Namen erbaut.

Durch Gärten, Anlagen und schöne Alleen fuhren wir den Gumtifluß entlang. Hier fanden wir auf einem mächtigen Baum eine reizende kleine Affenfamilie mit ein paar dicken Onkels und alten Großvätern. Die Kleinen näherten sich mit zierlichen Sprüngen in mutwilligem Spiel, sie bewarfen uns neckisch mit eichelartigen Nüssen und trieben tollen Schabernack, während die Alten, eklig grunzend, uns ihre rosa Rückseiten zuwendeten.

Abends war große Illumination zur Feier der „coronation". Sämtliche Fenster der Häuser, alle Blumenbeete der Gartenanlagen, die Konturen der Ruinen waren mit Oellämpchen besetzt, alles flimmerte und glitzerte; ganz

Lucknow war auf den Beinen und strömte gaffend der „residency“ zu, in deren Garten ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde. Die dunkeln Eurasierinnen, deren es hier auffallend viele gibt, nahmen sich in ihren europäischen Kleidern wie maskierte Affen aus.

2. Januar. Wir leben in unserm Hotel mit unbeschreiblichem Behagen. Welch ein Genuß ist es aber auch, wieder einmal schmackhaft essen, in reinlichen Betten schlafen und sauberes Waschwasser benützen zu können. Die größte Sehenswürdigkeit von Lucknow scheint mir unser Hotel, und ich säße viel lieber in meinem prachtvollen Zimmer auf bequemem Stuhl, als daß ich mich der Mühe unterziehe, ramponierte Kaiserpaläste zu besuchen oder über Land zu fahren, um den geschmacklosen Hallenbau zu sehen, wo unter einer Steinplatte und einer Menge Glaskronleuchtern der Nawab von Audh seinen ewigen Schlummer schläft. Aber wirkliches Vergnügen bereitet die Fahrt durch die einzig schönen Anlagen in und vor der Stadt. Entzückend sind die drei Gärten der „Gartenbaugesellschaft“. Herrlich ist der große Rehpark mit der „Dilkusha“, der „herzerfreuenden Villa“, wundervoll der immense und dabei tadellos gehaltene Windfieldpark, welcher mit seinen ungeheuren grünen Rasenplätzen, Bambusriesen, ragenden Palmen, dichten Buschgruppen, mächtigen Schattenbäumen, Hecken von gelben Rosen, Farrenkräutern und Orchideen sowie mit seinen rot bestreuten Wegen, seinesgleichen kaum findet.

Stundenlang fuhren wir durch den meilengroßen Park, an dessen südöstlichem Ende die „Martinière“, ein bizarres Gebäude liegt. Man versteht darunter eine großartige Stiftung, welche Ende des 18. Jahrhunderts von einem französischen, später englischen Soldaten und schließlich enorm reich gewordenen Indigohändler, General Martin, gemacht wurde. Die „Martinière“ ist ein Erziehungsinstitut für etwa zweihundert Knaben, die hier unentgeltlich erzogen werden.

Nur einen kurzen Besuch statteten wir dem durch seine entsetzliche Fliegenmenge unerträglichen Basar ab. Es gab dort nichts, was unsere Kauflust hätte reizen können. Eine Spezialität Lucknows hatten wir bereits in dem Laden gekauft, der dem Museum angeschlossen ist, und der für reelle Preise wie gute Arbeit Garantie bietet. In eisenartiges Metall sind silberne Verzierungen eingelegt, welche die heraldischen Tiere von Audh — zwei Fische — darstellen. Gefäße, Teller und Schirmgriffe werden in dieser aparten Zusammenstellung gefertigt, und erinnert dieselbe sehr an sarazenische Arbeit.

Zum erstenmal sah ich heute eine Karawanserei, das „Hotel der Eingeborenen", wie unser Führer erklärte. Es ist ein von allen Seiten durch eine Kolonnade umschlossener Hof. Je zwischen zwei Säulen wird ein Raum durch Mauern abgeteilt, in welchem immer eine Familie haust. Im Hof stehen Ekkas (Droschken) und Kamelkarren, die zweistöckigen Reisewagen der Eingeborenen.

Die Temperatur in Lucknow kann einem schönen europäischen Herbsttag verglichen werden. Um die Mittagszeit ist es sehr warm, später wird es geradezu kühl, und es fröstelte uns, als wir zum Hotel zurückkehrten. Wir waren seit der schlechten Nacht in Khanpur erkältet, und ich ging in die Apotheke, um lindernde Mittel für unsern Katarrh zu holen. Während ich auf das geheimnisvolle Gebräu warte, sehe ich einen Menschen, mit auf dem Rücken eng zusammengeschmiedeten Händen, wie ein Raubmörder, ängstlich an den Häusern hinschleichen. Die dürre, in graubraune Fetzen gehüllte Gestalt blickt weder rechts noch links, hebt die Augen nicht vom Boden und ist ganz kahl geschoren. Da man in den indischen Zuchthäusern die Gefangenen so menschenfreundlich behandelt, daß man sie alle Wochen auf ihr Gewicht hin prüft, halte ich im ersten Augenblick den mit Handschellen gefesselten Mann für einen Verbrecher, der seinen „Ausgang" hat. Aber

nein, es ist ein Büßer, einer jener Sanyasis, die in selbstertötender Askese ihr Leben verbringen, um sich von aller Wiedergeburt zu erlösen. Der Apotheker meinte achselzuckend: „Oh, it's only a fanatic!" und deren gibt es hier viele!

Der Hindu hat eine ungeheure Furcht vor der Seelenwanderung, vor ihrer auf- und abwärtssteigenden Stufenleiter, und unterwirft sich, um dieser drohenden Gefahr zu entgehen, lieber auf Erden unglaublichen und schmerzhaften Bußübungen, um neuen Wiedergeburten zu entgehen oder sie wenigstens zu vermindern. Asketen, Sanyasis, Jogis, Munis und Rischis, alle drängen danach, zu den „bei Lebzeiten Befreiten" zu gehören, zu jenen, die durch die „erlösende Erkenntnis" die „unsichtbare Kraft", die frühere Schuld verflossener Inkarnationen, vernichtet haben und keine Wiedergeburt mehr über sich ergehen lassen müssen. Jeder sucht sich die Erlösung auf seine eigene Art zu verschaffen, der eine dadurch, daß er mit Handschellen durchs Leben schleicht, oder jahrelang auf einem Beine aufrecht steht, oder mit emporgerecktem Arm auf den Fersen hockt, oder auf einem Stachelbette schläft, oder in die Sonne starrt bis er erblindet, während andere die Vereinigung mit ihrem Gott unmittelbar durch das Versenken in sich selbst suchen.

3. Januar. Infolge der Erkältung in Khanpur fühlen wir uns noch immer nicht ganz wohl, und verlängern deshalb, um einer möglichen Erkrankung vorzubeugen, unsern Aufenthalt in Lucknow.

4. Januar. Der Tag der Ruhe in Lucknow war uns sehr wohltuend gewesen, und wir traten unsere Fahrt nach Benares in gehobener Stimmung an. Wir hatten in Benares im Hotel de Paris Zimmer bestellt, stiegen aber dann in Clarks Hotel ab, wohin uns der Manager von

Wutzlers Hotel in Lucknow mit der Versicherung empfohlen hatte, alle aus diesem Wechsel entstehenden Konsequenzen tragen zu wollen. Natürlich waren wir kaum in Clarks Hotel eingetreten, als auch schon ein Babu aus dem Hotel de Paris mit einem Schreibebrief erschien, indem wir reklamiert oder angehalten wurden, volle drei Tage Pension zu zahlen. Wir übergaben mit Grandezza das Schriftstück dem Manager unseres Hotels, der alles mit einem Wink ordnete. Der Babu verschwand, und wir wurden nicht mehr belästigt. Wahrscheinlich haben sich die beiden Hotels freundschaftlich in uns geteilt.

Wir sind mit einer Stunde Verspätung um zwei Uhr in Benares angelangt, fanden aber doch noch das Tiffin bereit, das ganz genießbar war, jedoch nicht aus den Wutzlerschen Fleischtöpfen stammte; auch die Zimmer waren mehr indisch als schweizerisch, und ich glaube, Clark zahlt an Wutzler für seine Empfehlung so viel, daß ihm nichts mehr übrig bleibt, um seine Zimmer weiter als mit zwei Betten und einem Stuhl zu möblieren.

Gleich nach dem Tiffin engagierten wir den von unserm Manager empfohlenen Führer, der einen achtunggebietenden Eindruck machte. Er glich einem würdigen, behäbigen Lehrer, trug eine Hornbrille mit großen runden Gläsern auf der breiten Nase und sprach sehr gut Englisch. Chatung Lall war ein gelehrter, aber armer Brahmane, so eine Art „Pandit", der jedoch nicht nur Führerdienste während der kurzen Touristenzeit tut, sondern sich auch als Agent einer Lyoner Goldfadenfabrik betätigt. Für gewöhnlich ist ein Pandit kein Geschäfts- und Handelsmann, sondern ein Weiser, der das Wesentliche aller Disziplin beherrscht, im großen ganzen keine spezielle Religion, sondern vielmehr eine philosophische Weltanschauung besitzt, an das Vedanta-System glaubt und höchstes Wissen erstrebt, vermöge dessen man das eigene Selbst, d. h. das innerste Selbst als die Welt und die Welt als sich erkennt — wonach man in Wahr-

heit also nichts anderes ist, als das ungeteilte Brahman. Der Pandit wähnt, die höchste Erkenntnis erreicht zu haben, nimmt an, daß für ihn eine Wiedergeburt möglich sei, aber nur eine Wiedergeburt mit göttlicher Würde. Bei allem Respekt vor unserm trefflichen Chatung Lall, glaube ich zwar nicht, daß seine nächste Inkarnation eine gottähnliche sein wird, wie ich denn auch bezweifle, daß er alle Disziplinen, als da sind, Grammatik, Philosophie, Astronomie, Astrologie, Rhetorik und Poetik, Rechtswissenschaft und Medizin, beherrscht, aber er ist ein sehr unterrichteter, belesener, intelligenter Mann, und gab uns über Sitten, Gebräuche und religiöse Anschauungen der Hindus interessante Aufklärungen, welch letztere er immer mit den Worten einleitete: „Our creed is," was eine große Toleranz bedeutet. Ich würde jedem Reisenden raten, sich solchen soit disant „Pandit" statt einem gewöhnlichen „Babu" zum Führer in Benares zu wählen.

Benares zählt 230 000 Einwohner, liegt am linken, d. h. am nördlichen Ufer des Ganges und steht seit 1853 unter britischer Oberhoheit. Seine Geschichte greift tief ins graue Altertum zurück. Das heilige Benares ist seit undenklichen Zeiten die religiöse Hauptstadt Indiens und liegt als solche drei Millionen Stufen dem Himmel näher, als alle andern Städte der Welt. Es muß schon 600 vor Christus der Mittelpunkt des gläubigen Indien und mithin auch ein reicher, blühender Platz gewesen sein, denn dort, wo die Priesterwelt herrscht, strömt in Indien der Reichtum des Volkes zusammen. Für die Annahme, daß Benares schon damals eine hochbedeutende Stadt war, spricht die Tatsache, daß Sakya-Muni (575 vor Christi Geburt geboren, 478 gestorben), von Gaya kommend, diesen Ort zum Ausgangspunkt für seine Lehre wählte. Im Jahre 1194 kam Benares unter muselmännische Herrschaft, die mit der Zerstörung von tausend Hindutempeln und dem Erbauen von Moscheen begann. Heute hat es 1450 Hindutempel, drei-

hundert Moscheen und zwei christliche Kirchen. Der Teil der Stadt, in dem unser Hotel liegt, gehört zum europäischen Viertel, zum Kantonnement, das hier „Secrol" heißt.

Mit dem gelehrten Führer auf dem Bock, fuhren wir nach der drei Kilometer von Secrol entfernten native town. Unsere erste Ausfahrt galt dem goldenen Tempel und dem Ganges mit seinen Ghats, wie die Treppenterrassen heißen, die sich dem Strom entlang ziehen. Der Weg führt durch die Vorstadt „Sigra", in der nur christliche Eingeborene wohnen.

Durch breite, gut gehaltene, aber uninteressante Straßen gelangten wir nach einer halbstündigen Fahrt in das Innere der native town. Das hier vorhandene Winkelwerk spottet jeder Beschreibung. Das Gewimmel von Menschen gleicht einem in Aufruhr gebrachten Ameisenhaufen, und die Gäßchen sind so eng, daß man sich buchstäblich an die Wand drücken muß, um Entgegenkommende oder heilige Kühe, die sich hier mit verblüffender Frechheit herumtreiben, vorbeigehen zu lassen. Auf dem Erdboden glaubt man Blutlachen zu sehen, aber es ist kein Blut! Das ekelhafte Ausspucken der betelkauenden Eingeborenen hat die Straße rot gefärbt. Es gibt Reisende, und wir trafen solche, die uns entsetzt erzählten, daß ganz Benares vom Opferblut der Tiere triefe. Dies ist ein großes Mißverständnis, denn außer der blutdürstigen Durga empfängt überhaupt kein indischer Gott ein Tieropfer.

Man schiebt sich tatsächlich an den Hausmauern hin. Plötzlich bleibt Herr Chatung Lall stehen, deutet wichtig auf ein talergroßes Loch und sagt: „Dadurch können Sie ins Allerheiligste des goldenen Tempels sehen." Wir legen mit aller erdenklichen Vorsicht das Auge an die schwarze Mauer und blicken in einen finsteren Raum. Vor dem Sinnbild Shiwas, einem abgerundeten Säulenstumpf (Lingam), brennt ein Feuer auf dem Boden; Priester hocken um dasselbe herum. Durch eine Stufe etwas erhöht, steht

eine Devadaſhi, ein dem Gotte angetrautes Tempelmädchen. In prunkvollem Staat, mit glitzerndem Schmuck behängt, funkelt ſie beim flackernden Lichtſchein und gleicht einem jener Götterbilder, die um die Gopuren Südindiens ſtehen. Nur ein flüchtiger Blick war uns auf das phantaſtiſche Bild vergönnt, dann wurden wir weiter getrieben. Vor einem Blumenladen, gegenüber dem ſchönen Meſſingtor des goldenen Tempels, ſtaute ſich die drängende Menge zu unerträglicher Enge. Eine Anzahl Natives, die ſich von ihrer Tätigkeit einen Backhſchiſch verſprechen, verſuchen, uns Bahn zu brechen. Durch den Blumenladen lotſen uns die nackten Führer über eine ſtockfinſtere Treppe hinauf, zu einer kleinen, niederen Veranda, in der die ungeheuren Pauken des Tempels aufbewahrt werden. „Von hier aus können Sie den goldenen Tempel ſehen", ſagt unſer Pandit. Wir gewahren zwei pyramidenförmige Türmchen und eine Kuppel. Die Kuppel und ein Turm ſind mit vergoldetem Meſſingblech belegt, wofür der Tempel den pompöſen Namen „der Goldene" trägt. Biſhawar iſt der hier verehrte Gott, ein anderer Name für Shiwa. Einigermaßen enttäuſcht verlaſſen wir „das Muſikzimmer" und werden durch unſere Eskorte weiter durch ſchmale Gäßchen in ein kleines Viereck geführt, in deſſen Mitte „die Quelle des Wiſſens", deren Genuß geiſtige Macht verſchafft, gen Himmel ſtinkt. Die Blumen, welche verfaulend umherliegen und als Opfergaben in den Brunnen fallen, verbreiten einen Geruch, daß man vor Ekel entſetzt zurückprallt.

Direkt hinter dem „goldenen Tempel" liegt die Aurangzeb-Moſchee mit ihren beiden überſchlanken Minaretts. Empört darüber, daß dieſer Bau auf ihrem Tempelgrund errichtet wurde, haben die Hindus das Haupttor zugemauert, und der Moslem muß ſeine Moſchee durch ein Hintertürchen beſuchen. Sie iſt beinahe ganz verlaſſen und kaum mehr eine Sehenswürdigkeit zu nennen. Auf einem engen, von Bettlern belagerten Platze werden wir in einen Kuhſtall

gedrängt, der aber der „Tempel der Anapurna“ ist (Ana = Speise, purna = die gefüllte). Die hier verehrte Göttin wurde einst von Bishawar dafür angestellt, das Volk von Benares mit Speise zu versorgen. In der Halle stehen und liegen als Sinnbild der Ernährung die heiligen Kühe, deren Exkremente aber nicht etwa, wie gewöhnlich, zu Brennmaterial verwendet, sondern ehrfurchtsvoll in frische Blätter als Heilmittel gegen alle Krankheiten gesammelt werden. In keiner Lebenslage ist Krankheit ein Vergnügen und Sterben ein Genuß, aber hier in Indien ist es ein ganz besonders entsetzliches Martyrium. Die heilige Kuh liefert dem Kranken die Arzneien und ihren Schweif in der Hand muß man sterben, will man selig werden. Alle Krankheiten werden mit Kuhdung oder durch einen Aufguß von pulverisiertem Eselsdung behandelt. — Hier ganz in der Nähe der nicht sehr pflichttreuen Anapurna, die meist mit einem Kochlöffel in der Hand abgebildet wird, thront ein Ungeheuer, das, mächtiger als sie, ihr die zugewiesene Aufgabe sehr erschwert. Es ist der dem Saturn geweihte „heilige Jani“ (Schani). Sein Kopf wird durch eine Silberscheibe markiert, von der eine Schürze herabfällt, die verbergen soll, daß er ohne Leib geboren, den er als personifizierte Hungersnot ja auch nicht braucht.

Wir eilten weiter durch dunkle, dumpfe Gassen und atmeten befreit auf, als wir nach all der qualvoll übelriechenden Enge den weiten Blick über den Strom vor uns genossen. Vom erhöhten Ufer des Flusses aus übersieht man eine 750 Meter breite Wasserfläche. Am Fuße des Panchganga Ghat besteigen wir einen seltsam gebauten Kahn, der uns zur Verbrennungsstätte der Toten bringen soll. Es ist ein großes Ruderboot mit hochaufgebauter Kajüte. Mit Hilfe einer Leiter klettern wir auf das flache Kabinendach, wo sich bequeme Rohrsessel befinden. Lautlos gleitet der Kahn auf der Strömung dahin, die Ruder hängen kaum hörbar plätschernd im Wasser, blaßleuchtend

ſteht die Sonne ſchon tief im Weſten, die Luft iſt trübe und dunſtig. Ein penetranter Geruch treibt uns entgegen. Rauchwolken hüllen alles in düſteres, kaltes Grau. Melancholiſche Stimmung ruht auf dem träge fließenden Strome, wie auf ſeinen öden Ufern. Schweigend erblicken wir geborſtene Rieſenmauern, verſchüttete Paläſte und die traurige Verbrennungsſtätte, das „Manikaranika Ghät", die heiligſten „Stufen von Benares".

Tiefe Schwermut ruht auf dem Bilde. Drei Scheiterhaufen ſtehen in Brand, zwei andere werden aufgerichtet. Rechts und links von der kleinen ſandigen Bucht, in der die Kremationen ſtattfinden, erheben ſich hoch aufgebaute Plattformen. Auf der linken Plattform verſammeln ſich die Leidtragenden. Terraſſenförmige Stufen, welche die Bucht nach rückwärts abſchließen, führen hinüber zum Haus der Dooms. Die Dooms gehören der allerniedrigſten Kaſte an. Sie unterhalten das Feuer, das nur von ihnen zum Entzünden der Scheiterhaufen erworben werden darf.

Alle, auch die ſcheinbar unbedeutendſten Handlungen im Leben des Hindu, das von der erſten bis zur letzten Stunde in religiöſe Pflichten eingeengt iſt, werden durch ſtrenge Geſetze genau geregelt. Das Totenfeuer iſt das Monopol der Dooms, welche die Zahlungsfähigkeit der Hinterbliebenen abſchätzen und danach den Preis für das begehrte Feuer beſtimmen. Sie verlangen für dasſelbe oft unerhört große Summen, und es ſollen bis zu tauſend Rupien gezahlt werden. Die Dooms, obwohl ſehr wohlhabend, ſind tief verachtet, und jeder Hindu wird ſelbſt die entfernteſte Berührung mit dem völlig unreinen und verabſcheuten Paria, der unter dem Tiere ſteht, ängſtlich vermeiden.

Schwarzer Rauch ſteigt aus dem flammenden Scheiterhaufen empor. Abſeits ſteht der niedrige Holzſtoß eines Armen. Die ſpärlich geſchichteten Scheiter bedecken nur notdürftig die Leiche. Schauerlich ragt der ſchwarze, halb-

verkohlte Körper zwischen den züngelnden Flammen hervor — er reckt sich, dehnt sich und bäumt sich gräßlich auf; als er sich aber zu hoch aus der Lohe hebt, tritt der Doom heran und stößt ihn mit einer Keule zurück. Der Körper versinkt; das Holz bricht zusammen — gelblich grüner Rauch liegt über der Stätte.

Ein alter Mann mit kahlem Schädel, sein dürftiges Tuch um die Lenden geschlungen, dürr und knochig, das lebende Skelett, steht in kummervoll gebeugter Haltung da und blickt forschend in die bläuliche Glut. Seine armen Augen suchen nach den letzten Ueberresten des Toten. Er wird sie sammeln und sorgfältig in ein Tuch gebunden dem heiligen Strom übergeben. — Es ist ein ergreifender, rührender Anblick hilfloſen Schmerzes.

Ein neuer Scheiterhaufen wird aufgerichtet. Holz auf Holz bringt man herbei, hoch türmen sich die Scheiter empor. Diesmal gilt es einem Reichen. Oben auf der Plattform hat sich eine ansehnliche Trauerversammlung eingefunden. Je nach dem Grade, der sie mit dem Toten verbindet, werden den Verwandten die Kopf-, Bart- und Achselhaare als Zeichen der Trauer geschoren. Sie hocken am Rande der Terrasse und blicken hinab auf die Leiche, die, einer Mumie gleich, in weiße Laken gehüllt, durchnäßt am seichten Ufer auf einer Bahre liegt. Bänder umwinden den Körper und befestigen ihn an zwei parallel laufenden Bambusstangen, die durch kleine Stäbe verbunden werden. Daumen sowohl als Zehen des Verstorbenen sind zusammengeschnürt, die Fußsohlen freigelaſſen. Von dem weißen Bahrtuch wurde ein schmaler Streifen abgelöst, der, an den Enden zusammengeknüpft, dem Haupttrauernden um den Hals hängt. Die Bahre mit dem Toten wird durch eine ungerade Zahl von Männern zum Verbrennungsplatze verbracht. Voran trägt man das häusliche Feuer des Entschlafenen, welches aber niemals zum Entzünden des Scheiterhaufens verwendet wird. Hinter demselben folgen Verwandte und Freunde mit Opfer-

gefäßen und ſonſtigen Requiſiten. Keiner der Trauernden darf während des Leichenzuges oder der Totenfeier rückwärts blicken. Von monotonem Geſang begleitet, wird die Leiche zum letzten reinigenden und entſündigenden Bade gebracht.

Sobald alle Angehörigen, die wir auf der Plattform verſammelt ſahen, durch das Zeichen der Trauer — das Raſieren der Haare — kenntlich gemacht worden waren, gingen ſie in feierlichem Zuge über die oberen Stufen hinüber nach dem Hauſe der Dooms. Die Trauerverſammlung in gemeſſener Entfernung zurücklaſſend, ſchreiten die nächſten Verwandten, ein Mann zur Seite einer in weiß wallende Gewänder gehüllten Geſtalt, die einen Bund Binſen in der ſchlaff herabhängenden Rechten trägt, dahin. Langſam und feierlich, mit geſenktem Haupte, tritt das Weib über die Stufen, und bleibt vor der Säulenhalle ſtehen, die dem Hauſe der Dooms vorgebaut iſt. Ein großer Banyanenbaum beſchattet den engen Platz. Ernſt und erſchüttert betrachten wir die ſonderbaren Vorgänge, die ſich wie zu einem Traum verweben.

Da ertönt ein widerwärtiges, ſchrilles Geſchrei. Man handelt um den Preis des Feuers. Dann wird wieder alles ſtill — der Pakt iſt abgeſchloſſen. Ein paar Stufen höher als ihre Begleiter ſteht vor den Säulen die trauernde Frau wie eine antike Figur. Aus dem langen, faltenreichen Gewande, aus dem togaartig um die Schultern gelegten „Sari" — Schleier — hebt ſie die Hand, die den Strohbund hält. Regungslos wartet ſie, bis ihr der Doom die Kohle in die Halme ſteckt, dann ſchwingt ſie den Feuerbrand gelaſſen, mit ruhiger Würde, auf und nieder und ſteigt in ernſter Haltung, gemeſſenen Schrittes, wie eine Prieſterin, die Treppen hinab zum Scheiterhaufen. Männer löſen die Leiche von der Tragbahre, zerreißen die Gräſer, mit denen Daumen und Zehen umſchlungen, flößen dem Toten als letzten Trunk eine Handvoll heiligen Gangeswaſſers ein und legen

ihm eine Blume in den Mund. Triefend vor Näſſe wird die Leiche auf den Scheiterhaufen verbracht und allſeitig mit Holz bedeckt. Von links herankommend, umwandelt die Frau dreimal den Holzſtoß, den Strohbüſchel nochmals bewegend, bis er in eine Flamme aufflackert, dann legt ſie, ohne umzublicken, rückwärtsſchreitend, die brennende Fackel unter den Kopf des Toten. Der männliche Leidtragende tritt nun von links heran, umkreiſt, aus einem irdenen Kruge den Boden ringsum mit Waſſer begießend, dreimal die Leiche; neben dem Haupte des Toten zerſchmettert er das Gefäß und ſchlägt ſich zugleich mit dem Handrücken auf ſeinen Mund. Nach der Kremation verlaſſen die Leidtragenden die Brandſtätte und begeben ſich zum Bade. Im Unterkleid, ohne Uebergewand, die Haare aufgelöſt und mit Lehm bedeckt, das Geſicht nach Süden gewandt, tauchen ſie ins Waſſer. Mit dem Hohl der übereinander gehaltenen Hände, ſo daß die Linke ſich höher als die Rechte befindet, gießen alle einmal Waſſer aus, indem ſie den Vor- und Zunamen des Verſtorbenen ausſprechen. Dann ſteigen ſie aus dem Bade und begeben ſich heimwärts. Der Haupttrauernde darf ſein Haus nicht betreten und während der Zeit ſeiner Unreinheit („Aſſanca"), die mit ihren zahlloſen Obſervanzen zwei bis zwölf Tage dauert, mit niemand ſprechen. Die Hinterbliebenen dürfen keine Speiſe zu ſich nehmen, bevor nicht der Tote verbrannt, dürfen während der ganzen Zeit der Unreinheit die Veden nicht ſtudieren, müſſen auf dem Boden ſchlafen und alltäglich zur Stunde des Hinſcheidens das Waſſer berühren u. a. m.

Der nächſte Verwandte, der ſogenannte „Verrichter", hat auf die pünktliche Ausübung aller Vorſchriften zu ſehen, an die Spenden zu denken, die dem Toten zukommen, und dafür Sorge zu tragen, daß der Verlebte geſpeiſt und getränkt wird. Es muß zu dieſem Zwecke im Frauengemach zunächſt der Stelle, an dem der Kopf des Verſtorbenen

lag, ein fußtiefes Loch gegraben und während zehn Tagen und zehn Nächten eine danebenstehende Lampe brennend erhalten werden. In diese Vertiefung stellt man zwei irdene, mit Milch und Wasser gefüllte Töpfe. Täglich fügt man eine Handvoll Reis hinzu. Nahe der Vertiefung, einen Fuß hoch über derselben, wird ein Nagel in die Wand geschlagen und zwei von diesem Nagel nach den beiden Töpfen gespannte Fäden bilden gewissermaßen die Leiter, welche dem Verblichenen das tägliche Herabsteigen ermöglicht. — Bei einigen Volksstämmen folgt am Schlusse des zwölften Tages der Trauer noch eine feierliche Versammlung, während welcher sich der Verstorbene manifestieren soll. Einige Körner Reis werden auf ein Holzscheit gelegt, auf dieses wird ein mit Wasser gefüllter Topf gestellt und die Oeffnung des Topfes durch eine Kokosnuß geschlossen. Die Leidtragenden kauern im Kreise umher. Während Musik ertönt und Gebete gesprochen werden, dringt der Geist des Abgeschiedenen, so glaubt man, in einen der Anwesenden ein und sagt durch diesen aus, was er wünscht, daß seine Freunde für ihn tun sollen.

Zahllos sind die Sitten und Gebräuche, welche bei einem Todesfall ausgeübt werden müssen. „Die Bedeutung der meisten Handlungen des indischen Bestattungsrituals ergibt sich von selbst, wenn man im Auge behält, daß die Haupttriebfeder derselben ursprünglich Furcht gewesen, die hingeschiedene Seele möchte wiederkommen und die Hinterbliebenen schädigen.“ Auch alle Unreinheitsobservanzen sind anerkanntermaßen dieses Ursprungs: „sättigt man die Abgeschiedenen nicht, so werden sie sich rächen; bekommen sie nicht einen bestimmten Aufenthaltsort, so werden sie spuken und die Hinterbliebenen beunruhigen.“ Deshalb sammelt man auch die Knochen, dort, wo sie kein Wasser hinwegspülen kann, sorgfältig in einen Krug oder Korb, bringt sie an einen einsamen Ort oder knüpft sie in ein seidenes Tuch, das an einem Baum in

der Nähe des Verbrennungsplatzes aufgehängt wird, bis sich Gelegenheit findet, diese letzten Reste dem Ganges zuzusenden. Hier in Benares werden, nachdem das Feuer ausgebrannt ist, die Knochen und die Asche in den Ganges geschoben. Aussatz- und Pockenkranke erhalten keine Feuerbestattung, weil der den Scheiterhaufen entzündende Verwandte Ansteckung fürchtet. Man versenkt sie in durchlöcherten Stein- bezw. Holzsärgen oder einfach mit Steinen beschwert in den Fluß und überläßt den Fischen das „unreine" Fleisch, während die sonstigen Reste durch die heilige Ganga gereinigt werden. Auch Kinder bis zum fünften Lebensjahre sind von der Verbrennung ausgeschlossen; sie werden ebenfalls beschwert in den Fluß hinabgelassen.

Noch lagen wir vor der öden engen Todesbucht. Die Scheiterhaufen waren verkohlt. Neue Holzstöße wurden aufgeschichtet. In gedrückter Stimmung verließen wir die düstere Stätte. Leise Ruderschläge führten unser Boot dem Ufer entlang, zurück zu der Stelle, an der uns der Wagen erwartete.

Heute zum erstenmal waren die „Wunder des Märchenlandes" vor der abstoßenden Wirklichkeit seiner Gebräuche verblaßt. All unser Empfinden befand sich in Aufruhr, und eine tiefe Enttäuschung hatte uns erfaßt. War dies jenes altberühmte Benares, das die Phantasie mit einem lichten Glorienschein umwoben?

5. Januar. Nur wenige Stunden liegen zwischen dem enttäuschenden Gestern, dem schwermütigen Abend und dem überraschend herrlichen Heute, dem in verklärter Pracht leuchtenden Morgen. Die Welt scheint verwandelt. Auf phantastischer Barke gleiten wir in silbernem Frühnebel den grünen Wunderfluß hinab, dessen Ufer von der Quelle bis zur Mündung „heilige Gründe" sind. In zitterndem Glanz verschwimmend, steigen aus duftiger Ferne die beiden schlanken Minaretts der Aurangzeb-Moschee gleich spitzen

Nadeln zum Himmel auf. Eine Flut von Licht ergießt ſich über Strom und Land. In herrlicher Sonnenpracht liegt das heilige Benares vor unſern berauſchten Blicken.

Die Stadt dehnt ſich über eine Stunde am Strome hin. Sie liegt auf der Höhe der Ghats, die über dreißig Meter ſteil vom Ufer aufſteigen. Der oberſten Stufe entlang ziehen ſich hohe, feſtungsartige, mit Kiosken und Tempelchen gekrönte Mauern, als Wehr gegen den alljährlich reißend anſchwellenden Strom. An einzelnen Stellen erheben ſich ſteile, mit ein paar Pimpalbäumen bepflanzte Lehmufer, an andern ſind ganze Paläſte abgerutſcht und ſchieben ſich als ungeheure, pittoreske Trümmerhaufen zwiſchen die einzelnen Treppenfluchten. Längs des Ufers liegen ſchimmernde Paläſte und Klöſter, unzählige Tempel und Pilgerhäuſer, Moſcheen, öffentliche Gebäude und die Reſidenzen der Maharadjas, in denen dieſe alljährlich Buße tun, und in die ſie ſich zurückziehen, wenn ſie, alt und gebrechlich, fühlen, daß die Stunde ihres Todes naht. Dies alles glänzt, flimmert und leuchtet in blendender Helle. Jedes Volk, jeder Gott, die Heiligen und die Büßer, alle haben ihre eigenen Ghats. Jedes hat ſeine heiligen Schreine und Vimanahs, koniſche Türme, in denen der Bulle, die Inkarnation Brahmas, vor dem Sinnbild Shiwas ruht. Unter großen Baſtſonnenſchirmen, die wie mächtige Pilze am Ufer hinwachſen, ſitzen Hunderte von Prieſtern. Sie reichen die Hand, den Fuß zum Kuſſe dar und nehmen die Opferſpenden der zum Bade hinabſteigenden Fremdlinge entgegen. Das wirkungsvollſte, ſegenbringendſte aller Opfer bleibt eine Kuh, doch kommt den meiſten ſolche Gabe zu teuer. Um nun den Pilgern gefällig zu ſein, haben die ſchlauen Brahminen einen Ausweg erfunden, mittels deſſen der Gott und gleichzeitig der Büßer zu ihrem Rechte kommen. Der Opfernde kauft um den Preis, den ſeine Verhältniſſe erlauben, die vom Prieſter eigens zu dieſem Zweck bereit gehaltene Kuh. Der Pilger

zahlt, die Kuh bleibt stehen, um dem nächsten Opfernden wieder verkauft zu werden und so fort ad infinitum. Auf dem himmlischen Kontokorrent wird die Kuh eingetragen und das ist die Hauptsache.

Alle Straßen der Stadt, ja, des ganzen weiten Indischen Reiches münden auf diese hundertstufigen Granittreppen, über welche allmorgendlich in bunter, unzähliger Menge Scharen frommer Männer, Frauen und Kinder zum heiligen Frühbade wallen. Bis weit hinab in das Flußbett reichen die Stufen, die dicht gedrängt von Badenden besetzt sind. Da stehen die Gläubigen mit hochgehobenen Armen. In weltentrückter Ekstase blicken sie unverwandt der Sonne zu und flüstern Gebete. Oder sie sind bis zu den Hüften ins Wasser hinabgeschritten und übergießen aus schön geformten, goldblinkenden Kannen ihre nackten Körper, an denen die feinen Wasserstrahlen wie Silberfäden hinabrieseln. Hier schreitet ein Tamile feierlich die Stufen hinunter, bis sich seine Füße netzen, und bleibt dann regungslos stehen. Verlangend hebt er die Arme gen Osten, leise Worte murmelnd. Jetzt beugt er sich nieder, faßt in das Hohl seiner Hand das heilige Naß, führt es wie zum Kusse andächtig zum Munde und trinkt es langsam. Darauf berührt er mit den Fingerspitzen seiner rechten Hand Augen, Stirne und Mund, so die Sinne heiligend. Nun schreitet er weiter in die heilige Flut hinab, schlägt die Hände dreimal über dem Kopfe zusammen und taucht bis zu den Schultern unter. Immer hält er das Auge sehnsüchtig ins Weite gerichtet und verweilt stundenlang in dieser Stellung.

An in den Fluß hineingebauten Stegen, an blumenbekränzten Flößen, die unter der Last der Beter schwanken, gleitet unser Kahn vorbei, kaum, daß ihr starres Auge, das geistesabwesend ins Leere gerichtet ist, ihn gewahrt. Leichte Matten, bunte Tücher bedecken die Stege. Mit dicken, orangegelben Guirlanden der Gendalblume ge-

ſchmückt, hocken die Büßer auf untergeſchlagenen Beinen. Regungslos, wie ein Götzenbild, blicken ſie unverwandt in den Schoß. Hier ruht ihre Hand, umſchloſſen von einem roten Bethandſchuh. Dieſer rote, kleine Sack ſymboliſiert eine Inkarnation Brahmas, die des „roten Bullen", als welcher er einſt auf Erden wandelte. Durch die Finger der Beter gleiten die im Bethandſchuh verwahrten Kugeln, deren Zahl mit jener der Götter übereinſtimmt, die alle in Brahma enthalten ſind.

Von der Plattform eines hohen, halb verfallenen Palaſtes ſchwebte ein ſeltſamer Ton über den Fluß hin. Der Mann, der dort oben ſteht, iſt ein „devotee", wie die Engländer die Büßer nennen. In langſamem Rhythmus wiegt er ſich hin und her. Die lange, hagere Geſtalt umhüllt ein Mantel aus tauſend kleinen, bunt zuſammengeſetzten Fetzen. Die Arme ausbreitend, hält der Asket ein Buch in der Hand und ſingt in ſchwermütigem Liede heilige Worte über die Menge. Wie ein aus der Märchenwelt lebendig gewordener, alter Hexenmeiſter ſteht der ſonderbare Heilige auf dem Turm, geheimnisvolle Zeichen durch die Luft beſchreibend.

Dort auf ſteil anſteigendem Lehmufer ſtreckt, roſa angemalt, Gott Bhim ſeine gigantiſchen Glieder aus. Ein famoſer, pechſchwarzer Schnurrbart hebt ſeine Spitzen kühn bis unter die ungeheuren Augen. „Bhim" gilt als Gott der „ſtarken Kinder". Im November baden hier im Vollmondſchein die Mütter und die, die es werden wollen. Was den Ghats entlang an Rieſenmännern, Rieſenkühen und ſonſtigen ſegenſpendenden Ungeheuern liegt, erſcheint unglaublich. Ganz beſonders aber iſt es die Abbildung des „Lingam" in allen Größen, welche den Beſchauer zu kopfſchüttelndem Erſtaunen veranlaßt.

Dreihundertſechzig Pilgerhäuſer ſind über die Stadt verſtreut, in denen zur Zeit der großen Feſte die Gläubigen zum Teile unentgeltliche Aufnahme finden. In ſolchen

Häuſern leben dauernd in ſtiller Zurückgezogenheit die bereits zu einer „höheren Erkenntnisſtufe“ vorgeſchrittenen Asketen, von denen geſagt wird, daß ſie die Wunder der Elevation und andere vollbringen. Außer dieſen Pilgerhäuſern beſtehen zahlloſe Stiftungen für die Speiſung der Brahminen und mächtige Gebäude, welche durch die Großmut einzelner Rajahs für die Armen gebaut wurden.

Das Shiwala Ghat iſt eines der ſchönſten und heiligſten, die Zahl der daſelbſt Badenden ungeheuer groß. In einfarbige Gewänder gehüllte Frauen ſchreiten die Stufen herab, immer tiefer und tiefer, bis ihnen die Fluten der heiligen Ganga über die Hüften reichen. Mit flach ausgeſtreckten Händen ſenden ſie der Sonne feine Waſſerwellen zu, oder aber ſie gießen aus blinkenden Metallſchalen das eben geſchöpfte Waſſer in den Strom zurück, heben dabei das andächtig geſenkte Auge gen Oſten und liſpeln leiſe heilige Gebete. Nach beendeter Zeremonie entſteigen ſie dem Bade, um mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit, ohne ſich irgendwie zu enthüllen, ihre Gewänder zu wechſeln. Wie durch ein Zauberwort ſtehen ſie plötzlich in trockenen Schleiern wieder vor uns, herrliche, klaſſiſche Geſtalten, die den duftigen „Sari“ mit unvergleichlicher Anmut zu tragen wiſſen. Mit Blumen beladen wallen ſie nun zu den kleinen, zierlich gearbeiteten Götterhäuschen, zu Niſchen und Altären mit den abſonderlichen Symbolen und ſchmücken dieſe mit Tſchameli, einer Art Jasmin, und Gendalblumen, einer Art Levkojen.

An einer ſtilleren Ecke des Ganges ſteht ein altes Weib im Fluß. Sie dreht ſich mit wütender Eile im Kreiſe. Das wirre, graue Haar fliegt ihr wild um den Kopf. Die lang ausgeſtreckten Arme ſtehen ſteif vom Körper ab, und aus den verzerrten Zügen blicken finſtere Augen. — Die Stufen des Ghats ſteigen Frauen hinan; mit dunkeln Schleiern drapiert heben ſie ſich ernſt von den weißen, blendenden Steintreppen ab. Dickbäuchige

Tonkrüge tragen sie auf dem Kopf, die sie mit heiligem Gangeswasser für Kranke und Sieche gefüllt. In ruhiger, freier Haltung, elastischen Schrittes, bewegen sich die dunkeln Gestalten der Stadt zu, um in den engen Gäßchen zu verschwinden, welche sich wie schmale Rinnen zwischen den gewaltigen Palastmauern durchschieben.

Am Mirghat legen wir bei. Die Herren besuchen den Tempel der Nepalesen, dessen obszöne Holzschnitzereien mich vom Besuche abhielten. Die Bevölkerung von Nepal fällt durch ihre helle Hautfarbe auf. Sie beobachtet ganz besondere Formalitäten und es sieht reizvoll aus, wenn sie aus kleinen Gefäßen das Wasser zögernd in die hohle Hand gießt, um es langsam durch die Finger in die Ganga zurücktröpfeln zu lassen, von Zeichen und Gebärden begleitet, wie sie den Magiern eigen. Das Mirghat ist nicht besonders heilig und deshalb mehr von der einheimischen Jugend besucht. Scharen von Jünglingen kommen die Treppen herabgeeilt, die, nachdem sie sich mit einem tiefen Gruß der Sonne zugeneigt und das Haupt zum Zeichen der Demut mit Staub bedeckt haben, mit raschem Sprung ins Wasser werfen und weit hinaus schwimmen. — Heute zum ersten Male sehe ich einen koketten Pilger, aber es ist wohl ein Mohammedaner. Nur mit einem Fez bekleidet, lehnt der junge Mann malerisch an einer Mauer, und während er inbrünstig zu beten vorgibt, blinzelt er verschmitzt zu uns herüber, neugierig, ob wir auch seine schöne Stellung würdigen.

Dem Ufer entlang liegen Kähne, die zu dem großen Fest oder, wenn die Ghats überfüllt sind, von Familien gemietet werden, um damit zum heiligen Bade in den Strom hinauszufahren. Hier liegt auch das stolze Badeschiff einer Königin. Ein seltsames Fabeltier springt aus dem Bug hervor. Auf Säulen ruht eine mit Teppichen und Kissen belegte Plattform. Blumenguirlanden winden sich um ihre Geländer. Unter der Plattform und durch diese geschützt,

befindet ſich in der Mitte des Kahnes ein viereckiges Baſſin. Es iſt mit weißem Linnen bedeckt, das ins Waſſer hinabgelaſſen wird, wenn die hohe Frau des entſündigenden Bades begehrt. Vom Palaſt herab führt ein langer, aus farbigen Stoffen hergeſtellter, ſchmaler Gang, damit die Königin aus fernem Lande ungeſehen den heiligen Strom erreichen könne. Vornehme Hindufrauen bauen kleine Mattenzelte in den Fluß, um abgeſchloſſen von der Menge hier ihr Frühbad zu nehmen.

Nun folgen Kähne mit eingebauten Strohhütten. Ein Sanyaſis, ein wunderlicher Geſelle, ſplitternackt mit weißem Staub über und über dick bedeckt, ſteht an der Spitze eines der Boote. Man hält ihn für eine Verzierung des Schiffbugs. Kaum, daß er von der hellen Wandung der Barke ſich unterſcheiden läßt. Nur das ſtruppige, gelbgraue Haar, die flackernden, brennenden Augen verraten, daß die kreidige Geſtalt, die mit weit ausgebreiteten Armen regungslos auf einem Beine ſteht, ein lebendes Weſen iſt. Als wir uns ihm näherten und eine Gabe zu Füßen legten, ſegnete er uns. Der graue, fahle Schatten, der eine Kette myſtiſcher Zeichen um die Bruſt trägt, läßt ſich in hockende Stellung nieder, führt eine große, weiße Muſchel an den Mund und ſendet einen langen Klageton über die Waſſer. — Eine Menge „devotees“ beten den Ganges entlang: „Adbhutas“, die immer nackt gehen; „Danti Pants“, die nur einen Stock tragen und viele andere, die ihren oft höchſt ſeltſamen Gelübden nachkommen.

Wir gleiten weiter und weiter den Strom hinab. Schon wird die Eiſenbahnbrücke ſichtbar, die am Ende der Stadt über die Ganga führt. Am Ufer herrſcht große Bewegung. Nur mit einem Lendenſchurz bekleidete Männer ſind beſchäftigt, eine ſchwere Laſt herbeizuſchleppen und in einen Kahn zu laden. Es iſt eine der heiligen Kühe, die tot mit aller Fürſorge und allen Ehren in den heiligen Strom verſenkt wird.

Wir haben unſer Boot gewendet. Zwiſchen Blumen, die zerſtreut an der Oberfläche ſchwimmen, rudern wir ſtromaufwärts. Nur den kleinſten Teil all des Merkwürdigen und Intereſſanten, das wir an dieſem Morgen ſahen, vermag ich zu erzählen. Mit jedem Blick gewahrt man Neues, Ueberraſchendes. In unbeſchreiblicher, wunderbarer Mannigfaltigkeit ziehen tauſend Bilder an uns vorüber.

Nach dem Tiffin führen wir in den weſtlichen Teil der Stadt, wo die großen Filtrierwerke des Ganges liegen, und gelangten nach einer dreiviertelſtündigen Fahrt zu dem Durgatempel, welcher auch wegen der dort ſich einer hohen Verehrung erfreuenden „heiligen" Affen im Volksmund „Affentempel" heißt. Der Tempel iſt ein kleiner Sandſteinbau, der innerhalb eines Kolonnadenquadrats an einem großen ummauerten Tank liegt. Durga repräſentiert das weibliche Prinzip, durch deſſen Einfluß die Welt erſchaffen iſt. Schon gleich beim Eintritt in den Umkreis des Tempels wurde unſere Aufmerkſamkeit auf die Aeffchen gelenkt, die in Tamarindenbäumen, auf den Mauern und Dächern herumhuſchten. Wir verſahen uns in dem nahen Affenſpeiſeladen mit beliebten Delikateſſen und hofften auf einen freundlichen Empfang. Durch das Tor, das mit einer überraſchenden Menge großer und kleiner Glocken behängt iſt, was wir ſonſt nirgends ſahen, tritt man in die Säulenhalle, in deren Mitte ein offener, kleiner Tempel ſteht, in dem Durga, die „Unzugängliche" verehrt wird. Allmorgendlich fällt ihr als Opfer eine Ziege. Die Göttin ſteckt bis zum Hals in Blumen und zeigt nur einen fratzenhaften Goldkopf. Etwa hundert gelbbraune Affen mit roſa Kehrſeite ſpielen die Rolle der Bayaderen und machen ſich dieſe hohe Stellung auch gehörig zunutze. Sie ſind frech und unverſchämt, grinſen einen zähnefletſchend an, wenn man ſie nicht ſchnell genug mit Leckerbiſſen bedient und ſchlagen einem den Teller aus der Hand, wenn

ſie ſatt ſind. — Um das kleine Durga-Heiligtum führt ein ſchmaler, aufgewaſchener Marmorweg. Daneben aber iſt der Boden mit Schmutz bedeckt und der Geruch ſehr unangenehm. — Die Affen nehmen täglich im Gangeswaſſer ein Bad, und auch jetzt kommt gerade eine kräftige Affenmutter, ſo groß wie ein achtjähriger Knabe, mit ihrem Jungen an der Bruſt vom Tank über die Treppe heraufſpaziert und zwickt im Vorübergehen ſchnell ein kleines Aeffchen in den Schweif, das mörderiſch ſchreiend flüchtet.

Nahe dem Tempel liegt der herrliche „Anandgarten", den ein Rajah dem „Heiligen von Benares", Swami Sarasvati, einſt zur Verfügung ſtellte. Hier führte dieſer ein geſegnetes Einſiedlerleben und empfing, unter Orangenbäumen an einem Waſſerbecken ſitzend, bis zu ſeinem Tode (1890) Gelehrte, Forſcher und Fremde. Er galt als der tiefſte Kenner der Hindureligion und ſoll auf alle, die ihn beſuchten, einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht haben. Wir ſahen leider nur ſein Marmorbild. Kleine und große Figuren von ihm werden in Benares allerorts verkauft. Eine ganz nackte Geſtalt mit kahlem Kopf, ſitzt er, buddhaähnlich, auf ſeinen gekreuzten Beinen.

Um den Palaſt des Maharadja von Benares zu beſuchen, mußten wir uns auf das ſüdliche Ufer des Ganges begeben. Dasſelbe iſt ganz unbewohnt, weil dort zu ſterben nicht nur nichts nützt, ſondern im Gegenteil die Wiedergeburt als Affe oder Eſel verſpricht. Nur der Umkreis von Ramnagar, auf dem der Palaſt des Maharadja liegt, gilt als heiliger Grund. Ein beſonderer, durch Opferungen und Spenden gnädig geſtimmter Gott, hat dieſe kleine Landſtrecke zur Höhe der Heiligkeit des linken Ufers erhoben.

Das Ruderboot, das wir benutzten, war ungemein defekt, und nur die Verſicherung unſeres Führers, daß alle von Fremden benutzten Fahrzeuge unter polizeilicher Aufſicht ſtänden, gab mir den Mut, dies in allen Fugen

klaffende, bei jeder Bewegung zitternde und krachende Schiff zu besteigen. Es war sehr heiß auf dem Kajütendach, und man konnte es vor dem übergrellen Flirren der Luft, das den Himmel beinahe grau erscheinen ließ, nicht aushalten. Die Kabine, in der man sich nur gebückt zu bewegen vermochte, war aber unerträglich schwül.

Unser weiser Führer machte sich's bequem. Er entledigte sich seiner Kleider, ließ sich am hinteren Teil des Bootes ins Wasser hinab und blieb dort, bis er völlig abgekühlt war, hängen, so zugleich sein versäumtes Frühbad nachholend. Die Erfrischung war gewiß köstlich, und doch wäre es uns nie entfernt in den Sinn gekommen, eines Bades in den heiligen Gewässern zu begehren, obwohl wir auch nicht das geringste Ekelhafte im Strome sahen, von dem so vielfach erzählt wird. Weder auftauchende Leichen, noch einzelne Körperteile schwammen herum, noch gewahrten wir, daß aasgierige Geier nach Fraß fischten. Etwa eine Stunde währte die Fahrt, die Leute mußten angestrengt rudern. Teilweise war das Wasser so seicht, daß die Kulis, im Wasser watend, an langen, dünnen Stricken das Boot aufwärts zu ziehen sich gezwungen sahen.

Der hoch über dem Ufer liegende Palast macht, von außen betrachtet, mit seinen bis zum Strom hinabführenden Terrassen und Treppen einen grandiosen und feudalen Eindruck. Das Innere des Baues zeigt dagegen einen jämmerlich heruntergekommenen Zustand. Der Thronsaal ist ein hoher, großer, fürstlicher Raum. Auf dem nicht tadellosen Teppich steht lediglich ein großes, elfenbeineingelegtes Ebenholzsofa. Die kleinen Türen sind mit verschossenen Elsässer Cretonneportieren verhängt. Auf dem einzigen Konsol erblickt man als Hauptkostbarkeit eine Spieldose. Unter einem Glassturz sitzt eine fanierte Pariserin vor ihrem Toilettenspiegel und tippt sich nach dem Takt der Musik mit einer Puderquaste auf die Nase. Als größte Sehenswürdigkeit wird jedoch, schön eingerahmt, eines jener

jalousieartigen Vexierbilder gezeigt, das je nach dem Standpunkt des Beschauers bald ein Hund, bald ein Löwe oder Pferd ist. Neben dem Thronsaal sind die Ahnengalerien, schauderhafte Oelbilder eines talentlosen Kunstschülers. Nach seinem Porträt zu urteilen, dürfte der Maharadja ein stattlicher Mann von etwa fünfundvierzig Jahren sein. Leider ist er mit seiner fünfundzwanzig Jahre alten und für schön geltenden Königin nebst seinem ganzen Hofstaat nach Delhi zum Durbar verreist. Der Maharadja soll Fremden immer sehr freundlich entgegenkommen.

Wir wurden über einen Hof geführt, von dem aus man seine Schatzkammern betritt. Am Tor des Turmes, der die Reichtümer des Herrschers verschließt, hängt ein mächtiges Vorlegeschloß, das auf ungeheure Schätze deutet, von denen man aber in Haus und Hof sehr wenig bemerkt. Die ganze innere Einrichtung des Palastes ist Trödel und Gerümpel: die Stühle haben drei Beine und die Sitze Löcher. Wir gelangten jetzt auf die mit Pavillons besetzte, wirklich fürstliche Terrasse des Palastes, von der aus wir einen schönen Blick auf den Ganges und Benares genossen, und gingen dann die gefährlich steilen Stufen, die direkt zum Fluß führen, hinab. Unten lagen die Bade- und Lustschiffe des Hofes. Ein altes Radboot, dessen Räder früher von Menschen getrieben wurden, steht außer Gebrauch. Alles zeugt von vergangener Pracht und Herrlichkeit.

Die Rückfahrt verlief sehr schnell. Nach kaum einer halben Stunde landeten wir am Ashi Ghat, wo uns der Wagen erwartete.

Auf der lehmigen Höhe des Ghats stehen kleine Denksäulen, die an unsere Kilometersteine erinnern. Sie bezeichnen die Stellen, auf denen einst Witwenverbrennungen stattgefunden haben. Nach der Größe der Erinnerungszeichen zu schließen, waren es Frauen niederer Kaste, die hier den Feuertod starben. Wehmutsvoll und ergriffen betrachteten wir die unscheinbaren Steine, diese „Sati", die

von Geſchlecht zu Geſchlecht die Qual und das Leid armer, heroiſcher Frauen verkünden. In Radjputana, in der Gegend von Jaipur, ſollen großartige Sati-Monumente exiſtieren, welche von Fürſtinnen erzählen, die mit ihren ſämtlichen Sklavinnen ſich zugleich mit der Leiche des Gatten verbrennen ließen.

Als wir ins Hotel kamen, empfing uns die ſehr aufregende Nachricht, daß unſer Gepäck, das wir bei der Ankunft in Benares vermißt hatten, noch nicht gefunden worden war und wahrſcheinlich nach Kalkutta weiter gefahren ſei. Wir ſandten einen Boten nach Mogul Serai, der Station, an der die Bahn nach Benares abzweigt, aber alles blieb umſonſt, das Gepäck war nicht zu erhalten. Ich bin in Verzweiflung, denn ich beſitze keine Films mehr und habe vergebens geſucht, ſolche in Benares zu bekommen. — Bei der Suche nach denſelben waren wir auch in den Laden eines Photographen geraten. Die Toilette dieſes Hindu-Dandy war eine höchſt ſonderbare. Er trug ſchwarze Lackſchuhe und ſchwarze Socken. Durch den von den Hüften bis zu den Knien drapierten Schleier — Djoti — ſchimmerten ſeine nackten Beine, während der Oberkörper mit einem europäiſchen Stärkehemd ohne Kragen, wohl aber mit Manſchetten, bekleidet war, das in ſeiner ganzen Faſſon über dem Schleier hing; im ſeitlichen Schlitz war eine Taſche angebracht.

In Benares ohne Films zu ſein, iſt eine Qual; hier, wo jeder Blick ein Bild erſchließt und immer neue, ungeahnte, einzige Situationen ſich zur Aufnahme bieten.

Bei unſerer Rückkehr fanden wir überdies einen unſerer Boys ſchwer erkrankt. Ein heftiges Fieber ſchüttelte den armen Menſchen, der im Freien vor unſerer Schlafzimmertür liegen mußte. Dieſe zarten Kinder des Südens leiden hier im nördlichen Klima trotz der für ſie angeſchafften warmen Kleider ganz ungemein. Außerdem iſt auch für die Leute ſehr ſchlecht geſorgt. Sie bekommen im Hotel keine

Verpflegung. Um aber von Secrol in die native town zu kommen, müſſen ſie mindeſtens dreiviertel Stunden weit laufen. Es iſt unmenſchlich, was dieſen niederen Kaſten zugemutet wird, und doch läßt ſich ihnen ihrer Anſchauung halber nicht helfen.

6. Januar. Beſuch von Sarnath. Sarnath bezeichnet die Stelle, auf der Benares vor 2500 Jahren ſtand, und wo ſich der Gazellenhain befand, in dem Buddha mit ſeinen fünf Schülern in Zurückgezogenheit lebte. Es werden hier verſchiedene hiſtoriſche Stellen gezeigt, wo dieſer Glaubensheld ſeine erſte Rede hielt, wo er badete, wo er die Gefäße ſeiner Mönche ſpülte, wo er ſeine Wäſche reinigte uſw. Zu ſehen iſt wenig; ein paar Türme, ſogenannte Stupen, die man urſprünglich wohl als Königsgräber erbaute, ſpäter aber an jenen Orten errichtete, die durch Buddhas Anweſenheit geheiligt worden waren. Zwei Buddha-Statuen, von denen die eine in einer Grube liegt, die andere einen ſchönen Torſo darſtellt, um deſſen Bruſt die heilige Brahminenſchnur „Dſchaneo" hängt, ſind ganz intereſſant. — Die Gegend iſt außerordentlich fruchtbar. Endlos wogende, ſmaragdgrüne Reisfelder dehnen ſich nach allen Seiten der Landſtraße aus.

Nach dem Tiffin beſuchten wir den Baſar. Auf der Fahrt dorthin ſahen wir ein Weſen, das mit flatternden Haaren und fliegenden Gewändern an den Häuſern entlang huſchte und von einer Schar Kinder begleitet war. Unſer Führer ſagte, das Mädchen behaupte, die Materie durchdringen zu können, d. h. ſie ſei imſtande, einen noch ſo feſt verſchloſſenen Raum ohne Benutzung des Fenſters oder der Tür verlaſſen zu können. Wir fuhren der kleinen Närrin nach, Chatung Lall fing ſie ein und brachte ſie uns an den Wagen. Sie war ein armes, niedliches Ding mit großen, flackernden Augen und von unſtetem Weſen. Im Zipfel ihres Schleiers trug ſie zuſammengebunden eine Handvoll

Reis. Sie ſteckte ein Dutzend Körner in den Mund, die ſich ſofort in Kupfergeld verwandelten, das ihr dann maſſenweiſe aus dem Munde rollte. Das Geld verteilte ſie unter die Kinder, die ihr jubelnd folgten. Wir verſtanden den „trick“ nicht, da ſie das Geld doch immer gleich fortſchenkte. Leider kam ſie zu der verſprochenen Séance nicht.

Der hieſige Baſar unterſcheidet ſich in keiner Weiſe von denen der andern indiſchen Städte. In dem dichteſten Menſchengewühl einer engen Gaſſe tauchte plötzlich eine Anzahl Europäer in funkelnagelneuen Tropenanzügen auf. Es war die Stangenſche Reiſegeſellſchaft, die wie Globetrotters aus dem Luſtſpiel ausſahen.

Die Hauptinduſtrie von Benares beſteht in ziſelierten und glatt polierten Meſſinggefäßen, Lotas, Vaſen, Tellern und Krügen, aber die neue Ware erreicht bei weitem nicht die ſchöne Arbeit der Alten. Gute Bronzen ſieht man ſelten. Die am häufigſten dargeſtellten Götter ſind Ganeſha mit dem Elefantenkopf, der Gott der Weisheit, und die tanzende Kali, die Gattin Shiwas. *) Durch einen über ihre Feinde errungenen Sieg war die Göttin ſo entzückt, daß ſie vor Freude auf dem Schlachtfeld tanzte, tanzte, daß das Weltall bebte und die Götterthrone wankten. Voll Entſetzen ſandten die Götter Shiwa zu ſeiner toll tanzenden Gattin, um ſie zu beruhigen. Er fand kein anderes Beſänftigungsmittel, als ſich ſelbſt unter ihre Füße zu werfen. Alle kleinen Bronzefiguren geben nun den Augenblick wieder, in dem ſie, ſtarr vor Staunen, gewahr wird, daß ſie auf dem eigenen Gatten tanzt. Sie ſteht auf einem Bein, das andere hebt ſie in

*) Die indiſche Mythologie ſtellt jedem der drei großen Götter, der „Trimurti“ (Dreifaltigkeit), eine „Sakti“, d. i. eine weibliche Gottheit, zur Seite. So hat Brahma zur Sakti die Saraswati, Viſhnu die Lakſchmi, Shiwa, „die auf den Bergen hauſende“ Durga, die „Unzugängliche“ genannt. In ihren verſchiedenen Modifikationen: als Kali, „die Finſtere“, als Parvati oder Bhowani, „die Huldvolle“, empfängt Durga blutige Tieropfer.

wilder Tanzbewegung in die Luft und ſtreckt dem zu ihr aufblickenden Gatten die Zunge heraus, ſoweit ſie reicht, d. h. bis in die Magengegend. Ihre vier Arme wachſen aus den Schultern und den Seiten heraus. Sie tragen ein Schwert und einen abgehauenen Kopf, während die beiden andern Arme ihrem ungeheuren Heere Befehle erteilen. Ihre Ohrringe ſind Leichen, ihr Halsband aneinandergereihte Schädel. Ueber das kurze Röckchen fällt ein Gürtel, an dem die Hände gefallener Rieſen hängen, und wallendes Haar umgibt das angenehme Götterbild. Bei Neumond, um die mitternächtige Stunde, werden der finſteren Göttin in ſchwarzer Nacht blutige Opfer gebracht. Sie wird in orgiaſtiſchen Feſten mit wahnſinnigen Tänzen gefeiert.

Neben dieſen Bronzen fertigt man auch Marmorfiguren der Götterwelt an. Sie ſind mit Farben bemalt und mit Gold verziert, ſehen dekorativ und reizvoll aus, beſitzen aber keinen Kunſtwert.

Als wir den Baſar verließen, wurden wir von unzähligen Armen begleitet und eingeengt, ſo daß wir kaum unſern Wagen erreichen konnten. Beſonders ein nackter Bettler mit einem Palmblattfächer bedrängte uns furchtbar. Er teilte die Menge, ſprang zwei Schritte vor uns her, ſchlug ſich den Körper, warf ſich heulend auf den Boden, ſchnellte wieder auf, trat uns fächelnd dicht unter das Geſicht, kurz, ſimulierte Beſeſſenheit, weil, wie der Führer erklärte, die Fremden „dergleichen" gerne ſähen und intereſſant fänden. Ein ſonderbarer Geſchmack. Mit Mühe und Not beſtiegen wir den Wagen, in den ſich Dutzende von dürren Armen mit gelben, kralligen Händen hineinſtreckten. Wir gaben, was wir hatten; dann aber mußte uns Kutſcher und Führer mit Peitſche und Stock befreien, damit wir abfahren konnten.

7. Januar. Noch einmal wollten wir, ehe wir das heilige Benares verließen, um es wohl niemals wieder-

zuſehen, den Zauber einer Morgenfahrt auf dem Ganges genießen. Wir ſchifften uns heute an den Palaſttreppen ein und glitten langſam den Fluß hinab. Wie das erſtemal, lagen die amphitheatraliſch aufgebauten Ufer in herrlich glänzender Pracht vor uns, überflutet von den warmen Sonnenſtrahlen, welche die Nebel zerteilten. Den Stromrand entlang zieht ſich eine ununterbrochene Kette von betenden Geſtalten hin. Unter all dieſen verzückt der Sonne zugekehrten Adoranten ſaß ein einziger Menſch, tief in ſich zuſammengeſunken, von ihr abgewandt. Schwere Schuld mußte den Büßenden belaſten, der es nicht wagte, den Blick zu dem leuchtenden Tagesgeſtirn aufzuheben.

Heute ſollten wir noch das Obſervatorium und den „Heiligen" beſuchen, den einzigen lehrenden Asketen, der in Benares Fremden zugänglich iſt.

Am Daſaſhwamedh Ghat, einem der fünf heiligſten Badeplätze von Benares, verließen wir das Boot. Ein ſteiles Ghat mit hohen, geraden Stufen müſſen wir erklimmen. Wir kommen vorbei an allen möglichen ſeltſamen Göttergeſtalten, an Satſchi, der Schützerin der Kinder, die mit einem Kinde im Arm auf einer Katze reitet; an Hanuman, dem Affengott, einer ſchreitenden, roten Männergeſtalt mit dem verzerrten Geſicht eines Affen; an einem Baum, unter dem die Schlange verehrt wird; an einem Götzenbild, das die Pocken heilt; an einer Durga mit zehn Armen und an einem Brunnen, deſſen Trunk gegen Dyſenterie ſchützt. Kurzum, alles iſt heilig und überall geſchehen Wunder im heiligen Benares. Auf einer der Terraſſen des Ghat liegt ein kleiner Tempel mit höchſt merkwürdigen Dachträgern. Lauter männliche und weibliche Figuren, letztere mit einem Kinde an der Bruſt, alle mit Engelsflügeln, flatternden Gewändern und erſtaunlich langen Naſen.

Jetzt betraten wir eine enge, finſtere Gaſſe, die zwiſchen mächtigen Wehrmauern ins Innere der Stadt führt. Rechts

und links steigen schwindelnd hohe Paläste empor, dunkel und ernst führt der Weg über halb verfallene Stufen aufwärts.

Ein Sonnenstrahl fällt licht und golden in ein kleines, offenes Heiligtum, das an der steilen Gasse liegt; ein Stück tiefblauer Himmel leuchtet von oben herein. — Wir stehen am Gitter und blicken in den engen Raum. — Ein altes Weib mit ekstatischen Gebärden rennt, den Rosenkranz zwischen den zitternden Fingern, in atemloser Hast um den Altar herum, vor dem in weltvergessener Hingebung eine liebliche Frauengestalt steht. Der duftige Schleier umrahmt mit echt indischer Grazie die klaren, schönen Gesichtszüge. Unbeirrt von allem, was rings um sie vorgeht, bringt sie dem Götterbild ihr stilles Blumenopfer dar. Man sieht, die heilige Handlung ist ihr zur Gewohnheit, doch nicht zu weiheloser Alltäglichkeit geworden, und voll inniger Andacht führt sie die kleinen, zarten Zeremonien ihres Bittgebetes aus. Mit zierlichen Büscheln aus Dharbargräsern befeuchtet sie das Götterbild und den Altar und netzt sich Augen, Mund und Stirn mit dem abrieselnden Wasser. Voll zärtlicher Sorgfalt nimmt sie die Körner, die Blumenblätter und Halme aus einem blinkenden Messingkästchen, legt mit rührender Anmut das Lotosblatt auf diese, den Halm auf jene besondere Stelle, beugt sich zu ehrfurchtsvollem Kusse, neigt sich flüsternd über die heiligen Blumen, immer wieder Augen, Mund und Stirne mit Daumen und Ringfinger durch heilige Tropfen nässend. Wie ein sinniges Gedicht empfanden wir das Walten des holdseligen Mädchens, und ganz gefangen von dem poetischen Eindruck, schritten wir weiter aufwärts.

Das Observatorium, zu dem wir nach dem steilen Anstieg gelangten, hat eine höchst majestätische Fassade, die einen prachtvollen Hintergrund für das vor ihm liegende Ghat bildet. Das Gebäude wurde von Jay Sing errichtet, demselben, der jene von Jaipur, Delhi, Agra und Muttra

ſchuf. Das Innere des Gebäudes iſt verfallen. Die von großen Bäumen beſchatteten, ungeheuren aſtronomiſchen Apparate, die Wunder ihrer Zeit, ſind ruinenhaft und längſt außer Gebrauch geſetzt.

Der Blick über den Fluß und die belebten Ghats iſt einzig ſchön, aber von unten tönt unausgeſetzt ſtörendes Hundegekläff. Als wir uns der Stelle nähern, von welcher der wüſte Lärm kommt, finden wir natürlich heilige Hunde, die ſich ſo unwürdig benehmen. Neben einem ſteinernen Rieſenhund hängen und ſtehen unter einem kleinen Zeltdach zahlloſe Zuckerhündchen als Opfer für das Idol, den Koswal, welcher ſozuſagen ein unſichtbarer „Sicherheitsbeamter" iſt, allnächtlich auf unſichtbarem Hunde durch die Gaſſen reitet und die Stadt bewacht. Die ſichtbaren heiligen Hunde werden von einem Goſain oder Goswani und ſeinen Dienern mit eigens zubereiteten, „delikaten" Kuchen aus Gerſtenmehl, Butter und Zucker gefüttert. — Hier treiben ſich auch Brahminen herum, die Pfauenwedel zum Verkauf anbieten, welche die Eigenſchaft beſitzen, alle böſen Geiſter zu verſcheuchen.

Wieder müſſen wir eine Anzahl Stufen aufwärts ſteigen, um endlich an einen Tempel zu gelangen, dem eine freie Terraſſe mit herrlicher Ausſicht über die Stadt, den Ganges und die weite Ferne vorgebaut iſt. Hier ruht unter einem Zeltdach, neben dem mit großen und kleinen Idolen überladenen Altar, auf dünner Matte, in feierlicher Ruhe der Heilige von Benares. Sein Schüler — Tſchela — und drei Schülerinnen umgeben ihn. Der Heilige iſt ein ſchöner, kräftiger, wohlgebauter Mann von etwa 45 Jahren. Hunderte von dünnen, langen Flechten, die alljährlich einmal gelöſt und geflochten werden, legen ſich ihm zu einem Turban um den edeln Kopf. Das braune Haar iſt an den Schläfen grau meliert, während die Spitzen einen gelblichen Ton haben. Die ungeheure Maſſe ſeines Haares deutet, wie der Glaube geht, auf des Büßers große Heiligkeit. Die drei

Frauen kauern auf einem Teppich vor einem kleinen Weihrauchbecken. Zwei davon ſind uralte, verrunzelte Weiber, die mit näſelnder, dünner Stimme aus dicken, auf Pulten liegenden Büchern Sprüche ſingen. Die dritte iſt eine ſchöne Frau, welche ihre reichen Flechten wie eine Krone trägt. Sie wirkt gleich einer Königin durch Blick und Haltung und ſitzt dem „Heiligen" zugewendet, über das Buch weg nach ihm hinſchauend. Voll Hingebung ſieht ſie auf den vor ihr ruhenden Mann und ſcheint in ſeinem Anblick zu leben. Aeußerlich hat derſelbe nichts von einem Asketen; ruhige, milde Schönheit ſpricht aus ſeiner Erſcheinung. — Man iſt geneigt, zu glauben, daß dieſes ſtolze, ſtille Weib den weltflüchtigen Weiſen einſt über alles liebte, ihn nicht mehr laſſen konnte, ihm auf ſeinem Bußweg nachfolgte, um dann, ſelbſt zur Büßerin geworden, anzubeten, wo ſie einſt geliebt. — Der „heilige Mann" iſt durch ſein Leben auf dem Stachelbett berühmt. Dicke, ſpitze Dornen ragen aus Sitz und Lehne des Lagers hervor. Das Bett ſelbſt ſteht neben der Matte, auf welcher der Büßer liegt. Als wir ihn baten, ſich auf ſein Marterlager zu begeben, erhob er ſich ſogleich und erfüllte unſern Wunſch mit einfacher Liebenswürdigkeit. Mit einer gewiſſen Vorſicht beſtieg er das ſeltſame Ruhebett. Er benutzte ein Kiſſen im Kreuz, und auf ſeine angezogenen Knie legte er die heiligen Schriften. Wenn er auch den Körper aufſtützte, ſo ruhte er doch immerhin mit ſeiner ganzen Schwere auf dem Stachelbett. Die Sache machte nicht den Eindruck des Qualvollen oder gar Unerträglichen. Inwieweit aber ſein Lager ſchmerzhaft iſt oder nur als Rahmen für den lehrenden Asketen gilt, iſt eine Frage, die ganz hinter dem Eindruck zurücktritt, den dieſer Menſch als Perſönlichkeit ausübt. Man wird durch dieſelbe faſziniert. Ferne von fanatiſcher Verzücktheit, macht ſie einen abgeklärten, in ſich gefeſtigten Eindruck. Ein klares, hinter die Welt ſchauendes, wunderbar mildes, offenes Auge blickte uns lebens-

fremd, aber menſchenfreundlich an. Wohlwollend beantwortete er mit bereitwilliger Güte unſere neugierigen Fragen und betrachtete mit einem ſchwachen Lächeln auf den Lippen unſer großes Staunen. So wie dieſer Mann, mag wohl ein Mahatma wirken, wie jene Seher heißen, von denen die Gläubigen erzählen, daß jeder Sterbliche, der ſich ihnen nähert, vor ihrem Blick erbebt und ſich ihm beugen muß. Alle, die um den „Heiligen" ſaßen, ſchienen, ganz erfüllt von beglückendem Glauben, in harmoniſcher, weltabgewandter, hoffnungsreicher Sicherheit zu leben. Mit freundlichem Nicken des Kopfes entließ uns der „Heilige". Er ſchien es zu bedauern, daß er nicht engliſch verſtand. Wir bedankten uns ſchüchtern und legten beſcheiden ein Geldſtück in die Nähe ſeiner Füße. Er beachtete es nicht, wohl aber ſah das ſchöne Weib die Gabe. Ihre Augen leuchteten einen Augenblick in irdiſcher Freude auf. Dankend grüßte ſie herüber. Wir gingen. Der Weiſe ſprach aus den Blättern, die vor ihm lagen, weiter. Er blickte nicht in dieſelben, ſondern trug ſeine Lehren den Schülern frei vor.

Der Beſuch hinterließ einen tiefen Eindruck in unſerm Gemüt. Niemals iſt mir Anbetung und Gebet ſo beſeligend erſchienen, wie hier in Benares. Die Welt iſt Schein und Trug, dort, wohin das lichttrunkene Auge blickt, dort liegt die Wirklichkeit. Niemals ſah ich ſolch tiefe, glühende Andacht, nie Menſchen, die ſo losgelöſt von der Umgebung, unzugänglich aller Zerſtreuung waren, Gebete ſprechen. — Iſt die Frömmigkeit hier inniger, ſind die Gedanken reiner, die in brünſtigem Gebet zu den Göttern ſteigen, oder ſcheint uns dies nur ſo? Weckt die tiefe Verſunkenheit der Pilger, dieſes Verlorenſein im Gebet, dies Trachten, verträumt nichts zu denken, den Schein höchſter Andacht, oder iſt das die wahre Andacht, die ſich ins Unfaßbare, Undenkbare gedankenlos verſenkt und auflöſt?

Benares, die heilige Stadt, verdient ihren Namen: kaum eine Stätte in ihrem Umkreis, die nicht heilig wäre. Alles, was hier atmet und lebt, hat den Blick auf transzendentale Fernen gerichtet.

Das Ghat hinabgehend, kommen uns Scharen von Pilgern in weißen Gewändern entgegen. Sie ziehen den Strom entlang und treten die Pilgerfahrt auf der „Pantsch-Kosi-Straße" an, wie der heilige Kreis heißt, der fünfzig Meilen umschließt, und den sie, unterbrochen durch Bäder und Opferungen, in höchstens fünf bis sechs Tagen zurückzulegen haben. Weiter unten mußten wir an den Markanika-Brunnen treten, der alle Leiden heilt und alle Sünden tilgt. Ihn hat Vishnu einst selbst gegraben und mit seinem Schweiß gefüllt. Shiwa begehrte den Brunnen, kämpfte um ihn mit seinem Rivalen und verlor dabei seinen Ohrring — Markanik. Dem Wasser werden göttliche Ehren erwiesen. Berge von Blumen und allerlei Unrat verbreiten einen schauderhaften Geruch. Wir fliehen diese Stätte und fürchten den entsündigenden Segen, welchen der dort stehende Priester mit einem Aspergil erteilt, das er in den verpesteten Brunnen getaucht hat. Die Gläubigen aber trinken sogar das Wasser mit Entzücken.

Manchmal will es mir geradezu ein Rätsel scheinen, wie es nur möglich ist, so oft zu sündigen, um all die Abläße zu verdienen, die hier erteilt werden. Da ist zum Beispiel ein Fest zu Ehren der Ganga, das „Dashara", dessen gewissenhafte Begehung allein die Sünden von zehn Wiedergeburten tilgt. Schließlich kommt noch bei diesen Abläßen ein Minus an Sünden und ein Plus an Reinkarnationen heraus, und man muß wiedergeboren werden, um die Sünden zu begehen, die im voraus getilgt wurden.

Zwischen den Tempelchen und Türmchen sitzen auf erhöhten Stufen unter Matten die eben dem Bade entstiegenen Pilger, damit beschäftigt, sich das „Upanga" (aus farbigen Strichen, Punkten und Kreuzen bestehende Sekten-

zeichen) auf Stirne, Bruſt und Arme zu zeichnen oder malen zu laſſen. Unter einem kleinen Schirm ſitzt ein ernſter Mann. Geſchickt behandelt er mit feinen Hölzchen und Stäbchen Nägel und Ohren der eben aus dem Bade kommenden Hindus. Ueberall wird maſſiert, um die durch ſtundenlange Bäder erſtarrten Glieder zu beleben, oder es werden als Schutzmittel gegen die Kälte des bevorſtehenden Bades die Körper mit Oel eingerieben. Der vermögende Hindu hat immer ſeinen eigenen Diener bei ſich, der die Körperpflege beſorgt, wie denn auch jede beſſere Familie ihren beſonderen Hausgeiſtlichen, ihren „Puorhit" hat, der die zahlreichen religiöſen Pflichten überwacht, den Gottesdienſt abhält und die tägliche Beichte empfängt.

Wir beſteigen wieder unſer Boot. Die Hauptbadezeit, die erſt gegen Mittag abnimmt, um den niederen Kaſten die Mutter Ganga zu überlaſſen, iſt noch nicht vorüber.

Unmöglich läßt ſich hier über alle die Formen berichten, welche die Wege zur Heiligung des Sünders ebnen. Man ſtaunt ob der Fülle der Arten, in denen Gebet und Opfer zum Ausdruck kommen. Von allem aber, was wir ſahen, wird das rührende Bild des opfernden Mädchens an dem lichten Altar zwiſchen finſteren Paläſten zu unſern lieblichſten Erinnerungen gehören.

Noch einen letzten wehmütigen Abſchiedsblick ſenden wir über den ſtillfließenden, heiligen Ganges hinab. — Ein großes Leuchten ſtrahlt von dem geheimnisvollen Strome aus, es glänzt bis in die fernſten Lande, es ſenkt ſich tief in die Menſchenbruſt und erfüllt Millionen mit tröſtender Zuverſicht.

Langſam ſteigen wir die Stufen des Ghat empor. Um ein glimmendes Feuer ſitzt eine kleine Schar Fakire; ſie kühlen die Aſche, mit der ſie ihre Nacktheit bedecken. Mit Blumen geſchmückte Brahminen umringen uns, ſie ſchlingen Guirlanden um unſere Hüte, werfen uns Blumenketten um die Schultern und öffnen die Hände zum Backſchiſch.

Wir ſteigen in den Wagen, der Ganges entſchwindet unſerm Blick. Schon jetzt erſcheint uns alles Geſchaute wie ein Traum. — Was werden wir aber erſt empfinden und denken, wenn wir übers Jahr in Schnee und Sturm unter dem grauen Himmel der Heimat frieren! Werden wir noch glauben, daß wir drüben im fernen Wunderlande waren,

„Wo ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knien."

8. Januar. Geſtern nachmittag um vier Uhr haben wir Benares mit ſchwerem Herzen verlaſſen. Der Zug war durch Pilger aller Kaſten überfüllt, und wir mußten froh ſein, mitgenommen zu werden und ein Coupé zweiter ſtatt erſter Klaſſe zu bekommen. Nach achtzehnſtündiger Fahrt trafen wir heute früh zehn Uhr in Kalkutta ein, wo uns am Bahnhof das gewohnte, aufgeregte Gewühl empfing. Wir hatten im „Grand-Hotel" Zimmer beſtellt, fanden aber dort keinen Platz und dankten dem Geſchick, als uns das „Hotel Continental" aufnahm. Hier in Kalkutta finden wir zum erſtenmal nach zwei Monaten Nachrichten von zu Hauſe — es war eine unſagbar freudige Senſation.

Die direkte Poſtverbindung nach Europa findet regelmäßig jede Woche einmal ſtatt. Alle Sonntage verläßt ein engliſcher Dampfer der „Peninsular and Oriental Society", der ſogenannten P. and O., Bombay. Das Telegraphenweſen iſt in Indien ſehr praktiſch eingerichtet. Man kann auf dreierlei Art depeſchieren, „eilig", „gewöhnlich" und „aufgeſchoben", was eine Preisdifferenz von ein, zwei und drei Annas für das Wort, inkluſive Adreſſe, ausmacht. Man wählt meiſt „gewöhnlich". Als eine ſehr nachahmungswerte Verfügung verdient Erwähnung, daß unbeſtellbare Telegramme in den geleſenſten Zeitungen Bombays und Kalkuttas nach Wortlaut und Adreſſe veröffentlicht werden.

Kalkutta zählt eine Million Einwohner und liegt am Hugli, dem schiffbaren Hauptarm des Gangesdelta. Die britisch-ostindische Kompanie hat 1698 das kleine Dorf Kalighat gekauft, welches sich in den letzten zwei Jahrhunderten zu dem größten Handelsplatz Indiens entwickelte und einen hochbedeutenden Import- und Exporthandel betreibt. Seit 1773 ist Kalkutta Sitz der britisch-indischen Regierung. Neunhundert englische Meilen vom Meere entfernt, gilt es trotz der fortgesetzten Sanierungsversuche, die in den letzten Jahren gemacht wurden, als sehr ungesund. Während unserer Anwesenheit starben im Distrikt Kalkutta wöchentlich zwölftausend Menschen. Das hiesige Trinkwasser ist, wie in ganz Indien, lebensgefährlich, es entstammt zum Teil dem Ganges, zum Teil ist es Regenwasser, welches aus den tausend Tanks, die rings um Kalkutta liegen, bezogen wird. Alles Wasser kommt nur filtriert in Gebrauch, ist aber trotzdem bloß für Eingeborene genießbar.

Gegenüber unserm Hotel liegt auf der ausgedehnten Esplanade, die hier „Maidan", d. i. Wiese, heißt und etwa eineinhalb Kilometer lang ist, inmitten eines prachtvollen Gartens der vizekönigliche Palast, ein großer, weißer Kuppelbau mit dorischen Säulen und gewaltigen Portalen. — Die Esplanade durchziehen stattliche Alleen. Die Rasenplätze sind durch eine Menge Teiche unterbrochen, und marmorne Denkmäler verdienter Generale, wie abgegangener Vizekönige stehen auf den Wiesen umher.

Das Gekrächz der Raben ist hier in Kalkutta wieder ohrenzerreißend. Ich wollte nach dem Tiffin eine Stunde schlafen, aber es war unmöglich, einen Augenblick Ruhe zu finden. Die Vögel vollführten einen mörderischen Spektakel, und zu dem Gekreisch des schwarzen Orchesters sang ein schreiender Tenor, so laut er konnte, „über'n Garten durch die Lüfte hört' ich Wandervögel zieh'n!" — Die Hitze ist fürchterlich, und es erfordert sehr viel Energie, um bei der entsetzlichen Temperatur Interesse für das mo-

derne Kalkutta zu haben, das nach dem uralten heiligen Benares unbeschreiblich nüchtern wirkt. Wir werden uns deshalb darauf beschränken, nur den weltberühmten botanischen Garten und ein Theater der Eingeborenen zu besuchen.

Der botanische Garten liegt leider sehr weit außerhalb der Stadt. Seine größte Sehenswürdigkeit ist die berühmte, große Banyane — Ficus indica —, deren Kronenumfang tausend Fuß mißt, und unter deren Schatten sechstausend Menschen stehen können. Weit breitet der Wunderbaum seine Aeste aus, Hunderte von Luftwurzeln (ca. 467) senken sich in die Erde und bilden, zu neuen Stämmen erstarkend, einen wirklichen Märchenwald. Unter dem Baum, in den lauschigen Lauben und Pergolas, auf den länglichen und runden Plätzen, welche die einzelnen Stämme schaffen, und die dicht mit Schlinggewächsen überwachsen sind, treffen sich heimlich Paare, versammeln sich Gesellschaften zum five o'clock tea, ohne daß einer den andern geniert oder zu Gesicht bekommt. Merkwürdig ist die Tatsache, daß der Banyanenbaum selten aus der Erde wächst. Vögel fressen seine Feigen, und der Samen fällt hierbei in die Kronen der Palmen, wo er keimt und sich entwickelt.

Im Jahre 1782 stand auf dem Platze, auf dem wir jetzt den Schatten des Riesen-Banyanenbaumes genießen, ein Palmbaum, aus dem er entsproß, und unter dem damals noch ein berühmter Fakir saß. Der Garten hat eine ungeheure Ausdehnung. Die herrlichen, mit Palmyrapalmen besetzten breiten Wege im Schritt durchfahrend, kann man die wunderbarsten Gewächse und Bäume ohne jegliche Ermüdung genießen. Alle jene Pflanzen, die wir in unserer Heimat nur im Zimmer oder im Treibhaus in kümmerlichen Exemplaren kennen, wachsen hier zu wahren Riesen empor, bilden üppig wuchernde Gesträuche und dichte Büsche. Parallel mit einer Allee von Königspalmen, zieht sich eine zweite von mächtigen Mahagonibäumen hin, durch Bos-

ketts mit Blüten vom dunkelſten Rot bis zum hellſten Roſa und Lila unterbrochen. Man wähnt ſich in Klingſors Zaubergarten. Statt der Treibhäuſer ſtehen hin und wieder „Schattenhäuſer", d. h. ganz mit dichtem Laub überzogene Holzgeſtelle, in denen bei dämmerigem Licht und ſchwüler Feuchte Farne und Orchideen in unzähligen Arten gezogen werden. Tritt man in das Halbdunkel dieſer grünen Lauben, ſo fühlt man die Sinne ſchwinden und glaubt ſich einer Ohnmacht nahe. — Der Garten iſt ein Meiſterwerk der ſogenannten „engliſchen" Anlage. Durch das waldige Gebüſch ſind entzückende Ausblicke über weite, ſaftige Wieſen geſchaffen. Kleine Teiche, über die ſich herrliche Bäume biegen, unterbrechen die grüne Fläche, und es iſt wirklich ſchade, daß der Garten zu weit von der Stadt entfernt liegt, um einen wiederholten Beſuch zu geſtatten.

Abends nach dem Dinner unternahmen Graf Lippe und ich eine Exkurſion in das „Native-Theater", während Alfred zu einer engliſchen Operettengeſellſchaft ging. Der Wirt hatte unſern Kutſcher genau inſtruiert, ihm geſagt, zu welchem Theater er uns bringen ſolle, und ſo hielten wir einen Führer für überflüſſig, unterließen ſogar, unſern Boy mitzunehmen. Es war ein abenteuerliches Unternehmen, allein in die Nacht hinauszufahren, in einer Stadt, in der wir gänzlich fremd waren, in einem Lande, von deſſen Sprache wir ſo gut wie nichts verſtanden. Wir fuhren etwa dreiviertel Stunden durch abgelegene Stadtviertel und hielten ſchließlich vor einem ſtockfinſteren Bau. Auf der unterſten Stufe der Treppe, die an dem Hauſe hinaufführte, ſaß eine weiß vermummte Geſtalt. Sie verſtand nicht, was wir frugen, und wir nicht, was ſie ſagte, wohl aber begriffen wir, daß in einem ſo ſtillen, dunkeln Gebäude keine Theateraufführung ſtattfinden könne. Wir gingen an den Wagen zurück. Hier erklärte uns der Kutſcher, ſoviel wir aus ſeinem Kauderwelſch und aus ſeinen Geſten errieten, wir ſollten es in einem andern

Theater verſuchen. Wir nickten „ja“, ſagten „yes“, und in raſendem Tempo wurde das Pferd durch die Straßen des Chineſenviertels gehetzt. Alle Läden waren noch hell erleuchtet, überall ſaßen die „Bezopften“ fleißig an ihrer Arbeit. Immer weiter ging es durch finſtere Gaſſen, zwiſchen hohen Mauern hin, vorbei an düſteren Paläſten aus der portugieſiſchen Zeit. Dunkle Schatten ſchlichen an langen, geheimnisvollen Häuſern flüchtig entlang und verſchwanden eilig in hohen Torbogen. Seltſam unheimlich wirkte dieſe Oede und Stille, in der man nur den Hufſchlag des galoppierenden Pferdes hörte. Wir atmeten auf, als die Straßen heller und breiter wurden, als wir einen Droſchkenſtand erblickten und wir uns der Ziviliſation um einiges näher fühlten. Wieder hielten wir vor einem ſchwarzen Gebäude. Ein weißer Zettel glänzte aus der Finſternis hervor und wir konnten „Savitri“ auf demſelben entziffern. Wir ſprachen vorübergehende Eingeborene an — aber niemand verſtand uns. Da traten zwei Mohammedaner auf uns zu, die einen dritten ſtützten. Dieſer dritte war ſchwer betrunken, ſprach aber ein paar Worte Engliſch und erklärte uns lallend, daß nur Samstag und Mittwoch geſpielt würde. — Heute aber war Donnerstag. — Befriedigt von der Erfahrung des Abends befahlen wir „Hotttelll“, wie die Eingeborenen Hotel ausſprechen. Wir hofften, unſer Kutſcher werde uns verſtehen. Es ſchien auch ſo, denn er wendete das Pferd und raſte fort. Aber ſtatt zum Hotel, ging es wieder durch ſchmale Gaſſen mit hohen dunkeln Mauern rechts und links, über winkelige Plätze, auf denen halb verfallene Häuſer ſich an einſt ſtolze Paläſte lehnen. So oft wir „Hotttelll“ ſchrien, ſo oft nickte der Kutſcher mit dem Kopf und hieb auf das Pferd ein. Wir fühlten uns dem Manne auf dem Bock gänzlich preisgegeben, er konnte hinfahren, wohin er wollte, wir konnten nicht ausſteigen, denn wir vermochten uns nicht einmal zum Hotel „zurückzufragen“.

Einen Moment dachten wir an all die Möglichkeiten, die Kalkutta besaß, um uns spurlos verschwinden zu lassen. Wir verschwiegen uns gegenseitig unsere Besorgnis, sahen uns nur hilflos an. Da, um eine Ecke biegend, erblickten wir eine hell erleuchtete Bude, und der Wagen hielt. Es war der Billettschalter des „Curzon-Theaters", das nach dem Vizekönig genannt ist, aber einer Spelunke zum Verwechseln ähnlich sieht. Graf Lippe erkundigte sich am Schalter nach den Preisen der Plätze, und da die Loge den vertrauenerweckenden Satz von sechs Rupien zeigte, beschlossen wir es mit dem Theater zu versuchen. Ueber eine breite, steile Treppe, die dem vizeköniglichen Theater vorgelegt ist, tappten wir in den ersten Stock. Wir wurden durch dämmerige Gänge in eine dunkle Loge geführt und traten in ein ärmlich beleuchtetes Theater, in dem gähnende Leere herrschte. Ein geschmackloser, europäischer Vorhang war herabgelassen. Die Sitze des Parketts bedeckten weiße Ueberzüge. Alles war leer, nur die letzten Reihen des Sperrsitzes hielten etwa zwanzig Natives besetzt, die mit den Füßen auf den Stühlen hockten. Im ersten Rang saßen außer uns elf Personen, darunter eine Parsenfamilie. Der Mann in blauer Seide, die Frau, eine Eingeborene mit dem reinsten Affenkopf, à l'Européenne in weißen Atlas gekleidet, weiße Glacéhandschuhe an den Fingern. Der Sohn, ein elfjähriger Knabe, in rotem Samt, der sich unaufhörlich geräuschvoll räusperte und sich zu seiner Unterhaltung etwas „vorspuckte".

Die Vorstellung wollte lange nicht beginnen, man hoffte wohl noch auf mehr Zuschauer. Ein Pfeifen und Scharren wurde laut und der Vorhang rauschte aufwärts. Es ward eine Feerie gegeben. Liebe, Haß und Eifersucht spielten die Hauptrolle, gute Geister schützen, böse rächen — tout comme chez nous —, aber ganz anders ist das Spiel und alles übrige. Wechselgesänge von endloser Länge werden mit näselnder Stimme heruntergeleiert. Die Sänger stoßen

die Worte in atemloſer Haſt nervös hervor; das aus einem Tamburin und einer Holzpfeife zuſammengeſetzte Orcheſter begleitet ſie. Wir vermochten nicht, eine Melodie in dieſen Geſängen zu entdecken, trotzdem fühlten wir, daß es ſich um kein willkürliches Geſinge handle, ſondern daß dieſe Töne beſtimmte Empfindungen ausſprechen ſollten, ja, daß ſogar manchmal coupletartige Lieder vorkamen. Jedesmal, wenn der eine Partner ſeinen Geſang vollendet hatte, folgte eine Kadenz, worauf der andere in einer etwas höheren oder tieferen Tonlage erwiderte. Mit tauſend Worten wurde in größter Eiligkeit die Partie abgeſungen.

Die Bewegungen der Akteure laſſen ſich kaum beſchreiben. Sie ſind in unſerm Sinne nicht als ſolche zu bezeichnen. Die Schauſpieler ſtehen ganz ſteif in der Mitte der Bühne nebeneinander. Alle Geſten werden nur mit dem Unterarm, hauptſächlich aus dem Handgelenk ausgeführt, alle ſind kurz und klein. Aehnlich wie ſich eine Katze die Schnauze und die Ohren putzt, wiſchen ſich die Schauſpieler mit den Händen vor dem Geſichte hin und her. Dieſe kleinen Bewegungen wiederholen ſich in einer beſtimmten Reihenfolge, jede dieſer Serien ſchließt mit dem Aufſtützen der Hände auf die Hüften, und gleich beginnt die nächſte wieder. In einer Liebesſzene ſinkt der irdiſche Jüngling auf das eine Knie, während das andere aufgeſtellt einen rechten Winkel bildet, auf dem die himmliſche Geliebte Platz nimmt. Aehnlich zwei Holzpuppen, ſteif und eckig, wie man ſie auf den alten Bauwerken Südindiens, den Gopuren, abgebildet ſieht, und in eben ſolchen Koſtümen, wie ſie dort die alten Götter tragen, erblickt man die Leute vor ſich auf der Bühne. Wenn ſie ſtehen, geſchieht es mit eingeknickten Hüften und verdrehten Beinen.

Nur einmal kam Leben in die Schauſpieler, als der „gute Geiſt“ mit ganz kleinen Schrittchen hinter die Kuliſſen „abtrippelte“; frenetiſcher Applaus brach los. Die einunddreißig ſichtbaren Zuſchauer und die unſichtbaren Frauen,

die im zweiten Rang hinter engen Holzgittern ſaßen, klatſchten, jubelten und kicherten. Der „gute Geiſt“ mußte wieder heraustrippeln, ſein Gequake wiederholen, und das Publikum war glückſelig.

Wir waren von dem monotonen Geſang, dem gänzlichen Mangel an Handlung auf der Bühne wie hypnotiſiert. Halb ſchlafend ſtierten wir hinab, und erſt als der Vorhang über dem erſten endloſen Aufzug fiel, fanden wir ſoviel Tatkraft, um aufzuſtehen und zu gehen. Die Freitreppe herunterkommend, trafen wir unſern Kutſcher mit Reiskochen beſchäftigt und unſer Pferd ausgeſchirrt. Es ſtand, einen Grasbüſchel vor ſich, umgekehrt in der Gabel. — Da dies Theater erſt um zehn Uhr anfängt und vor zwei Uhr nachts nicht zu enden pflegt, hatte ſich der Kutſcher häuslich niedergelaſſen. Die Heimfahrt ging im früheren Tempo durch all die unheimlichen Viertel zurück. Ueberall ſaßen trotz der vorgerückten Stunde — es war zwölf Uhr — noch die fleißigen Chineſen an der Arbeit, und die Eingeborenen rauchten ihre Waſſerpfeife hinter den Eiſengittern, die, wenn ſie geſchloſſen ſind, ihren Häuſern das Ausſehen von großen Löwenkäfigen geben. Auf kleinen Plätzen hockten neben allerhand Bäckereien und Teetaſſen in Weiß gehüllte, ſchwach beleuchtete Geſtalten und boten den Vorübergehenden, faſt ausſchließlich Chineſen, Erfriſchungen an.

Ich war froh, als wir nach dieſer tollen Fahrt, während welcher der Wagen wie ein Schlitten von einem Straßenrand zum andern rutſchte, uns wieder im Hotel befanden. Der nächtliche Ausflug im abgelegenen natives- und Chineſenviertel, ohne die Möglichkeit, ſich irgendwie zu verſtändigen, hätte ſchlecht ausfallen können. Alfred kam noch ſpäter als wir aus ſeinem engliſchen Theater nach Hauſe. Er hatte ſich ſehr gut amüſiert, während unſer Amüſement mehr einer warnenden Erfahrung glich. Morgen treten wir unſern Ausflug in den Himâlaya an.

9. Januar 1903. Das Gepäck, welches wir auf dem Wege von Agra nach Benares verloren hatten, fanden wir gestern in Kalkutta auf dem Bahnhof wieder. Dasselbe lag beim stationmaster, an den wir von Benares aus telegraphiert hatten, um ihn zu bitten, es unter sicheren Verschluß zu nehmen.

Da wir den Ausflug nach Darjeeling nur mit leichtem Gepäck machen wollen, nahm ich heute die Verteilung unserer Sachen vor, eine bei dieser Hitze recht unangenehme Beschäftigung, zumal es sich um unsere wärmsten Kleidungsstücke handelt, deren Berührung allein bei einer Temperatur von einigen dreißig Graden schon beinahe eine Qual bedeutet. Unser großes und ein Teil des kleinen Gepäcks bleibt zur Aufbewahrung im Hotel, allerdings, ohne daß wir dafür irgend eine andere Sicherheit besitzen, als das Versprechen eines Kuli „dafür sorgen zu wollen". Mit dem Gefühl, ohne Ballast zu reisen — wir haben nur elf Stück Handgepäck, gegenüber den früheren sechsundzwanzig Kollis — fahren wir in drei Droschken auf den Bahnhof Sealdah der „Eastern Bengal"-Eisenbahn.

Obwohl unser Zug erst um vier Uhr Kalkutta verläßt, hatte uns der Manager des Hotels bereits um zwei Uhr aus demselben vertrieben, teils aus Angst, wir könnten zu spät kommen — die Differenz zwischen Stadt- und Bahnuhr macht die Leute nervös — hauptsächlich aber wohl deshalb, um die Zimmer frei zu bekommen, bevor die Züge aus dem Süden neue Passagiere brachten. Was wir in Indien Punkto „Warten" durchgemacht haben, spottet jeder Beschreibung, und würde man die Summe von verlorenen Stunden einerseits, die Energie für die geübte Geduld anderseits in eine Zahl umsetzen, es käme genug Zeit und Kraft heraus, um den Kinchinjunga zu besteigen. Nachdem wir anderthalb Stunden gewartet hatten, konnten wir uns in unserm Coupé installieren; nach weiteren vierzig Minuten setzte sich der Zug mit halbstündiger Verspätung

und unter furchtbarem Geſchrei in Bewegung. Er war dabei nicht beſonders beſetzt; nur ein paar reiche „natives“ und „halfcasts“ machten ſich nebſt ihrer Dienerſchaft breit. Sie führten ganze Körbe von Sodawaſſer, „Bilaſi pâni“, zur Erfriſchung mit ſich, die ſie in ihren Coupés aufſtapelten. Außerdem fröhnten ſie der Opiumpfeife, welche einen widerlich-ſüßlichen Geruch verbreitete, der den ganzen Waggon trotz der trennenden Wände durchdrang und geradezu Uebelkeit hervorrief.

Die Landſchaft, die wir durchfuhren, erinnert mit ihren herrlichen Palmenhainen, verſteckten Ortſchaften und den vielen glitzernden Tanks lebhaft an Ceylon. Aus dem dichten Grün heben ſich einzelne Rieſenbaumkronen ſcharf gegen den glühenden Abendhimmel ab, während das Palmdach der kleinen Nativehäuſer kaum aus dem Gebüſch hervorlugt. — Die Nacht bricht plötzlich ein. Alles verſinkt in tiefes Dunkel. Nur die flammenden Feuer, die unweit der Hütten zum Schutz gegen Raubtiere unterhalten werden und ſich ſtundenlang dem Bahndamm entlang ziehen, glänzen zwiſchen den Bäumen wie leuchtende Irrlichter.

Abends acht Uhr kamen wir nach der Station Damukdia am Ganges, wo wir unſer bequemes Coupé verlaſſen mußten, um mittels eines Dampfbootes das gegenüberliegende Ufer des Stromes zu erreichen. Dort erwartete uns ein Zug zur Weiterfahrt. Dunkel liegt der Weg zum Ganges hinab vor uns. Das Gepäck, das von einem halben Dutzend Kulis aus dem Coupé geriſſen worden war, iſt nirgends zu ſehen. Die Aya und die Boys ſind in der pechrabenſchwarzen Nacht auch nicht zu entdecken. Doch dies alles regt uns nicht mehr auf. Die ſchlaffe Luft der Tropen hat unſern Mut gebrochen, und mit ergebenem Achſelzucken ſehen wir den Ereigniſſen entgegen. Auf holprigem und ſandigem Pfad gelangen wir endlich zum Dampfſchiff, das in hundertfachem Lichterglanz erſtrahlt, und auf dem ſich nach und nach die Boys, die Aya und

die Kulis mit unſern Effekten einfinden. — Breit wie ein See liegt der Strom vor uns. Träge und ſchlammig fließt er dahin, und wer die heilige Ganga hier zum erſtenmal erblickt, muß durch ſie gründlich enttäuſcht werden, denn von irgendwelchem Zauber kann trotz aller Phantaſie nicht die Rede ſein. Die halbe Stunde, welche die Ueberfahrt nach dem linken Stromufer in Anſpruch nimmt, wird durch ein ſchnelles Dinner ausgefüllt. Von ferne ſchon ſieht man das hell erleuchtete „Sara Ghat". Ungeheure Feuer flackern, koloſſale Windlichter brennen und beſcheinen taghell das Ufer und den Bahnſteg. Der Verkehr nach Darjeeling iſt um dieſe Jahreszeit ſehr ſchwach. Alfred und ich erhalten ein Coupé für uns allein, während Graf Lippe, der bisher immer in den Lüften ſchwebend ſchlief, endlich auch einmal in einem unteren Bette ruhen kann und allein in einem Kompartiment reſidiert.

10. Januar. Früh um ſechs Uhr treffen wir in Siliguri ein, wo wir trotz der frühen Morgenſtunde ein regelrechtes Gabelfrühſtück mit ſeinen drei Gängen bereit finden und es, hungrig wie wir ſind, wenn auch ohne Vergnügen, verzehren.

Hier in Siliguri beginnt die Bergbahn, die hinauf nach Darjeeling führt und das putzigſte iſt, was man ſich vorſtellen kann. Wie ein Rieſenſpielzeug ſteht der Zug vor uns. Die einzelnen, tramwahnähnlichen Wägelchen ſind ſo klein, daß ſie an einem Karuſſell hängen könnten und man das Gefühl hat, viel zu groß zu ſein, um in ihnen Platz zu finden. Der Zug beſteht aus einer kurzen, niedrigen, aber kräftigen Maſchine, einem Gepäckwagen, einem geſchloſſenen Waggon erſter Klaſſe und mehreren zweiter Klaſſe, die, ähnlich wie die Wagen der dritten Klaſſe, ſeitlich offen ſind. In jedem kleinen Coupé bietet ſich auf ſchmalen Bänken für ſechs Perſonen Platz. Nur in dem einen offenen Wagen der erſten Klaſſe ſtehen ſechs

kleine Armſeſſel, die aber ſo eng ſind, daß man ſich mit aller Gewalt in ſie hineindrücken muß, um Raum zum Sitzen zu finden. Alles eilt nach dem offenen Wagen und ſtürzt ſich auf den begehrten Eckplatz, der bei den ſcharfen Kurven, den die Bergbahn beſchreibt, buchſtäblich über den Abgründen hängt. Ich wähle einen Mittelplatz, wo ich weniger ſchwindelig und viel geſchützter gegen die Zugluft ſitze. Es war beißend kalt, und für uns, die wir ſeit Monaten meiſt unter brennender Sonne gelebt, machte ſich der Wechſel der Temperatur ſehr bemerkbar. Ich zog nach und nach alles an, was ich beſaß, ſetzte eine Schutzbrille auf die Naſe, nahm einen Schleier vors Geſicht, wickelte Tücher um den Kopf und zog Gummiſchuhe an. Aber trotz aller Hüllen fror ich, wurde blau und blauer und thronte immer höher und höher auf meinem Armſtühlchen, in das meine dick eingemummelte Figur nicht mehr eindringen konnte. Ein rauher Wind pfiff uns entgegen, der mich ſehr an München erinnerte.

Von Siliguri nach Darjeeling ſind es fünfzig Meilen, und da in der Stunde nicht mehr wie ſieben Meilen zurückgelegt werden dürfen, ſo fährt man (den Aufenthalt eingerechnet) etwa acht Stunden.

Anfänglich durchſchneidet die Bahn ein unintereſſantes Flachland mit wohlbeſtellten Feldern. Doch kaum nach einer Stunde verſchwindet die Ebene, und wir dringen in den tiefſten, herrlichſten Urwald ein, wie wir ihn noch nirgends in Indien geſehen haben. In einer Lichtung ſteht ein Haus auf Pflöcken. Es iſt von Europäern bewohnt. Ein grauer Elefant arbeitet im nahen Dickicht. Er iſt damit beſchäftigt, rieſige Baumſtämme herbeizuſchleppen, und ſchaut nicht einmal von ſeiner Arbeit auf, als unſere kleine Lokomotive mit ihren Zwergwägelchen an ihm vorbeikeucht.

Die Bahn läuft lange Zeit der Fahrſtraße entlang, die ein Wunderwerk in der Anlage und im Bau bedeutet. Rechts und links erhebt ſich eine hohe Pflanzenwand, die

kein Auge zu durchdringen vermag. Wie eine Rieſenſchlange windet ſich der Zug in ſcharfen Krümmungen den Berg hinauf. Den Kopf des Ungeheuers, die wildſchnaubende kleine Maſchine, können wir bei den kurzen Windungen immer beobachten; puſtend ſpeit ſie nach allen Seiten Rauch und Dampf aus. Vor der Maſchine iſt ein Streukaſten angebracht, in dem ein Kuli ſitzt, der die Schienen mit Sand bewirft, um bei dem ſteilen Anſtieg das Abgleiten der Räder zu verhüten. Immer höher kriechen wir, immer mehr nähern wir uns den Gipfeln der Rieſentannen, die tief unten im Tale wurzeln, und jetzt blicken wir in Schluchten voll herrlicher Palmenwälder, wilder Feigen-, blühender Mandelbäume und ungeheurer Rhododendronbüſche. Höher und höher windet ſich die Bahn, weiter und weiter wird der Blick über die bewaldeten Berge und tiefen Täler; man ſieht hinaus in die Ebene, die ſich nach Süden in unendliche Fernen dehnt. Wir hängen über ſchwindelnden Abgründen, und ich muß die Augen ſchließen.

Die kleine Bahn, die nur ſechzig Zentimeter Spurweite hat, iſt kühn und ſehr geſchickt gebaut. Sie überwindet allzuſcharfe Kurven durch große Schleifen, „loops“ genannt, und durch einige „reversing stations“ (Kopfſtationen), auf denen die Lokomotive an das andere Ende des Zuges angekoppelt wird und dieſen nun in entgegengeſetzter Richtung aufwärts zieht. An einer dieſer „reversing stations“ ſteht auf dem Nebengeleiſe ein talwärts gerichteter Zug. Täuſche ich mich? Sitzen dort im Ausſichtswagen nicht Baron Gemmingens? Wir hatten uns ſo gefreut, ſie in Darjeeling zu treffen. Ein flüchtiger Gruß, und der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Die Vegetation verändert ſich nach und nach. Nur noch vereinzelt erheben ſich ſtolz und kerzengerade die Tannen und Eichen des Himálaya. Die Tanne, der Deodar, iſt ein wundervolles Nadelholz, eine Abart der Zedern des Libanon, die Eichen

ähneln den immergrünen Eichen Italiens. Zwischen diesen ernsten Bäumen, die an europäische Wälder erinnern, ragt phantastisch wie ein Tropenkind der „ferntree“ hervor, ein Riesenfarnkraut, das auf schlankem dünnen Stamm die Höhe eines Baumes erreicht und, von weitem gesehen, wie eine Palme wirkt. Der ferntree steigt zweiunddreißig Fuß empor und breitet oben seine mächtigen Blätter symmetrisch nach allen Seiten aus.

Neun Stationen liegen zwischen Siliguri und Darjeeling. In Kurseong, etwa fünftausend Fuß hoch, steht ein lunch für uns bereit, das ganz außergewöhnlich schmackhaft aussieht und es auch tatsächlich ist.

Die Bahn führt mitten durch den Ort Kurseong, und groß und klein ist zusammengeströmt, um uns anzugaffen. Aber wie sehen die Menschen hier aus, welch ein Gegensatz zu den bisher gewohnten, schönen, ernsten Hindus!

Die Buthias, denen wir hier zum erstenmal begegnen, sind ein Bergvölkchen, das im Osten des Bezirkes Darjeeling haust. Wir haben es mit einem Mongolenstamm von abschreckender Häßlichkeit, aber mutwilligem und ausgelassenem Charakter zu tun. „Slam, Sab, Bocksiss“ (Salâm, Sahib, Backshischisch) ruft es von allen Seiten. Das sämtliche Bettelvolk ist reich mit Schmuck behängt. Alle bieten alles zum Kaufe an, als ich aber einer Frau, die höchst aparte lange Türkisohrringe trägt, statt der vierzig Rupien, die sie verlangt, zwanzig biete, streckt sie mir, zum Hauptspaß der Mitreisenden, ihre ungeheure Zunge heraus und schlägt sich höhnend auf — die breiten Hüften. Uebrigens soll das Herausstrecken der Zunge in Tibet eine ehrfurchtsvolle Begrüßungsform bedeuten! — Endlich setzt sich der Zug in Bewegung, und die ganze Dorfgesellschaft begleitet ihn noch eine Weile, indem sie bettelnd und schreiend nebenherläuft!

Obwohl lange Wärmflaschen in die verschiedenen Wagen geschoben worden sind, empfinden wir die Kälte

bitter. Ein dichter Nebel hüllt uns ein, so daß wir kaum das Nächste unterscheiden können. Bäume beginnen zu fehlen. Ueber die Berge dehnen sich Teeplantagen; die Pflanzen gleichen bukettartigen Büschen, die in regelmäßigen Abständen gesteckt sind, d. h. aus Saatkörnern gezogen werden. Die Teestauden liefern nach drei Jahren ihre erste Ernte. Sie werden sehr alt, haben ein der Kamelie ähnelndes Blatt und eine stark duftende, der Orangenblüte verwandte, weiße Blume. Von April bis November werden die frisch sprossenden Blätter mit einem Gartenmesser „gepflückt", dann gewiegt und auf einem gedeckten Boden über Bambusgittern getrocknet. Während einer Nacht bleiben die gewiegten Blätter zum Welken liegen, dann werden sie gerollt und schließlich über Holzkohlenglut auf einem Drahtsieb gedörrt. Der Himálayatee besitzt vielleicht zu viel Aroma, und durch einen Zusatz von Suchongtee mag er für viele wohlschmeckender werden. Eine Adresse für vorzüglichen Tee ist: Mr. Livermoor, Nagi Spur, Himálaya. Der Tee hält sich am besten in Kisten, welche aus dem Holz der eschenähnlichen indischen Zeder angefertigt werden.

Immer noch von dichten Wolken umgeben, hören wir plötzlich den Ruf „the snows", und aufblickend gewahren wir, hoch über uns in blauen Lüften schwebend, gleich einer Vision, die weiß leuchtende Schneekette des Kinkingjunga. Noch ehe wir die Herrlichkeit recht erfaßt hatten, war sie auch schon wieder in den treibenden Nebeln verschwunden. — Mittags gegen zwei Uhr fahren wir in die kleine Bahnhofshalle von Darjeeling ein. Starr vor Kälte, klettern wir aus dem Wagen. Der Manager des Hotels, in dem wir Quartier bestellt hatten, ein höflicher Engländer, erwartet uns. Die Kulis, die sich wie die Wilden auf unser Gepäck stürzen, sind höchst merkwürdige Gestalten, lauter tibetanische Weiber, breitknochig, stumpfnasig und schmutzig! Die stämmigen kleinen Frauen türmen die Koffer

in ihre Tragkörbe, oder ſie ſchlingen einen breiten Gurt um ihre Laſt und legen das Tragband wie ein Diadem um die Stirne, auf dieſe Weiſe den Nacken mit der ganzen Schwere belaſtend, während Bruſt und Schulter frei bleiben. In dieſer Gegend, wo kaum hundert Schritte ebener Boden zu ſehen ſind, mag ſolche Art des Laſtentragens ſehr praktiſch ſein.

Als wir aus der Bahnhofshalle ins Freie traten, fiel ein Sonnenſtrahl durch die Nebel und beleuchtete flüchtig das liebliche Bergſtädtchen. Wir beſteigen die bereitſtehenden Rickſhaws und werden von je drei Männern den ſtark aufſteigenden Pfad hinaufgezogen und geſchoben. Die Kulis ſchnaufen und ſtöhnen mir fürchterlich in die Ohren. Ich wäre gerne zu Fuß gegangen, doch trug ich meine ganze Garderobe auf dem Leibe und hätte mich nur ſchwerfällig einherwälzen können. Aber trotz der vielen Kleider friere ich. Wir fühlen uns wie an den Nordpol verſetzt, obwohl das Thermometer zwölf Grad Wärme zeigt. Die Hitze und dumpfe Schwüle Kalkuttas liegt uns noch in den Gliedern.

In ſchnellem Tempo brachten uns die Kulis an das „Woodland Annexhotel", einen weiß und rot geſtrichenen, freundlichen Sommerbau mit Erkern, Balkons und großen, hohen Fenſtern, nicht viel anders als das Hotel eines Schweizer Luftkurortes. Leider waren die Zimmer, die man im Parterre für uns bereit hielt, feucht, finſter und kalt. Das Feuer, das im Kamin brannte, erwies ſich als ein Schauſtück! Wir lehnten es ſofort ab, dieſe Zimmer zu beziehen, worauf jedoch die Managerin mit aller Liebenswürdigkeit, aber auch Entſchiedenheit erklärte, daß ein Wechſel erſt morgen möglich ſei. Dieſe Hausdame war das merkwürdigſte Exemplar einer engliſchen Miß, das mir je vorgekommen. An ihr gewahrte man nichts von der gleichgültigen Ruhe ihrer Landsleute, die zu allem „Aoh" hauchen. Ebenſo gewalttätig als fürſorglich dekretierte ſie, daß wir uns vor dem Tiffin nicht mehr zu waſchen hätten,

bitter. Ein dichter Nebel hüllt uns ein, so daß wir kaum das Nächste unterscheiden können. Bäume beginnen zu fehlen. Ueber die Berge dehnen sich Teeplantagen; die Pflanzen gleichen bukettartigen Büschen, die in regelmäßigen Abständen gesteckt sind, d. h. aus Saatkörnern gezogen werden. Die Teestauden liefern nach drei Jahren ihre erste Ernte. Sie werden sehr alt, haben ein der Kamelie ähnelndes Blatt und eine stark duftende, der Orangenblüte verwandte, weiße Blume. Von April bis November werden die frisch sprossenden Blätter mit einem Gartenmesser „gepflückt", dann gewiegt und auf einem gedeckten Boden über Bambusgittern getrocknet. Während einer Nacht bleiben die gewiegten Blätter zum Welken liegen, dann werden sie gerollt und schließlich über Holzkohlenglut auf einem Drahtsieb gedörrt. Der Himálayatee besitzt vielleicht zu viel Aroma, und durch einen Zusatz von Suchongtee mag er für viele wohlschmeckender werden. Eine Adresse für vorzüglichen Tee ist: Mr. Livermoor, Nagi Spur, Himálaya. Der Tee hält sich am besten in Kisten, welche aus dem Holz der eschenähnlichen indischen Zeder angefertigt werden.

Immer noch von dichten Wolken umgeben, hören wir plötzlich den Ruf „the snows", und aufblickend gewahren wir, hoch über uns in blauen Lüften schwebend, gleich einer Vision, die weiß leuchtende Schneekette des Kinkingjunga. Noch ehe wir die Herrlichkeit recht erfaßt hatten, war sie auch schon wieder in den treibenden Nebeln verschwunden. — Mittags gegen zwei Uhr fahren wir in die kleine Bahnhofshalle von Darjeeling ein. Starr vor Kälte, klettern wir aus dem Wagen. Der Manager des Hotels, in dem wir Quartier bestellt hatten, ein höflicher Engländer, erwartet uns. Die Kulis, die sich wie die Wilden auf unser Gepäck stürzen, sind höchst merkwürdige Gestalten, lauter tibetanische Weiber, breitknochig, stumpfnasig und schmutzig! Die stämmigen kleinen Frauen türmen die Koffer

frischler versammeln. Ein wenig höher liegt die meteorologische Station, kurzweg „Observatorium" genannt, von der aus man eine herrliche Rundsicht haben muß, wenn die Ferne nicht durch die Nebel verhüllt ist. Heute sahen wir nur die nächsten Höhen und Täler und das reizende Darjeeling, das über den langen Berg hin weit ausgedehnt liegt, und dessen zierliche Holzvillen und Bungalows am Berghang oder auf kleinen Felsterrassen malerisch, halb versteckt zwischen prachtvollen Bäumen und leuchtenden Blütenranken, vorlugen. Schöne Tannen, Eichen, Birken und Ahorne stehen überall in den Gärten. Die Laubbäume sind entblättert und zeigen, daß es Winter ist, was man aber nur schwer glaubt, denn Magnolien, Geranien, Fuchsien und Rosen blühen, und blaue Veilchen stehen am Wege.

Von unserm Stadtpunkte aus fällt ein großes, mit einem roten Dach und gelben Veranden umzogenes Gebäude vor allem ins Auge: das Sanatorium für Militärs und Beamte. Wieder höher als dieses liegt der Palast des Bischofs und seitlich die Paulskirche. Aufgeregt standen wir auf der Höhe, fieberhaft hoffend, die Schneekette möchte sich uns zeigen. Doch vergebens! Wir mußten uns mit dem Blick hinab ins Tal begnügen, in welchem 2000 Meter unter uns der Randschidfluß den Fuß des Himâlaya bespült. Hinter dieser gewaltigen Bergkette liegt im Norden Tibet, das höchste Bergland der Welt, das geheimnisvolle Priesterreich des Dalai Lama (Priesterozean). Seit fünfhundert Jahren ist Lhassa die Residenz des Dalai Lama, der für eine immer sich erneuernde Inkarnation Buddhas gehalten wird und, umgeben von fünfundsiebzig Priestern, in einem herrlichen Palast, quasi als Gefangener, lebt. *)

*) Inzwischen wurde der Dalai Lama durch seine priesterliche Leibwache entführt, während die Engländer in großer Anzahl das geheimnisvolle Land, die verbotene Stadt aufsuchten, allein wenig von der sagenhaften Pracht und Herrlichkeit, dagegen desto mehr Schmutz und Unreinlichkeit vorfanden.

Der jetzige Dalai Lama ist sechsundzwanzig Jahre alt, ein großer Heiliger, der sich all seiner früheren Wiedergeburten auf Erden erinnert. Er lebt im Zölibat. Doch wird dasselbe nicht allzu streng geübt, denn es gibt für ein Mädchen keine größere Ehre, als wenn es durch seine Gunst beglückt wird.

Der Distrikt Dar-rgjas-glin, d. h. auf tibetanisch „Land des diamantenen Donnerkeils des Lama", das die Engländer Darjeeling aussprechen, liegt auf den südlichen Vorbergen des Himâlaya und schiebt sich schmal zwischen vier andere Staaten ein. Im Norden liegt außer Tibet der kleine britisch-indische Schutzstaat Sikkim mit seinen Teufelsanbetern; im Westen das unabhängige Königreich Nepal; im Osten das geistliche Fürstentum Bhutan, in dem Vielweiberei herrschen soll. Von letzterem haben die Engländer einen Streifen annektiert.

Die Wolken senken sich von neuem, und wie Inseln schwimmen die Gipfel der Riesentannen auf dem Nebelmeer. Es steigt höher und höher und hüllt uns schließlich ganz in grauen Dunst. Auf abschüssigem Weg gingen wir nun den Berg hinab, an dem unterhalb des Hotels sich Laden an Laden reiht, gerade wie in einem Badeort. Zunächst dem Gasthof steht ein Haus, das den stolzen Namen „Museum" trägt, und vor dem ein kleiner Hindu in einem roten Affenfrack auf und ab spaziert. Wir treten neugierig in das „Museum", entdecken aber bald, daß wir uns in einem gewöhnlichen Antiquitätenladen befinden, wo echte und falsche Sachen zu ungeheuren Preisen zu kaufen sind. Doch wird hier nur auf die Amerikaner und ihre Kauflust spekuliert, wie uns Herr Möbius, ein Berliner Kind und Eigentümer des Ladens, ganz offen bekannte. Als Friseur begann der Herr seine Laufbahn, jetzt ist er Antiquar und Buddhist und hofft, einst als „Lama" — als „Führer zur Weisheit" — in Tibet einzudringen. Vorerst beabsichtigt er übrigens, mit seinem Lehrer, einem anerkannten „Ma-

hatma", eine Vortragsreise durch die Welt zu machen. Möbius ist ein amüsanter Schwadroneur und hat uns gewiß furchtbar angelogen. Er zeigte uns in seinem Laden höchst seltsame Gefäße und Instrumente, die in Tibet gebraucht werden. Da hing z. B. eine Trompete, die aus dem Schenkelknochen eines Lamas gefertigt sein sollte; ein Affenschädel, der dazu dient, die Asche von Lamas aufzunehmen; ein Tam-Tam aus den Schädelknochen eines gesteinigten Ehebrecherpaares und dergleichen angenehme Schauderdinge mehr. Ich kaufe mir ein dreischneidiges Teufelsmesser, dessen sich die Lamas zur Beschwörung der Dämonen bedienen. Herr Möbius zeigt uns auch eine Schürze, auf der, geheimnisvolle Zeichen bildend, Menschenknochen in allen möglichen Farben aufgemalt sind. Der Medizinmann legt sie an, wenn er Kranke besucht. Reizende Schmucksachen waren in großer Auswahl ausgestellt: Kostbare Waffen, Kostüme, Stickereien und ungeheure silberne Teekannen, wie sie bei den großen „receptions" der Lamas verwendet werden, wenn die Gläubigen diesen Priestern alljährlich an bestimmten Tagen ihre Opfergaben zutragen.

Leider wird es schon um halb sechs Uhr dunkel. Um die kalten Abende zu verkürzen, ist die Speisestunde auf sieben Uhr anberaumt. Wir machten trotz des Verbots der herrischen Miß Toilette, von dem allabendlichen Bad aber sah ich hier oben in den Bergen ab. Erfüllte es mich doch schon mit Schaudern, nur die Tür des sogenannten Baderaumes zu öffnen, der nichts anderes als ein Luftschacht ist, welcher durch das ganze Haus geht, und aus dem eine eisige Kälte herabsinkt. Zugedeckt und bekleidet mit allem, was wir hierzu Verfügbares hatten, krochen wir bald nach dem Dinner in die ungewohnt weichen Betten. Aber ich konnte nicht schlafen. Immer wieder sprang ich aus dem Bett, um zu sehen, ob der Mond die Wolken noch nicht zerstreut habe, die Berge noch nicht sichtbar würden.

Da, gegen vier Uhr, fällt ein heller Lichtstrahl in unser Zimmer. Der Mond stand leuchtend am Himmel. Ich ergreife eine Decke und laufe auf die andere, dem Himâlaya zugewandte Seite des Hauses und stehe, sprachlos vor Bewunderung, einem märchenhaft schönen Anblick gegenüber. Aus weißem Nebelmeer ragt, lichtüberflutet, in erhabener Größe die majestätische Schneekette des Kinchinjunga silberflimmernd hervor. Dieser erste Anblick des stolzen, unermeßlichen Gebirgszuges war überwältigend, und es ist unmöglich, durch eine Schilderung auch nur annähernd eine Vorstellung des Eindrucks zu wecken, den er auf mich machte.

11. Januar. Sonntag. Wir haben unser Zimmer gewechselt und wohnen gegen täglich zehn Rupien wahrhaft fürstlich. Im Vorzimmer, das unsere Miß freilich „Salon" nennt, kampiert auf einem kleinen Eckſofa die Aya, welcher der Boden zu kalt geworden ist. Wo der Boy seine Nächte verbringt, weiß der Himmel; ich fürchte, im Dorf bei Spiel und Whisky, weil er des Morgens so sehr verträumt und verschwollen aussieht. Ueberhaupt scheint es mir, als ob Boy und Aya am liebsten durchgingen, fehlte ihnen nicht das bare Geld hierzu. Sie frieren aber auch wirklich zu furchtbar.

Heute ist der große sonntägliche Markt. Von nah und fern strömt die Landbevölkerung herzu, und die Arbeiter der Teeplantagen kommen von den Bergen herab, um sich für die Woche zu verproviantieren. Wie alle Wege in Darjeeling, führt auch der zum Basar steil hinunter, und der Markt selbst ist der einzig nennenswerte, horizontale Platz der ganzen Umgegend. Eingeborene, wie Fremde benutzen, um die Auf- und Abstiege bequem zu überwinden, irgend eine Fahr-, Reit- oder Traggelegenheit. Neben den Rickshaws ist der mit einem verstellbaren schwarzen Wachstuchdach versehene Tragstuhl — Dandy genannt —,

in dem man halb liegt, halb sitzt, ein beliebtes Transportmittel. Außerdem stehen an den steilsten Berghängen kräftige Ponys in Bereitschaft, deren sich auch die Eingeborenen bedienen.

Begleitet von der gestrigen Händlerschar, die den ganzen Morgen auf unsern Ausgang lauerte, wählten wir, um den Basar schneller zu erreichen, einen Abkürzungsweg, der einer Bergpartie gleichkam. Viele Reihen parallel erbauter kleiner Läden, alle mit runden Wellblechdächern gedeckt, erstrecken sich rings um den Marktplatz. Aber welch ein Getümmel und Gewimmel herrscht hier! Welch ein Gemisch von Typen steht da in Gruppen zusammen! „Leptschas" aus Sikkim, Mann und Weib in gleichem Gewand, der Mann bartlos wie ein Weib, nur daß er zum Unterschied von seiner Frau Gemahlin einen langen Chinesenzopf statt zweien den Rücken herabhängen hat. „Lopos", auch aus Sikkim gebürtig, klein und dunkel wie schwarze Gnomen. Nepalesinnen mit großen Ringen durch die Nase, die Brust über und über mit lang herabhängenden Ketten geschmückt. Tibetaner, hohe, helle Mongolen mit langem Zopf und wenig Bart. Ihre Weiber tragen die farbige Schürze rückwärts, um sich beim Niedersetzen nicht zu beschmutzen. Die Schürzen werden von entzückenden Gold- oder Silberketten um die Taille gehalten und linksseitig durch einen fein ziselierten Pfau geschlossen. Die Hauptzahl der Marktbesucher aber bilden die Bhutias, die auf der andern Seite unseres Bergrückens wohnen. Es sind buddhistische Mongolen, breitknochig und kräftig. Sie tragen einen langen Zopf, einen runden Filzhut, dessen Krempe nach aufwärts gestülpt ist, weite Hosen, eingewickelte Beine, Sandalenschuhe und ein langes, farbiges Blusenhemd. Sie sind furchtbar schmutzig, aber von ausgelassenster Heiterkeit, die einen nach all dem sorgenvollen Ernst des Hindu wohltuend berührt. Es wirkt verblüffend komisch, wenn die Schönen von Bhutia — gedrungene

Weibergestalten — mit der Fußspitze nach einer Flaumfeder, die sie in die Luft geblasen haben, wie nach einem Ball schlagen und nun trachten, sie so oft wie möglich zu treffen. So ein breitschädeliges Weib im Sonntagsstaat mit ihrem glattgescheitelten Haar, hinter den Ohren angeflochtenen Zöpfen, großen, dekorativen Türkisohrringen, silbernen Halsreifen, Perlenschnüren, buntem Rock, weiten Chinesenärmeln und nackten Füßen, sieht trotz ihrer grotesken Erscheinung, wenn sie sich dem Flaumballspiel hingibt, in ihrer plumpen Derbheit und harmlosen Munterkeit ganz sympathisch aus. Ihr Frohsinn artet freilich oft in Balgerei aus, und wenn sie sich unter Lachen, Schreien und Fluchen in den Haaren liegen und an den Zöpfen zausen, gleichen sie dicken Wildkatzen.

Abscheulich ist das von den hiesigen „Damen" angewandte Heil- und Schönheitsmittel. Sie beschmieren sich nämlich das Gesicht mit Schweinsblut. Dies gilt einerseits als beliebtes Sympathiemittel gegen Neuralgie, anderseits wird es als „cold cream" benutzt, um die Lederhaut der Schönen schmiegsam zu machen. Possierlich sind die heiratslustigen Witwen, die, um ihre Wünsche zu offenbaren, sich die Nase schwarz lackieren.

Das Gedränge zwischen den Buden ist geradezu toll. Alles, was der Eingeborene bedarf, kann er hier haben: Obst, Oel, Eier, Süßigkeiten, Milch; letztere ist in dicke, ausgehöhlte Bambusröhren eingefüllt. Es gibt Kleider, Regenschirme, Pelze und anderes mehr. Abseits von den Buden, auf Tüchern ausgebreitet, liegen Haufen von blauen Perlen oder, vorsichtig auf Kistendeckel sortiert, echte oder unechte Türkise — chi lo sa? — in allen Tönen und Größen. Ueberall hocken ganze Familien, den Säugling in einem Holzkasten unter dem Arm oder im Tragkorbe auf dem Rücken. — Durch die Menge drängt sich ein tibetanischer Bettler, seinen großen Stock in der einen, die

Gebetsmühle in der andern Hand. In einem Sack, der um die Schultern hängt, sammelt er die milden Gaben der Marktweiber und verschmäht auch nicht den Backhschisch der Fremden. Und dort? Was stampft da für ein Riesenweib in hohen Schaftstiefeln und weißem Schafpelz als Mantel über den Platz? Ist das wirklich eine Frauensperson mit dem Buschmannskopf und dem kleinen Matrosenhut schief auf dem Ohr? Und das alte Wesen hier? Lebt es noch? Es ist die Hexe von Thun, über hundert Jahre alt, mit hunderttausend Falten im Gesicht und noch mehr Lappen um den dürren Leib. Hoch zu Roß drückt sich ein Lamapriester zwischen den Verkaufsständen hindurch. Mit seinem kahlen Schädel und seinem durchtriebenen Gesicht sieht er wie ein „Schwerverbrecher" aus. Um den Hals trägt er ein kleines Kapellchen, in dem ein Buddha sitzt; sein gelbes Gewand macht ihn als Tibetaner kenntlich, während ein anderer Lama zu Fuß, mit einem kleinen Diener hinter sich, beide im roten Rock, aus Bhutia Busti (Dorf) kommen. Wir sind umringt von Männern und Weibern, die ihr ganzes Vermögen in aneinandergereihten Münzen um den Hals tragen und außerdem mit Korallen-, Bernstein- und Türkisketten schwer behängt sind. Alles ist ihnen feil. Reizende kleine, mit Türkisen besetzte, achteckige Amulette, „Ghaus" genannt, die Pergamentstreifen mit besonders wirkungsvollen Gebeten enthalten, wurden uns angeboten. Ferner zeigte man uns kleine Charivari, die auf der Schulter eingehängt getragen werden und aus Schaber, Ohrlöffelchen und Schere bestehen. Wir wurden schier erdrückt. Jeder will verkaufen, jeder uns betrügen, und besonders ein schönes Bhutiamädchen hatte es auf die Herren abgesehen, die Ring auf Ring von ihr erhandelten. Graf Lippe machte durch seine Erscheinung und durch seinen zarten Teint Furore. Alles drängte sich um ihn. Wenn die Gesellschaft gar zu aggressiv wird, richte ich mein Objektiv, das sie fürchten wie den „bösen Blick", auf sie; die

Leute fliehen, aber nicht, ohne daß sie die Hand nach rückwärts strecken und „Bocksis“ rufen, um sich dann, unbekümmert um die Folgen, für eine Anna photographieren zu lassen.

Unterhalb des Marktes resp. des Basars liegt der schöne botanische Garten.

Nachmittags besuchten wir das Dorf Bhutia Busti, das auf der andern Seite des Darjeeling-Berges liegt. Bei tausend Fuß steigt man hinab. Auf halbem Wege kommt man an einer Dagoba oder Stupa vorbei, die von einer weißen Mauer umgeben ist. Sie wird überragt von einem flach gewölbten Kuppelbau mit goldener Spitze. Ihr Inneres enthält wohl eine kostbare Reliquie. Von dem europäischen Witz aber wird sie als das Grab eines Lamá bezeichnet, der sich einmal in seinem Leben badete und daran starb. Hinabsteigend, begegneten wir noch vielem Volk, das zu Markte zog: Kuliweiber mit schweren Lasten, unaufhörlich die Gebetsmühle schwingend; behäbige Männer auf flinken Ponys und ein reizendes Bhutiamädchen, das in vollem Sonntagsstaat, eine Dienerin hinter sich, mit gefalteten Händen züchtig den Berg hinaufschritt.

Den Hauptanziehungspunkt des Dorfes bildet sein Tempel. Die in Tibet übliche Form der buddhistischen Lehre ist korrumpiert durch das hier eingewurzelte Schamanentum. Die tibetanischen Priester heißen wie jene von Bhutia, Lamas. Ihre Würde erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort; man findet unter ihnen ebenso die gelehrteste, wie die unwissendste Geistlichkeit. Die Exemplare von Lamas, die wir hier sahen, gehören gewiß zu den niedrigsten ihrer Gattung.

Der Tempel ist ein baufälliges Bretterhaus, rings von hohen Bambusstangen umgeben, an deren Spitzen kleine Wimpel im Winde flattern; auf ihnen stehen Gebete geschrieben, die, so oft sie der Luftzug bewegt, demjenigen als gesprochenes Gebet zugute kommen, der das Fähnchen gehißt

hat. Man betritt den Tempel durch eine ſchmale Halle, welche Luft und Licht durch die Tür empfängt. Vor der Tür ſtehen ein paar große Gebetsmühlen aus bunt bemaltem Holz, in denen auf Papierſtreifen der Spruch „Om mani padme hum", zu deutſch „O Du Edelſtein auf dem Lotos, Amen", ſich unzählige Male wiederholt; jede Umdrehung wird dem Gläubigen, wie bei jenen im Winde flatternden Bändern, als ſelbſtgeſprochenes Gebet angerechnet. In der Halle hängen rechts und links zwei große Trommeln zum Gebetrufen. Der am Eingang ſitzende Mann ließ ſie uns zu Ehren ertönen. Ein ſchöner Klang ſcholl in die Weite. Das Innere des Tempels iſt ein viereckiger, dunſtiger Raum und ſchien mehr einem Tändlerladen als einem Götterhaus zu gleichen. Vor einem vergoldeten Buddha, der, müde lächelnd, hinter Glas und Rahmen ſitzt, brennen ein paar rauchende Oellichter, die einen entſetzlichen Geruch verbreiten. Auf einem ſchmalen Altarbrett ſtehen Reis- und Butteropfer. In einer goldenen Schale ſchwimmt in Oel und Butter ein brennender Docht, und die von dieſer ewigen Lampe aufſteigende warme Luft treibt eine über ihr hängende Windmühle, auf der wiederum Gebete geſchrieben ſtehen. Vor der Schüſſel ſteht der gebrechliche Lehnſtuhl des Oberlamas, dem der Schädel ſeines Vorgängers als Trinkgefäß dient, um ihm hierdurch die Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſtets gegenwärtig zu halten.

Der Eindruck des Tempels iſt nicht erhebend. Wir waren daher froh, ihn bald verlaſſen zu können. Als wir ins Freie traten, verrichtete eben ein halbes Dutzend Bhutiaweiber ihre Andacht, indem ſie ſich dreimal auf die Knie warfen und mit der Stirne den Boden berührten. Dann rannten ſie fort, ſchnell noch im Vorüberlaufen ein paar Gebetsmühlen für ſich in Bewegung ſetzend.

Ins Hotel zurückgekehrt, trafen wir zwei Münchener Herren, denen wir ſchon in Benares begegnet waren. Sie erzählten von einer projektierten Tour in das benach-

barte Sikkim. Als wir von diesem Plane hörten, entschlossen wir uns zu Gleichem, änderten aber unsern Sinn auf Anraten der energischen Miß. Sie empfahl dringend einen Ausflug in den Himálaya und meinte mit Recht, Städte und Menschen aller Art hätten wir gesehen, aber Berge, Täler und Riesenketten, wie sie die Tour nach Phallut uns zeigen werde, gäbe es auf der Welt nicht wieder. Also auf nach Phallut! Wir setzten die Expedition auf Mittwoch, den 14. Januar fest, engagierten einen Koch, der Führer und Dolmetscher zugleich ist, siebenundzwanzig Kulis, um den Proviant, die Betten und mich selbst zu transportieren, da ich den Ausflug in der Dandy zu machen gedenke. Der Koch erhält täglich zwei Rupien, jeder Kuli acht Annas. Meine Dandy kostete im ganzen zweiundzwanzig Rupien, Alfreds Pferd (mit Wechsel) vierzig und, die Verpflegung eingerechnet, soll sich die Tour für sieben Tage auf zirka zweihundertsechzig Rupien = dreihundertvierundsechzig Mark stellen.

Im Hotel haben sich große Veränderungen ergeben. Alle Fenster sind beleuchtet, und es wimmelt von Menschen. Eine aus zwanzig Personen bestehende Stangensche Reisegesellschaft ist wie eine wilde Horde über den Gasthof hereingebrochen. Ein Unsichtbarer schreit seine Beschwerden aus jeder Tür auf den Korridor und schlägt diese dann wütend zu, weil die Klagen ungehört verhallen. Im Speisesaal herrscht großes Leben. An den kleinen Tischen hat sich die Gesellschaft in Gruppen zusammengefunden oder separiert, denn es scheint nicht lauter Glück und Eintracht unter diesen durch den Zufall zusammengeführten Menschen zu herrschen. Nur drei nette alte Herren, die „gedreßt" hinter einer Flasche Rotspon und einer Bulle Sekt sitzen, machen den Eindruck vergnügter Leute, wenn auch mit nobler Reserve. Aber trotz des vollen Saales war es nicht behaglicher, nicht wärmer als vorher, denn die Muselmänner, welche Kellnerdienste versehen, laufen wie der Sturmwind

um die Tiſche herum, zwiſchen Küche und Saal hin und her, bringen eiſig kalte Luft herein und verurſachen mit ihren langen Kaftans einen Zug, daß man fröſtelnd noch näher an den Kamin rückt, um dann auf der einen Seite zu ſchmoren, während die andere erſtarrt.

12. Januar. Um ſechs Uhr früh werden wir durch ein hundertfaches „Boy"rufen geweckt. Doch, wo ſoll ein Boy herkommen, wenn man keinen mitbringt? Von der ganzen Geſellſchaft hat ja nur das öſterreichiſche Ehepaar einen Diener bei ſich. Die „Stangenſchen" wollen heute nach „Tiger-Hill", dem beſuchteſten Ausſichtspunkt von Darjeeling, reiten, um endlich einmal den Kinchinjunga in ſeiner ganzen Glorie zu erblicken. Hoffentlich ſehen ſie mehr, als wir hier, die kaum einen flüchtigen Blick von den ſtolzen Majeſtäten erhaſcht haben. Nachmittags erſcheint Leutnant K..., einer der deutſchen Herren, und berichtet, daß er und ſein Freund die anfänglich geplante Tour aufgeben mußten, weil die engliſche Behörde keine Garantie für ſichere Rückkehr übernimmt und ſehr warnt, Leben, Gut und Geld aufs Spiel zu ſetzen. Sie gehen deshalb nur nach Sikkri, das aber auch außerhalb des engliſchen Gebietes liegt. Leutnant K... bat uns um unſern Revolver, doch ſiehe, es ſtellte ſich dabei heraus, daß wir die Waffen, die wir pflichtſchuldigſt durch ganz Indien geſchleppt, in Kalkutta gelaſſen hatten. Ein alter „Schießprügel" konnte im Hotel aufgetrieben werden und vielleicht iſt dieſes weithin ſichtbare Feuerrohr ſogar beſſer, als ein kleiner, unſcheinbarer Revolver.

Nach dem Dinner ſoll ein ſogenannter „Lamatanz" ſtattfinden.

Es hat kaum drei Grad Wärme, trotzdem ſitzen wir im Freien. In dem kleinen Vorgarten des Hotels ſind Teppiche auf den Kiesboden gelegt, Sofas, Seſſel und Stühle aufgeſtellt. Alles iſt mit Fahnen, Lampen, Lampions,

kleinen Oellämpchen und großen Windlichtern verziert und beleuchtet. Um neun Uhr erschallt eine seltsame, mißtönende Musik. Wir eilen hinaus. Bis an die Nase eingewickelt, nehmen wir dicht gedrängt auf den Sitzen Platz.

Auf der ansteigenden Wiese steht ein halb Dutzend Sänger und eben so viele Musikanten. Sie leiten den Tanz durch einen wüsten Gesang mit Trommelbegleitung ein. Es sollen Lamas sein, welche singen, die Trommeln und Tam-Tam schlagen, während der jetzt beginnende Reigen ein Volkstanz der Bhutias ist, der durch Kulis ausgeführt wird. Zuerst tritt ein Mann mit einem Knaben oder einem Mädchen auf. Wer kennt hier die Geschlechter auseinander?! Sie drehen sich ruhig im Kreise, Zwiegesänge einfügend, die mit einem lang ausgehaltenen Ton schließen. Dann folgen die Produktionen zweier gehörnter Lindwürmer, welche aus je zwei Männern hergestellt sind, die durch ein langes Fell verbunden werden. Ihre Bewegungen sind höchst merkwürdig, und man glaubt ein Fabeltier zu sehen. Die Leute sind außergewöhnlich geschickt und voller Humor. Nachdem sich die Lindwürmer abgewälzt haben, stolziert ein kolossaler Pfau auf dem Platze umher. Ueber ein großes Drahtgestell hängen gelbe und blaue Tuchstreifen herab, die das Gefieder darstellen, kleine Flügelchen flattern dem Vogel hilflos an den Seiten, der Schweif ist durch ein paar dünne Stäbe und durch eine einzige lange Pfauenfeder markiert. Der bewegliche Hals reckt und biegt sich hin und her, und der Kopf hat einen ganz außerordentlich charakteristischen Ausdruck. Ein Kuli steckt in dem Gestell und versteht es wundervoll, die Gebärden des Pfaues nachzuahmen. Er schreitet sehr gravitätisch, pickt im Schoß der Umsitzenden gierig nach Backhschisch, legt seinen Kopf lauernd auf die Seite, putzt sich die „Federn", kratzt ein Loch in den Sand, läßt sich nieder und flieht erschreckt, als ein wild brummendes Löwentier auf ihn zukommt, mit dem er dann Bekannt-

ſchaft macht und befreundet abzieht. Als Schluß erſchienen die vierbeinigen, gehörnten Lindwürmer noch einmal. Es galt einen Wettkampf! Ein auf dem Boden liegendes Band ſoll mit den Hörnern aufgeſpießt werden. Man kann ſich von der Drolligkeit der Stellung, die hierbei die ungeheuren Tiere einnehmen, keine Vorſtellung machen. Da die Hinterbeine nicht immer im organiſchen Zuſammenhang mit den vorderen Extremitäten bleiben, ſo entſtehen phantaſtiſche Verrenkungen von unwiderſtehlicher Komik. Die Muſik zu dieſer Aufführung iſt eigentlich ganz modern. Jedes Tier hat ſein Leitmotiv, welches dasſelbe kennzeichnet und ſein Auftreten begleitet. Es waren noch weitere Ueberraſchungen vorgeſehen, aber die Temperatur erlaubte kein längeres Verweilen im Freien, und es dauerte mehrere Stunden, bis wir wieder warm werden konnten.

13. Januar. Die Vorbereitungen zu unſerer Tour nach Phallut ſind beendet. Heute nachmittag um vier Uhr gingen vierzehn Kulis mit dem Proviant ab. Es ſah ganz ſtattlich aus, als die Leute mit hochgefüllten Butten und „Kiltas", wie die auf dem Rücken zu tragenden Körbe hier heißen, im Gänſemarſch abzogen. Kopfſchüttelnd ſah ich all den Lebensmitteln nach, unter denen ſich auch lebende Hühner befanden. Sollte es wirklich möglich ſein, dieſe Menge in ſieben Tagen zu vertilgen?!

14. Januar. Ich habe dieſe Nacht vor dem Abmarſch kaum geſchlafen und kann nicht leugnen, daß mich allerhand beängſtigende Gedanken quälten. Es iſt doch ein Wagnis, mit ſiebenundzwanzig fremden Kerls, mit Lopos, Leptſchas, Bhutias und Tibetanern, wie die Gnomen, Rieſen und Schmutzfinken alle heißen mögen, in die Wildnis zu ziehen, ſich ihnen überlaſſen zu müſſen. Wir wandern Hunderte von Kilometern von allen menſchlichen Wohnungen entfernt und können uns außer mit dem „guide", und mit

ihm nur notdürftig, mit niemandem verständigen. Passiert uns das geringste, so sind wir in schlimmer Lage, trotz der von Professor Hahn gestifteten vortrefflichen Hausapotheke, die uns stets begleitet. Die Nacht war dunkel und meine Gedanken schwarz. Aber alle Besorgnisse verflogen mit dem anbrechenden Tag.

Aus Aufregung und Angst vor unserer bevorstehenden Expedition, zu der wir unsere Leute nicht mitnehmen, hat der Boy die ganze Nacht durchgekneipt und lag wohl hinter einer Haustür des Dorfes, statt ins Hotel zurückzukehren. Die Aya mußte sich also bequemen, heute morgen bei uns einzuheizen. Aber wie stellte sie sich hierzu an! Mit einer Handvoll taufeuchten Grases, das sie irgendwo im Garten ausgerissen hatte, wollte sie ein Kohlenfeuer anzünden. Natürlich brannte es nicht, und wir waren reisefertig, als endlich schlaftrunken Mr. Charley kam, um seine Dienste zu tun.

Es ist acht Uhr, wir haben gefrühstückt, und der Führer treibt zum Aufbruch.

Ich trete ins Freie, um meine Reisegelegenheit zu mustern. Graf Lippe ist bereits in ihren Anblick vertieft. Mißbilligend betrachtete er das leichte, schwache Gestell, dessen Seitenwände mit schwarzem Wachstuch überzogen sind, und dessen Inneres mit Decken ausgelegt ist. Sehr vertrauensvoll sieht der zurückbleibende Freund unserer Tour nicht entgegen. In langem Ueberzieher, mit hochgeschlagenem Kragen, die Hände tief in die Taschen gesenkt, verfolgt er ernst und feierlich unsere letzten Vorbereitungen. Verzweifelt blicken Aya und Boy drein. Johanna hat trauernd ihre „Schönheit" verhüllt; ich sehe sie zum ersten Male ganz bekleidet. Die beiden Leute stehen da wie zwei Schafe, wenn es donnert. Charley stottert tausend Befürchtungen, die Aya weint Angsttränen, denn sie ahnt, daß wir verunglücken werden. Ich drücke jedem der beiden Betrübten eine Rupie in die Hand, und verklärt lächelt das würdige Paar zum Abschied.

Es iſt ſehr kalt, und ich bin wieder mit meiner ſämtlichen Garderobe angetan. Mein Umfang iſt bedeutend, und ich weiß nicht, wie es gelingen ſoll, mich in den ſchmalen Behälter, der „Dandy" heißt, aber genau wie eine altmodiſche Badewanne ausſieht, einzuklemmen. Alfred ſitzt bereits zu Pferde. Ich ſteige mühſam in die Dandy, quetſche mich zwiſchen die glücklicherweiſe nachgebenden Seitenwände, bekomme ein Luftkiſſen hinter den Rücken, zwei Wärmflaſchen auf die Füße, werde ſorgfältig um- und eingewickelt, nehme noch einen letzten, bewegten Abſchied von unſern lieben Reiſegefährten, fliege dann mit einem kräftigen Schwung hoch auf die Schultern von acht Männern, und der Marſch beginnt. Noch einmal ſehe ich zurück und erkenne, daß mich Graf Lippe nicht um meine Situation beneidet, und ich geſtehe offen — mit Recht. Nein, das war kein Vergnügen! Obwohl ſich die Träger eines ſchleifenden Ganges befleißigen, aus den Hüften ſchreiten, den Oberkörper ganz ruhig halten, ſo wirkt der Laufſchritt, in dem ſie die Dandy tragen, auf den unglücklichen Inſaſſen doch wie der Ritt auf einem harttrabenden Karrengaul. In der erſten Stunde ſagte ich mir, „das hältſt du nicht aus". Mir brummte der Kopf, knurrte der Magen, meine gekreuzten Beine krampften ſich, der Rücken ſchlief mir ein, die Seiten ſtachen, und ich wagte kaum zu atmen, aus Furcht, das Gleichgewicht meiner erhabenen Lage zu ſtören. Von zehn zu zehn Minuten dachte ich es nicht länger ertragen zu können, ſetzte mir immer wieder eine neue Galgenfriſt, nochmals eine neue, und ſchließlich gelangte ich zur Reſignation.

Hoch über Darjeeling hinweg ging es hinab in tiefe Täler, dann wieder bergauf durch Teeplantagen. Immer großartiger wurde der Blick, und ich vergaß meine geſchundenen Glieder, vergaß alles Schaudern, wenn ich in den Kronen der Bäume ſchwebte, die ſchwarz aus unergründlichen Tiefen aufſtiegen, oder wenn ich auf ſchmalem,

ſchroff abfallendem Bergrand zwiſchen Abgründen hin- und herpendelte, vergaß alle Gefahren und ſah nur die berauſchend ſchöne Bergherrlichkeit. Die erſten acht Meilen hinter Darjeeling führt der Weg über eine gute, breite Landſtraße, ähnlich wie jene nach Grieſen oder über den Fernpaß, und Alfred konnte luſtig galoppieren. In einem ſtark bevölkerten, großen Dorf, deſſen Häuſer mit Gebetsfahnen verziert ſind, endet die Fahrſtraße. Hier machen wir eine kurze Raſt, und als mich die Kulis zu Boden ſetzen, meine ich weiterzurutſchen, ſo ſchwindlig iſt mir von dem ſtundenlangen Geſchütteltwerden. Gleich war ich von einem Schwarm gutmütig, aber unerlaubt ſchmutzig ausſehender Leute umringt. Jedes dieſer breiten, flachnaſigen Geſichter mit den Schlitzaugen legte ſich in hilfeflehende Falten, und alle ſtöhnten „Bockſiß".

Hier wechſelte Alfred ſein flüchtiges Pferd gegen ein kräftiges Doppelpony, das ſich ausgezeichnet bewährte. — Die Kulis verproviantierten ſich im Dorf für die ganze Tour, ſteckten mir allerhand Pakete in die Dandy, hingen ſeltſam geformte Bündel von allen Farben um dieſelbe herum, ſo daß ich höchſt merkwürdig dekoriert durch die Wildnis zog. Nachdem alles an- und feſtgebunden war, ſetzte ſich unſer Zug wieder in Bewegung. Auf ſchlechtem Weg ging es ſenkrecht in einen finſteren, düſteren Schlund hinab, zwiſchen Bergen hin, über Berge fort. Was die Kulis leiſten, iſt unglaublich. Den erſten Tag trugen ſie mich acht und eine halbe Stunde und legten zweiundzwanzig engliſche Meilen — ſechsunddreißig Kilometer — in dieſer Zeit zurück. Sie überſchritten fünftauſend Fuß höher als Darjeeling liegende Päſſe, ſtiegen wieder zweitauſend Fuß tiefer hinab, und wir blickten dabei in Täler, die wiederum ſiebentauſend Fuß tiefer unter uns ſich ausbreiteten. Doch was waren das für Auf- und Abſtiege! Meine liegende Stellung in der Dandy wurde beinahe zu einer ſtehenden, ein ſolcher Höhenunterſchied herrſchte zwiſchen dem Stand-

punkt der vorderen Träger und der rückwärts befindlichen. Und in welchem Tempo werden diese steilen Berge genommen! Aufwärts gehts im alla breve-Takt, abwärts im viervierteltel, dann wieder im siebenachtel, immer in rasender Eile. Je nach den Bodenverhältnissen tritt ein neuer Rhythmus ein, den die Träger durch lautes Ein- und Ausatmen betonen. Die Vordermänner heben an, die Hintermänner erwidern. Je steiler es wird, desto lauter die Töne, und um so seltener setzen sie aus. Es ist gerade, als zögen sie sich am Rhythmus wie an einem Seil den Berg hinauf. Das zischende „Heisssssssa" meines rechten Vordermannes wird mir unvergeßlich bleiben.

Die Mittagsrast hielten wir an einem kleinen, halb zugefrorenen See. Unsere Kulis machten sich ein Feuer, lagerten malerisch um dasselbe herum und verzehrten gemütlich ihre Mahlzeit. Die Luft war eisig. Wir konnten es, auf dem feuchten Boden sitzend, im naßkalten Nebel nur kurze Zeit aushalten. Kaum daß wir unsern Lunch zu uns genommen, gingen wir deshalb voraus, in ziehende Wolken sozusagen eingehüllt. Wir wurden von den Kulis bald eingeholt, und ich mußte wieder in den Marterkasten kriechen. An gefährlichem Felsrand steigt der Weg in kurzen Serpentinen rapid aufwärts, und ich fliege in großem Bogen um die Ecken. Ein entsetzliches Gefühl! Auf der Höhe des Berges liegen gewaltige Blöcke aus weißem und rotem Quarz und mächtige Schiefertafeln. Seltsam geformte Riesenbäume mit langen, hängenden Moosen, die im Winde flattern und dadurch im Nebelduft wie ungeheure Trauerweiden aussehen, stehen zwischen den Felsstücken. Gegen drei Uhr nähern wir uns „Tonglu", unserer ersten Nachtstation. Das „Dack Bungalow", das Regierungsunterkunftshaus, macht einen kalten, unwirtlichen Eindruck. Es steht auf einem kleinen, abgeholzten, über tiefen Klüften hängenden Bergvorsprung, ist von finsterem Walde umgeben und war bei unserer Ankunft in schweren Nebel ge-

hüllt. Vollständig steif, unfähig, mich allein zu bewegen, steige ich mit Hilfe eines freundlichen und dienstbereiten Leptscha aus meinem Folterbett und gehe mühsam ins Haus. Die Kulis verschwinden in einer Nebenhütte, aus deren Tür, die den Kamin ersetzt, schwarzer Rauch hervorqualmt.

Die Unterkunftshäuser im Himâlaya sind aus Steinen gebaut, bestehen nur aus einem Parterre, das man durch eine säulengetragene, aber höchst einfache Vorhalle betritt. Das Innere des Hauses ist meist in drei bis vier Räume geteilt und für vier bis acht Personen mit Schlafgelegenheiten ausgestattet. Die Touristen müssen, um die Bungalows benutzen zu dürfen, beim Regierungskommissär von Darjeeling einkommen, der auch dafür zu sorgen hat, daß die Reisenden stets den nötigen Platz finden. Man zahlt eine Rupie inkl. Holz für die Nacht pro Person und außerdem zwei Annas für das Herbeischleppen des Brennmaterials, das in ungeheuren Massen im Kamin verfliegt. Der „guide" hatte im sogenannten dining room, in dem ein Tisch mit sechs Stühlen und eine eiserne Bettlade steht, für ein Riesenfeuer gesorgt und unsere Sachen nebst den Bettsäcken in das nebenliegende Schlafzimmer stellen lassen. Ich begann gleich auszupacken und die Betten zu machen, was die einzige häusliche Beschäftigung ist, die mir alltäglich zufällt. Jetzt reitet auch Alfred den Berg herauf. In langem Ueberzieher, den Tropenhelm auf dem Kopf, kommt er auf struppigem Gaul, der müde den Kopf zu Boden hängen läßt, auf schattendüsterm Pfad durch Nebeldunst daher. Er gleicht einem auf Abenteuer ausziehenden Böcklinschen Ritter. Zu meinem größten Erstaunen springt er flott von seinem in Schweiß gebadeten Pony, von Reitweh keine Spur, obwohl er seit zwanzig Jahren nicht mehr auf einem Pferde gesessen ist.

Duftender Himâlayatee dampft auf dem Speisetische. Wir schlürfen ihn begierig, aber zu einer wahren Freude wird der Aufenthalt im Hause nicht, denn ein erstickender

Rauch dringt aus dem Kamin und treibt uns hinaus ins Freie. Doch, welch ein Wunder ist hier geschehen! Die Luft ist klar, und eine grandiose Aussicht eröffnet sich uns. Von der gewaltigen Höhe (elftausend Fuß) blicke ich in die Ferne. Ein stilles, glattes Nebelmeer dehnt sich uferlos nach Westen. Das stahlblaue Firmament überwölbt es mit niedrigem Bogen. Die Schneeriesen sind unsichtbar. Nur ihre wundervollen Ausläufer lagern in sechsfacher Reihe als rötlich-blaue Wände und dicht-bewaldete Höhenzüge vor uns. Schmale Täler senken sich dazwischen. Im gähnenden Abgrund zu unsern Füßen hängt einsam eine kleine Wolke am Felsenspalt. Sie wächst und schwillt, steigt höher und höher und lockt von allen Seiten ziehende Nebelschleier an. Sie dehnt sich weiter und weiter, umfaßt alles, verschlingt alles. Versunken sind Berge und Wände. Nur die Rücken der nahen Waldhöhen bleiben frei und recken sich kühn in den schneeweißen Ozean, der tief zwischen sie eindringt, sie umspült, Fjorde und Landzungen schafft, wie wir sie einst an Norwegens Küste sahen. Inseln lösen sich von den Vorgebirgen und ragen hier und dort in scharfen Konturen aus dem trügerischen Elemente auf. Die Sonne schwindet hinter bleifarbigem Dunst. Eine purpurne Lohe steigt zum Himmel empor. Graue Schattenstrahlen ziehen durch die feurige Abendglut. Unzählige Schichten laufen wie blaue, rote und orangefarbene Bänder am Horizont entlang. Darüber schweben auf goldgelbem Hintergrund ein paar silberne Wölkchen. Die Dunkelheit bricht herein, ein Nebelschleier hüllt uns ein, und das unbeschreibliche Bild verschwindet.

Frierend kehren wir ins Haus zurück. Beim Flackern des wildbrennenden Feuers und beim matten Schein einer Kerze serviert der Guide das Dinner. Der Mann ist ein vortrefflicher Koch, und seine Schnelligkeit grenzt an Hexerei.

Menu.
Schildkrötensuppe.
Hammelkotelett mit Bohnen.
Gebratene Hühner mit Kartoffeln und Tomatensalat.
Aprikosenkompott.
Käse; Obst; Kaffee.

Die Hühner gackerten allerdings noch in den „Kiltas", als sie nach Tonglu kamen, sie zeichneten sich deshalb nicht gerade durch Zartheit aus, aber die frische Luft hat einen gesunden Appetit geweckt. Der guide ist nicht nur Koch und Dolmetscher, sondern auch ein fixer Kammerdiener, und wir fanden, als wir kurz nach acht Uhr die Betten aufsuchten, dieselben durch seine Fürsorge behaglich gewärmt. Ich war todmüde. Wie gerne hätte ich geschlafen. Aber daran war nicht zu denken, denn auch im Schlafzimmer rauchte der Kamin, und die einzelnen Holzscheite glitten ins Zimmer und qualmten und dampften entsetzlich. Immer wieder mußte ich trotz der Kälte aus dem Bette springen, um das Holz zurecht zu legen, die Funken zu löschen, das Fenster zu öffnen und wieder zu schließen. Endlich erlosch das Feuer. Ich durfte ruhen, aber nur sehr kurz, denn schon um fünf Uhr erschien ein Gnom und heizte ein. Mit einem ungeheuren Blasebalg pustete er in die Asche, die er zugleich mit dem Rauch ins Zimmer blies. Wir stöhnten, machten verzweifelte Zeichen, aber umsonst, der Hausmeister blies weiter, und wir erstickten schier.

15. Januar. Um sechs Uhr brachte der guide, das „Mädchen für alles", den Tee und ermahnte uns, aufzustehen. Zähneklappernd krochen wir aus dem Bett. Da, um einhalb sieben Uhr, wirft die Sonne ihre belebenden, warmen Strahlen in unser Zimmer, über die erwachende Welt und die majestätischen Berge. In herrlicher Erhabenheit begrenzen die Schneeriesen mit ihrem Kamm von eisigem Silber den Horizont. Aus dem Weltmeer scheinen

ſie aufzutauchen, denn alle Berge und Täler, die wir geſtern ſahen, ſind verſunken, und die Wolken fluten und rollen. Es iſt ein glorioſes Panorama, nicht zu ſchildern, weil es mit nichts zu vergleichen iſt, was wir je in der Heimat geſehen. Wir ſtanden wie gebannt vor dieſer Herrlichkeit, die wir heute zum erſtenmal in ſtrahlendem Glanze erſchauten.

Der guide mußte immer wieder zur Eile mahnen, denn es fällt ſchwer, Bettzeug in die Säcke zu ſtopfen, ſtatt ſich an überirdiſcher Schönheit zu entzücken! Doch da half kein Zaudern. Die Kulis trippelten bereits ungeduldig ums Haus und grinſten durch die Scheiben. Sobald ſie ihre Laſt von etwa vierzig Pfund in der Kilta hatten, liefen ſie fort. Jeder hat ſeinen geheimen kürzeſten Weg, und ich ſah ſie im Laufe des Tages oft zwiſchen Erdſpalten auftauchen und im Dickicht verſchwinden. Um acht Uhr frühſtückten wir. Ich die gewohnte Porridge, die Alfred verſchmäht; dann folgt Reis mit Hühnern und Currey, hierauf Hammelſtuffato mit Kartoffeln; zum Schluß Obſt. Um halb neun Uhr ſitze ich in der Dandy, während Alfred zu Fuß geht und ich ihn bald aus den Augen verliere. Der guide und der sweeper — ein ſolcher darf niemals fehlen — bleiben zurück, um das Bungalow wieder in Ordnung zu bringen. Dieſe beiden Leute müſſen die allerkürzeſten Bergwege kennen, denn in jedem Quartier ſind ſie die letzten, um als erſte am nächſten einzutreffen.

Mein „Achterzug" eilt in tatendurſtigem Drange über Berg und Tal, ſchroffe Felſenhänge, zerriſſene Klüfte, feuchte Gründe. Jetzt erklettern meine Kulis eine ſteile Berglehne, die mit Oelbäumen bewachſen zu ſein ſcheint. Doch es ſind abgeſtorbene Bäume, deren kurze Bartflechten wie graue Oelblättchen im Sonnenlichte flimmern. Durch wildromantiſche Taleinſchnitte führt unſer Weg über hohe Gneisgipfel und Trümmergeſteine, in einen meilenweiten Wald von uralten, geborſtenen Stämmen. Ein furchtbarer Waldbrand hat hier gehauſt. Phantaſtiſch geformt, recken

ſich die mächtigen Aeſte wie geheimnisvolle Rieſenhieroglyphen drohend gen Himmel, während ungeheure Wurzeln, durch die Zeiten bloßgelegt, wie gigantiſche Würmer am Erdboden hinkriechen. Wir überblicken Täler, die ſich in endloſe Fernen dehnen, und in die wiederum Dutzende von Seitentälern münden. Wie Kuliſſen ſchieben ſich die Bergzüge vor, Ströme ſtürzen über wilde Felſen herab und ziehen ſich gleich Silberbändern über die flachen Landſtreifen gen Süden der Ebene, dem Meere zu. Weiter gehts über feſtgefrorene Pfade, über Glatteis und Geröll an Abhängen hin, die mit einem tiefgrünen Mantel herrlichſter Bäume bekleidet ſind. Wir ſteigen hinunter in ſchwarze Gründe, in Schluchten voll Azaleen und Rhododendron, die hier im Himâlaya die Höhe unſerer Kaſtanien erreichen. Ihre feurigen Knoſpen brechen ſchon dick aus den Blätterkronen hervor. Baumrieſen aller Art ſtehen am Weg, ſechzig Fuß hohe Wacholderbeerbäume und bis zum Himmel ragende Eichen, ſchöne Silbertannen, Lärchen, Eiben, Weiden, Birken, ſchlanke Edeltannen mit weit überhängenden Aeſten, alles umſchlungen von ſich ineinander windenden Waldreben und Kletterpflanzen. Auf Felſen ſtehen, wie blaßgraue Pyramiden, hohe Rhabarberſtauden. Hin und wieder ſtreckt die giftige Wolfswurzel (Akonit) ihre langen, blauen Spitzen aus grüner Hülle, und auf ſaftigem Moos ſtehen, leuchtend wie Saphire, Gentianen. Schlüſſelblumen, hohe Lilien erheben ſich auf ſtolzem Stiele, Primeln und Roſen, Kaiſerblumen und tauſend mir unbekannte Pflanzen beginnen zu knoſpen, um nach wenigen Tagen in Fülle und Schönheit zu blühen und den grünen Wald in einen Zaubergarten zu verwandeln. In verſchwenderiſcher Menge überziehen Orchideen die Bäume und bedecken ſie mit einem ſmaragdenen Gewand, das bald in ſchneeigem Weiß, in Lila, Rot oder Gelb erſchimmern wird.

Ein ſteiler Zickzackweg führt zu einer neuen Ueberraſchung. Die Sonne fällt wie Goldregen auf unſern Pfad,

der breit und eben durch einen dichten Bambusdschungel gehauen ist. Müde neigen sich die fünfzig Fuß hohen, reich gefiederten Blattwedel zueinander, aus zitternden Federkronen einen hochgewölbten Laubgang bildend, der in einen Wald von verwitterten Baumstämmen führt. Dick und wulstig von einem Gewirr grüner Moose und bronzefarbener Parasiten überzogen, von Schlingpflanzen überwuchert, haben die Bäume das Aussehen von ungeheuren Riesenpilzen. Tief unter uns liegt ein düsteres Tal. Halb gleitend, halb laufend, gelangen wir hinunter.

Die Träger stellen mich nieder. Hier wird Rast gemacht. — —

Da sitze ich nun mit meinen acht bezopften Kulis mitten im Himâlaya. Jetzt verschwinden auch diese im Wald und ich bin mutterseelenallein unter alten Eichen und Kastanien, unter wilden Feigenbäumen, in deren Aesten Lianen ihre Wurzeln wie Krallen eingeschlagen haben. Alfred ist meilenweit zurück, denn das Tempo der Kulis kann kein Pferd einhalten.

Zwischen hochragenden Tannen gewahre ich einen kleinen, blauen Himmelsfleck. Ein dunkler Punkt erscheint hin und wieder. Es ist ein über den höchsten Gipfeln kreisender Adler.

Die Einsamkeit ist beklemmend. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit und Hilflosigkeit beschleicht mich. Rings herrscht ungeheure Stille. Ungeheuer ist alles in diesem ungeheuren Lande, die Berge, die Entfernungen, die Einsamkeit, die Vegetation. — Ich fürchte mich. — Ich sitze und lausche und wage nicht, mich zu rühren. Nichts regt sich. Nur die Sonnenlichter tanzen einmal über den Weg und erschrecken mich durch ihr leuchtendes Hüpfen. Leise und schwach, an- und abschwellend, dringt das Rauschen ferner Ströme durch die Luft an mein Ohr. Es ist, als höbe und senke sich die Erde unter mir, als atme sie, und ich glaube ihren Pulsschlag zu fühlen. Es ist mir, als

fingen die zu dicken Tauen gewundenen Lianen, die in großen Bogen zwiſchen den Bäumen hängen, an, ſich zu ſchwingen. Ich ſehe, wie der klimmende Baum, deſſen Luftwurzeln einen mächtigen Stamm umklammert halten, ſich belebt und ſich wie eine ungeheure Raupe höher und immer höher in die Krone des erdroſſelten Baumes ſchiebt. — Irgendwo in der phantaſtiſchen Baumwildnis bricht ein Aſt. — Iſt es ein Bär, ein Tiger, der ſich anſchleicht, um mich zu zerreißen, wie dies kürzlich in der Nähe von Darjeeling einem Pony paſſierte, oder iſt es ein „Nack", der wilde Büffel, deſſen Leber ſo groß ſein ſoll, daß ſie für den zahmen Ochſen eine Laſt bedeutet, wie die Eingeborenen erzählen?

Ich ſitze wie erſtarrt. Da weht ein bekannter Duft lieblich über mich hin. Der Rauch einer Zigarette! Meine Kulis ſind wieder da. Mit welcher Freude begrüße ich ſie. Aber ſie verſtehen meine Gefühle nicht, ihnen fehlt der Glaube, daß ich ein Herz habe, „zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen ſich" wie ſie. Schnell ſchwingen ſie mich auf ihre Schultern, und dahin geht es wieder über Stock und Stein. Verzweifelt klopfe ich einem Bhutia auf den Rücken und winke „langſam, langſam". Erſchreckt wendet er ſich um und kommandiert „ſchneller, ſchneller", und mit Windeseile geht es fort. Der Tropenhelm auf meinem Kopf ſchlägt mit hartem Schlag den Takt dazu. Ich verliere ſchier die Beſinnung. Aber ich ſchweige. Denn wer weiß, was der Achterzug ſonſt noch verſtehen könnte. Meine Kulis leiſten Wunder. Eines dieſer armen Laſttiere, ein Tibetaner, leidet anſcheinend am Hexenſchuß, denn ſobald wir Raſt machen, wirft er ſich zu Boden, und ein anderer kräftiger Geſelle trampelt auf ſeinem Rücken herum. Es iſt das wohl die landesübliche Maſſage, die unſereinem freilich unfehlbar das Kreuz brechen würde. Die Kulis ſind alle ſchlecht genährt und ſchlecht gekleidet, aber immer vergnügt, geduldig und gefällig. Beſonders die Leptſchas,

die in Darjeeling als die beſten Reiſebegleiter gelten, ſind harmlos wie die Kinder. Kaum, daß ſie ihrer Laſt ledig ſind, das heißt, mich niedergeſetzt haben, ſpringen ſie, ungeachtet der zurückgelegten Meilen, zur eigenen Luſt wie die Gemſen an den Berghängen auf und ab, immer die Zigarette im Munde, für die ſie ihre letzte Anna hergeben, immer auf Allotria bedacht, durch die ſie die ſchwerfälligeren Bhutias und Tibetaner necken.

Die Leptſchas ſind die Ureinwohner von Sikkim und die in Darjeeling am meiſten vertretene Bevölkerung. Sie haben die Tradition einer Sündflut, während welcher ein Menſchenpaar ſich auf den Berg Temſong rettete, der als „Berg Arrarat" von Darjeeling aus gezeigt wird. Ihre geſchichtlichen Daten gehen nur auf dreihundert Jahre zurück, bis zur Zeit, als die erſten buddhiſtiſchen Lamas ins Land drangen. Vorher erklärten ſie, wild und langhaarig wie die Affen geweſen zu ſein. Trotzdem ſteht ihre Moral höher, als die der Tibetaner und Bhutias. Vielmännerei iſt bei ihnen unbekannt, und Vielweiberei ſelten. Die Heiraten werden in den Kinderjahren geſchloſſen, die Frauen durch den zukünftigen Gatten gekauft oder dem Schwiegervater abverdient, wie dies einſt Jakob bei ſeiner Rahel tat. Eine eigentliche Religion beſitzen die Leptſchas trotz der buddhiſtiſchen Miſſion wohl kaum, vielmehr huldigen ſie dem Dämonendienſt. Die guten Geiſter beachten ſie nicht. „Warum ſollten wir das auch", ſagen ſie, „die guten benachteiligen uns nicht, dagegen die böſen, die in jedem Felſen, Baum und Berg hauſen und damit beſchäftigt ſind, uns zu ſchädigen. Zu ihnen müſſen wir beten, ihnen opfern, damit ſie uns nicht Unheil bringen."

Wir mögen jetzt auf einer Höhe von neuntauſend Fuß ſein. Die Blätter der Rhododendron ziehen ſich fröſtelnd zuſammen und hängen wie große Sterne ſchlaff nach abwärts. Die Bambusſtauden haben ihr Gefieder verloren und gleichen unſerm Zinnkraut, nur ins Rieſige überſetzt.

An den Gliedern oder Ansätzen des Rohres steht ein Kranz stachlicher Blättchen, und bloß an der Spitze schwankt der Federbüschel. — Nebel jagen über die Berge, durch die Täler und Klüfte, die Szenerie bald in Dunkel hüllend, bald, wenn sie sich heben, in sonnigem Glanze zeigend. Die Tannenbäume, deren Aeste sich wie schlanke Schalen nach aufwärts biegen, sind mit weißem Reif überzogen. Düster, winterlich stehen sie im grauen Nebel und leuchten wie Hunderte von strahlenden Weihnachtsbäumen, wenn sie gegen den kristallhellen Himmel stehen.

Um drei Uhr kommen wir nach Sindukphu (zehntausend Fuß), unserm zweiten Nachtquartier. Die letzte halbe Stunde vor Sindukphu ist grandios. Nichts kann eine Vorstellung von dem Bilde geben, das sich bot, als wir nach einem kerzengeraden Anstieg uns plötzlich der ganzen riesigen Bergkette des Himâlaya gegenübersahen. Mount Everest — eine leuchtende Eiszacke — und der Kinchinjunga — eine breite Schneepyramide — mit all ihren stolzen Nebenbergen tauchen auf azurblauem Hintergrund über einer unendlichen Flut weißer Wolkenballen in unbegreiflicher Höhe empor. Der Atem stockte, das war eine Erscheinung aus einer andern Welt. Das waren die „Schneewohnungen" der großen Götter, die seit Jahrtausenden in Sagen und Liedern verherrlicht und besungen werden. Es war ein Blick ins Unermeßliche. Alles, was wir bisher gesehen, schwindet vor diesem großartigen Panorama stiller Majestät, das, in überirdischen Lichtglanz getaucht, in unnahbarer Nähe vor uns schwebt.

Das Bungalow von Sindukphu ist dem von Tonglu sehr ähnlich, nur hübscher und freundlicher, doch leider ist alles frisch angestrichen, und wird dadurch jede Bewegung gefährlich. Ein Feuer, groß genug, um einen Ochsen zu braten, lodert im Kamin. Trotzdem bleibt es kalt, und wir bringen es kaum auf fünf Grad. Wieder steht der heiße Tee bereit. Die Speisetische in den Bungalows trafen

wir immer gedeckt, nur daß die Tischtücher in den einzelnen Quartieren mehr oder weniger rein, mehr oder weniger durchlöchert sind. Die Funken des Kamins springen mit lautem Krachen durch den ganzen Raum, und man ist unausgesetzt der Gefahr preisgegeben, in Flammen aufzugehen. Wir finden keinen Augenblick Ruhe. Alfred wirft seinen englischen Roman verzweifelt in die Ecke, denn es knistert in meinem Kleid und knallt unheimlich im Schlafraum. Atemlos rennen wir zwischen den beiden Kaminen hin und her, um nachzulegen oder Unglück zu verhüten. Seit wir die Höhe von zehntausend Fuß überschritten haben, hören wir unser Herz aufgeregt gegen die Brust schlagen und fühlen ein heftiges Hämmern in den Schläfen. Eine quälende Müdigkeit liegt in den Gliedern. Die geringste Bewegung raubt uns den Atem, und das Zusammenrollen unserer Bettstücke, das Einstopfen in die Säcke, nimmt doppelt so viel Zeit in Anspruch, wie in der Ebene. Gehen wir morgens oder abends auf einen Aussichtspunkt, so bekomme ich von der Anstrengung Nasenbluten und fühle Uebelkeiten.

Heute ist an einen abendlichen Spaziergang nicht zu denken. Es wütet ein fürchterlicher Orkan, das Bungalow kracht in allen Fugen. Die Wände ächzen, es tobt ein Wind, der wie Donner grollt. Wäre dieser entsetzliche Sturm eine halbe Stunde früher losgebrochen, wir hätten an unserm Weiterkommen verzweifeln müssen. Den Kamin herab sausen kalte Windstöße, sie drohen das Feuer zu löschen, die Flasche Burgunder und das Sodawasser umzustoßen, welch letzteres, zu Eis gefroren, in der Nähe zum Auftauen steht. Das Licht auf unserer Tafel flackert unruhig, und wir schnattern vor Kälte. Das Dinner ist wieder ein Meisterstück.

Menu.

Julienneſuppe.
Hühnerragout mit Kartoffeln.
Hammelbraten mit Blumenkohl und Gurken.
Obst; Käse; Kaffee.

Um acht Uhr legen wir uns bei kaum zwei Grad Zimmertemperatur zu Bett, und als wir morgens aufstehen, ist das Waschwasser gefroren. Obwohl wir halb angekleidet lagen und uns mit allem, was wir besaßen, zugedeckt hatten, konnten wir uns kaum erwärmen und fühlten eisigen Zug von allen Seiten. Alfred, den das Schlagen einer Tür nervös machte, und der deshalb aufstand, um sie zu schließen, befiel infolge der Erkältung ein heftiger Schüttelfrost, der mich sehr erschreckte.

16. Januar. Um halb sieben Uhr streckt der sweeper den Kopf ins Zimmer und ruft triumphierend: „Mount Everest beautiful!“ Es gehört zu den Seltenheiten, daß sich dieser Riese den Erdgeborenen zu wiederholten Malen zeigt, und sein Erscheinen ruft sogar bei den Einheimischen eine gewisse Aufregung hervor. Wir springen auf, erfassen Mantel, Decken und Tücher und stürzen ins Freie, denn die geringste Verzögerung kann uns um den hehren Anblick bringen, so schnell wechseln die Fernsichten. Aus einer flockigen Wolkenmasse, die frisch gefallenem Schnee gleicht und sich zu ungeheuren Ballen türmt, sich hinauswälzt in ungeheure Fernen, erheben sich hoheitsvoll in gigantischer Größe die sieghaften Bergketten. Sie sind umgeben von einem Farbenzauber wunderbarster Art. Dieses in uferlose Räume wegwogende Wolkenmeer ist charakteristisch für den Himâlaya und übermannt den Beschauer durch seine unvergleichliche Schönheit immer aufs neue.

Der Sturm pfeift noch immer. Ich begreife meine Tollkühnheit nicht, die mich es wagen läßt, während des wütenden Windes die Dandy zu besteigen. Aber unter dem Eindrucke der überherrlichen Umgebung verliert man jegliches Gefühl von Gefahr und wandelt, obschon wach, doch wie im Traume, dahin, das Wunderbare genießend. Wonneberauscht, ohne an ein Mißgeschick zu denken, kroch

ich wieder in meinen Behälter. Den Hut halte ich fest auf den Schoß gedrückt, den Kopf habe ich eingebunden, den Sonnenschirm krampfhaft umklammert und liege eingeschnürt wie ein Wickelkind in der Dandy. Da faßt uns an einer Felsenecke ein Windstoß und drückt uns gegen die Wand. Die Mützen und Kappen meiner Kulis werden von einem Wirbelwinde erfaßt; die Leute wollen nach ihrer Kopfbedeckung haschen. Ich gleite dabei von ihren Schultern und rolle über den Weg hinab. Am Abgrund hängend, halten mich drei Kulis mit Aufgebot aller Kraft fest. Eingebunden wie ich war, konnte ich mir nicht helfen, durfte ich mich nicht rühren, um die Leute nicht mit hinab zu ziehen. Als ob es mich gar nichts anginge, blickte ich in die Tiefe und überlegte, was nun geschehen werde. Da ich aber wieder auf den Weg heraufgezogen war, und zu mir selbst kam, fühlte ich mich wie gelähmt und ließ mich wohl aus Mangel an Willenskraft, aus gänzlicher Erschlaffung nach dem entsetzlichen Schrecken wieder auf die Schultern heben. Aber was hätte ich auch sonst tun sollen? Gehen konnte ich nicht, mir zitterten die Knie, und weiter mußte ich doch. —

Der nun folgende Weg war wirklich furchtbar. Wohl mehr als eine halbe Stunde ging es über einen schmalen Grat hin, auf dem die Leute sich jeden Schritt geschickt suchen mußten, um nicht abzurutschen. Vom Winde hin und her gewiegt, schwebe ich hoch oben auf schwankenden Schultern zwischen zwei gähnenden Tiefen. Rechts und links geht es senkrecht hinunter, und mein Blick schweift über Berge und Täler, die sich in schwindelnden Fernen hintereinander aufbauen. Ich muß die Augen schließen, um nicht die Besinnung zu verlieren.

Wie alltäglich, sind wir um drei Uhr im Nachtquartier. Phallut liegt noch einen Tagemarsch in der Luftlinie vom Kinchinjunga entfernt. Die Leute, welche nur am ersten Tag, als sie die dreiundzwanzig Meilen zurück-

legten, eine Mahlzeit zu ſich nahmen, ſind geſtern und heute ihre ſechzehn und achtzehn Meilen ſozuſagen nüchtern gelaufen und fühlen ſich folglich marode. Vor allem iſt es die Kälte, die ſie angreift. Sie ſtehen zitternd an den Glastüren und machen nicht mißzuverſtehende Zeichen über allerhand Beſchwerden. Wir haben leider nur eine einzige Flaſche Wisky bei uns, beſchließen aber trotzdem, den Kulis davon zu geben. Der guide, der den Trunk ſtolz ablehnt, verdolmetſcht unſere Abſicht, und jeder der ſchlotternden Geſellen kommt mit einem tiefen „Kotau" herein, gießt ſein Glas auf einen Schluck hinunter und verſchwindet, demütig dankend.

Zum Sonnenuntergang ſchleppen wir uns zweihundert Fuß höher auf den äußerſten Vorſprung des Bergrückens (zwölftauſend Fuß). Hier oben ſtehen fünf höchſt fremdartige ſpitze Steinhaufen. Sie ſind mit tibetaniſchen Inſchriften bedeckt und ſollen einſt von Lamas errichtet worden ſein. Der Sturm heult mit erneuter Kraft und macht einen freien Ausblick unmöglich, nur geſchützt durch die Felſen, dürfen wir es wagen, den Kopf vorzuſtrecken und der ſcheidenden Sonne nachzublicken, die weit hinter dem wild wallenden Wolkenmeer in farbig ſchillernder, glatter Fläche verſinkt. Es ſchwebt ein phantaſtiſches Gebilde daher, gleicht zwei mit den Spitzen ſich berührenden ungeheuren Spiralmuſcheln. Es iſt wohl eine „Wolkenhoſe", wenn es ſolche gibt. Halb kriechend müſſen wir die Höhe verlaſſen, denn der Wind erfaßt uns mit fürchterlicher Gewalt, und wir rollen buchſtäblich den Berg hinab. —

Die Menus wiederholen ſich, die Kälte, der Sturm ſteigern ſich, und ich kann kaum die Feder zu meinen alltäglichen Aufzeichnungen in den erſtarrten Fingern halten. Ab und zu treten wir an den Kamin, breiten unſere Mäntel weit aus, um Wärme zu faſſen, und fühlen uns dann einen kurzen Augenblick ganz wohlig.

Der Mond ſcheint hell am tiefdunkeln Himmel. Sein klares Leuchten und der blaſſe Glanz der Schneerieſen verdunkeln das Glitzern der Sterne. Die Milchſtraße erliſcht, und nur einzelne Planeten erglühen in feurigem Licht.

Der Wind hat ſich zu einem weltenerſchütternden Toben geſteigert. Es iſt, als ſtürzten Lawinen mit donnerndem Krachen von allen Seiten über uns weg. Die Berge ſtöhnen, die Erde dröhnt, der Sturm heult. Rudra, der alte Sturmgott, ſcheint mit ſeinem Gefolge, den „Maruts", unter Wehgeheul und Hohngelächter durch die Lüfte zu hetzen. Es iſt ein Orkan, der Berge verſetzen könnte. Schließlich ſchlafen wir ein, aber im Traume erleben wir Erdbeben und gräßliche Eiſenbahnzuſammenſtöße, und als um fünf Uhr der Heizer das Feuer mit ſeinem koloſſalen Blaſebalg anfacht, fährt Alfred erſchreckt aus dem Schlafe auf, meinend mein Atem ginge ſo ſtark. Es war eine grauenvolle Nacht, voll entſetzlicher Träume und Wahnvorſtellungen.

17. Januar. Um dreiviertel ſechs Uhr brachte der guide den Tee. Er hat es aber immer ſo eilig, daß man ihn kaum etwas fragen darf. Auch heute hörten wir nur en passant, daß die Sonne um halb ſieben Uhr aufgehen werde. Wir ſind rechtzeitig zur Stelle.

Als wir aus dem Bungalow traten, lag die Welt noch im grauen Dämmerſchein. Der Mond ſchimmerte durch den Frühdunſt. Wir gingen wieder zu den fünf heiligen Gebetſteinen hinauf, von brauſendem Sturm halb getragen, halb getrieben. Voll geſpannter Erwartung harren wir der aufgehenden Sonne. In unvergleichlicher Schärfe zeichnen ſich am Morgenhimmel die Linien der hoheitsvollen Berge. Grau und bleich ſind die glatten Granitwände, die Schneeſeiten der Berge, und geiſterhaft erheben ſich die ſtarren Maſſen zu ſchwindelnder Höhe. Wir wagen kaum zu atmen. Ich höre Alfred flüſtern:

„Sie kommt", und die erſten Strahlen der Sonne gleiten in goldigen Tönen über das weiße Wolkenmeer. Eine unermeßliche Fläche erſchillert. Wie die „Inſel der Seligen" ſchwimmt am Rande der Welt ein grünes Eiland. Hier ſteigt der Feuerball aus den Tiefen des Jenſeits empor. Die gigantiſchen Berge, die noch eben in geſpenſtiger Bläſſe beinahe weſenlos aus dem Nebelmeere wuchſen, erglühen warm und roſig. Die golden leuchtenden Wolken werfen ihren Glanz über die ins Ungeheure wachſenden Gipfel, und ein duftiges Farbenſpiel herrlich verſchmelzender Töne vom tiefſten Rot, Orange, Gold und Rubin verwirrt, berückt uns. Wie zwei unüberwindliche Großkönige mit Vaſallen und Heeresgefolge, liegen in ſtolzem Selbſtbewußtſein die beiden Ketten des Mount Everest und des Kinchinjunga einander gegenüber; ſie ſcheinen ihre Kräfte mit trotziger Ueberlegenheit zu meſſen.

Die unzugängliche Höhe des Gebirges, deſſen äußere Umriſſe ſo wunderbar präzis und ſcharf gegen den Himmel ſtehen, die ins Unendliche gedehnte Ferne, das alles verſchlingende Wolkenmeer ſind zwei mit nichts zu vergleichende Eindrücke, die durch ſtets wechſelnde Beleuchtungseffekte noch geſteigert werden. Der ganze Anblick iſt von ſolch grandioſer Herrlichkeit, daß wir Tag um Tag dieſe Pracht mit nie ſich mindernder Bewunderung immer wieder neu genießen.

Wir ſaßen lange an die Gebetsſteine gelehnt und ſahen ergriffen dem wilden Gewoge des Meeres unter uns zu. Die Sonne ſtieg höher und höher. Wolkenzüge löſen ſich aus dem Nebelmeer, die ſich verflüchtigen. Starre Felſen in zackiger Kahlheit, zu ſchmalen Kanten und Spitzen aufſteigende und jäh abſtürzende Berge wachſen aus dem ſchwindenden Duft hervor. Wir überblicken ein Labyrinth von längeren und kürzeren parallellaufenden und ſich kreuzenden Tälern. Wir ſehen Gebirgszüge mit

wildromantiſchen Gipfeln und Abhängen, an denen ſich die Wälder wie breite Samtbänder hinziehen.

Der Himâlaya, d. h. Schneewohnungen (von Hima = Froſt, alaya = Haus — Sanskrit) legt ſich in einer Länge von fünfzehnhundert Meilen (zweitauſendfünfhundert Kilometer) ſäbelförmig um die nördliche Grenze Indiens. Er iſt ein Urgebirge, Gneis und Granit ſind das vorherrſchende Geſtein. — Man muß ſich ihn als doppelten Gebirgszug, ſozuſagen als eine doppelte Bergmauer vorſtellen, die ſich von Oſten nach Weſten, von Kaſchmir nach Kaſchgar zieht. Die ſüdlichere der beiden ſteigt zwanzigtauſend Fuß = vier Meilen, ſteil von der Ebene Indiens auf und gipfelt im Kinchinjunga (28 176 Fuß) und Mount Everеſt (29 200 Fuß). Sie fällt nördlich in Täler und auf ein Hochland von dreizehntauſend Fuß Höhe ab. Jenſeits von dieſem erhebt ſich die zweite, nördliche Mauer, hinter der Tibet liegt. Zwiſchen den beiden ſo gebildeten Bergmauern ſammeln ſich in den ungeheuren Tälern die Waſſer des Indus, Sutlej (ſpr. Sutletſch) und des Sangpu, die ihren Weg durch Schluchten und Klammen in das Punjab und nach Aſſam finden, wo der Sangpu den Namen Brahmaputra annimmt.

Ganz einfach ausgedrückt, ſteigt der Himâlaya aus der tiefliegenden Ebene Indiens auf und ſenkt ſich jenſeits zum Tafelland Tibet hinab, das eine Durchſchnittshöhe von fünfzehntauſend Fuß hat. Die höchſten Berge ſind mit ewigem Schnee bedeckt und ungeheure, oft ſechzig Meilen lange Gletſcher ſchieben ihre Eismaſſen langſam zu Tal. Der Himâlaya ſtaut und ſammelt das Waſſer und führt es der tropiſchen Ebene zu. Die mit Waſſerdampf geſättigte Luft über dem Indiſchen Ozean wird durch den im Juni regelmäßig eintretenden Südweſt-Monſum nordoſtwärts getragen, worauf dann die vom Landmann ängſtvoll erwartete Regenzeit eintritt, von deren Regelmäßigkeit die Ernte abhängt. Eine große Quantität der durch den Monſum

gebrachten feuchten Luft schlägt sich, während sie über Indiens heiße Ebenen hinzieht, nicht als Regen nieder, sondern wird gegen das Gebirge getrieben, das ihren Zug nach Norden unterbricht, ihre Feuchtigkeit als Regen oder Schnee aufnimmt. Nur wenig Feuchtigkeit dringt über die doppelte Gebirgskette hinüber, so daß, während auf den südlichen Ausläufern des Himâlaya die bedeutendste Menge Wasser der ganzen Welt niedergeht, auf der Nordseite der Bergmauer das große Plateau von Tibet fast gar keine Niederschläge zu verzeichnen hat. Die südlichen Abhänge des Himâlaya sind durch die starken Regengüsse teilweise sehr fruchtbar, doch reißen die wilden Ströme vielfach auch das Erdreich von der Oberfläche der Berge fort und lassen sie da kahl und weiß erscheinen. Dieses ganze Bergland ist ein System gigantischer Abgründe, eine Serie steil aufsteigender Berge, die in Täler, Schluchten und Flußbette jäh abstürzen.

Am Fuße des Himâlaya zieht sich ein Gürtel Tiefland, „das Tarai", entlang, ein ungesunder, fieberaushauchender Dschungel, nur von wilden Tieren und kleinen indischen Volksstämmen bewohnt. Mit dem Anstieg von je tausend Fuß fällt das Thermometer um einen Grad Reaumur. Jede Höhenlage hat ihre eigene Vegetation, und man kann dieselbe durch die Bäume und Pflanzen, die an Eigenarten grenzenlos sind, unfehlbar bestimmen. —

Mit dem Gebetplatz der Tibetaner war für uns der äußerste Punkt unserer Reise erreicht. Was haben wir in diesen drei Monaten, die wir ferne „von Europens übertünchter Höflichkeit" verbrachten, nicht alles erlebt und gesehen! Jahre scheinen mir in dieser kurzen Zeit entschwunden zu sein.

Im Bungalow von Phallut werden wir mit Ungeduld erwartet; die Kulis wollen fort, und das Frühstück steht bereit. Nadar Sadar, unser Führer, blickt finster. Wir packen, wir frühstücken, schnell steige ich in die Dandy

und im Trab geht es hinab in die Tiefe. Ich biß auf die Zähne, um nicht zu ſchreien, denn ich hatte heilloſe Angſt, die Kulis könnten mich dann vor Schrecken hinwerfen, oder wir könnten in einer Felsſpalte ſtecken bleiben, zwiſchen denen der Weg in ſo kurzen Biegungen hindurchführt, daß man ſie bei dem ſchnellen Tempo nur mit der äußerſten Aufmerkſamkeit zu paſſieren vermag. Wie oft ich hängen geblieben bin, zeigten die Fetzen und Löcher meiner Dandy und das ächzende Krachen des ganzen Geſtells.

Unſere Leute ſind merkwürdig genügſam. Ich leide Qualen, wenn wir uns an einem Waldrand zum Tiffin ſetzen, das der guide unter Bewachung eines hungrigen Kulis an beſtimmter Stelle zur feſtgeſetzten Stunde auftiſchen läßt. Wie gerne würde ich mit den armen Leuten teilen. Aber ich habe meiſt ſelbſt nur ein Ei, zwei Hühnerflügel und eine Orange. Bloß vom Brot können wir ihnen geben und ſelbſt da trifft kaum ein Biſſen auf den einzelnen.

Ungeduldig ſteht der Führer, der wie gewöhnlich, vorausgeeilt, auf der Schwelle des Bungalow von Sindukphu, als wir endlich um halb vier Uhr angetrabt kommen. Der Sturm begann bereits wieder zu toben, und ich begreife jetzt, warum Nadar ſo ſtreng darauf hält, daß wir pünktlich im Quartier eintreffen. Ein Marſch in ſpäterer Stunde wäre unmöglich.

Hier in Sindukphu müſſen wir von den herrlichen Eiszacken des Mount Everest Abſchied nehmen. In bläulich bleiernem Licht liegen die Rieſen ſtarr und erhaben da. Schwere Schatten ruhen auf den bewaldeten Bergen. Der Ausſichtspunkt gleicht heute einem ſchroffen, ins Meer hinausragenden Felſenriff, an deſſen Wänden die Brandung mächtig zu uns empor zu ſpritzen ſcheint. In den Bäumen brauſt raſender Sturm. Es tobt und tönt wie ſich überſtürzende Wellen, ſo daß wir uns auf hoher See dünken. Weiter und weiter wälzen ſich die Nebelwogen und ver-

ſchwimmen in einem leuchtenden, ruhigen Strom. Die Sonne bricht durch die Sturmwolken und ſinkt hinter den Horizont. Ein Opalglanz gleitet über die von uns fortſtrömende Flut, die Berge erröten in purpurnen Tinten, das Zwielicht löſt ſich in grünlichen, geiſterhaft verblaſſenden Schimmer auf. Aſchfahl zieht die Dämmerung herauf. Aus den Tälern ſteigen Nebel und verſchleiern unſern Augen wohl für immer das unvergleichlich ſchöne Bild.

18. Januar. Heute heizte Nadar Sadar in höchſt eigener Perſon ein und machte ein ſo großes Feuer, daß wir uns dem Kamin nicht nähern können. Wir beginnen eine lange Wanderſchaft. Während zwei Stunden geht es ſteil abwärts, aber ich beſteige die Dandy nicht. Die Gegend, die wir durchziehen, gleicht einem ungeheuren Park voll hochragender Bäume, herrlicher Sträucher, „ferntrees“ und zierlicher Gold- und Silberfarne aller Art. Jedesmal, wenn ich zu Fuß gehe, folgt mir ein Kuli und läßt mich nicht aus den Augen, hält mich am Rockſaum, wenn ich ausgleite, und tritt vor mich hin, wenn es mich gelüſtet, in einen Abgrund zu blicken. Er ſcheint für mich haftbar zu ſein.

Im Tongluer Bungalow haben die Anſtreicher auch gewütet. Alles trieft von Oelfarbe, und die Fenſterſcheiben ſind zerbrochen. Auf dem Speiſetiſch liegt ein ſchön geſchriebener Beſchwerdebrief über „geſtohlenes Holz“, das die armen Kulis vorgeſtern zum Kochen ihres Reiſes gebraucht haben. Der Herr Forſtmeiſter verlangt zwölf Annas Entſchädigung, doch als wir die Bezahlung ablehnen, verſchwindet der Brief auf unerklärliche Weiſe von dem Tiſch. Es war dies wohl ein Erpreſſungs- und „Mahatmaſtreich“ zugleich. Der Abend verlief im Wettkampf um ein brennendes Feuer. Alfred ſaß vor einem, ich vor dem andern Kamin; wir bliesen und puſteten in die ziſchende Glut, aber das feuchte Holz ſiedet nur, es brennt

nicht. Verzweifelt rufen wir uns zu: „Brennt dein Feuer?“ und jedes antwortet troſtlos: „Das meine verlöſcht!“ Zitternd vor Froſt gehen wir zu Bett.

19. Januar. Der letzte Tag unſerer Tour zeigt die Berge noch einmal in ihrer ganzen Pracht. Schnell und ſchneller geht es abwärts. Die Kulis ſind kaum mehr aufzuhalten. Ihre fröhlichen Weiſen klingen wie Trutz- und Schelmenlieder. Sie ſingen ſich gegenſeitig Verſe zu, nach jeder Strophe folgt mutwilliges Gelächter. Die Melodie iſt wohllautend, der Text ſcheint improviſiert zu ſein. Kurz vor Darjeeling ließ ich mich nochmals zu Boden ſetzen und verteilte unter meine „Acht“ die nicht im Kontrakt ausgemachten Trinkgelder. Denn ſo trefflich unſer guide als Reiſemarſchall iſt, ſo habgierig iſt er auch, und er würde zweifellos von den Leuten Prozente verlangen, wüßte er von dieſem „Bockſis“.

Bei unſerer Heimkehr finden wir vor dem Hotel Charle in eine Decke gehüllt und Johanna in ein halb Dutzend bunte Tücher gewickelt. Sie warten, den Blick auf die Straße gerichtet, ſeit fünf Tagen auf unſere Rückkehr. Beide ſind blau vor Kälte und Hunger. Der Boy hat gleich am erſten Tage ſein Geld vertrunken, die Aya dasſelbe in einem halben Dutzend Ringen angelegt, die ihr die ſchwarzen Pfoten zieren.

Die Tour hat mit Getränk alles in allem 265 Rupien gekoſtet. Doch kann man ſie ganz gewiß erheblich billiger machen.

21. Januar. Nach einem Tag der Ruhe in Darjeeling, reiſen wir heute nach Kalkutta. Die Talfahrt iſt prachtvoll, der Kinchinjunga thront in wolkenloſem Glanz in Himmelshöhe und macht uns den Abſchied ſehr ſchwer.

In den Lichtungen des Urwaldes ſehen wir die Blockhäuſer hell erleuchtet. Die Fenſter und Türen ſtehen weit

offen. Die Tiſche ſind zum Dinner weiß gedeckt, und das Innere dieſer Urwaldwohnungen ſieht einladend und behaglich aus.

Vier deutſche Herren fahren mit uns im Zuge. Ihrem anmaßenden Benehmen verdanken wir es, einen einzigen unwirſchen Stationsvorſtand in Indien kennen gelernt zu haben. Offen erklärte er mir, daß das herriſche Auftreten dieſer aus China zurückkehrenden deutſchen Offiziere ihn zwänge, ſeine Vorſchriften ſtreng auszuführen, was zum Reſultat hatte, daß man uns trennte, d. h. in Herren- und Damencoupés unterbrachte.

22. Januar. Mittags trafen wir in Kalkutta ein. Wir fanden Graf Lippe vor dem Hotel promenierend und uns erwartend. Kalkutta machte bei dieſem unſerm zweiten Beſuch einen nicht minder unſympathiſchen Eindruck als das erſte Mal. Am liebſten wären wir gleich weiter gereiſt, allein, der Abſtecher in den Himâlaya hatte mich doch ſo ſehr ermüdet, daß ich eines Ruhetages dringend bedurfte.

Das Hotel war durch die mittlerweile vom Durbar eingetroffenen Gäſte überfüllt, und das für uns reſervierte „Appartement" läßt ſich kaum beſchreiben. Es iſt ſtaunenswert, wie das ſchlechteſte Zimmer hier in Indien immer noch durch ein viel ſchlechteres übertroffen werden kann. Diesmal liegt unſer Wohnraum unterhalb des Straßenniveaus an einer meterbreiten Goſſe, in die das Abwaſſer ſämtlicher Bäder fließt. Das Badekabinett iſt ein dreieckiges Loch, in dem eine verroſtete, übelriechende Wanne ſteht; die Scheiben der Glastür, die in das finſtere Eck führt, ſind zerbrochen, und ein zerfetzter, roter, ſpeckiger Vorhang ſoll den ekelhaften Geruch abhalten, der aus dieſer „Toilette" dringt. Doch nicht genug mit dieſer Nachbarſchaft. Auch die „friſche" Luft, die durchs Fenſter kommt, iſt erbärmlich. Das in der Sonne den ganzen Tag ver-

dunstende schmutzige Badewasser sendet seine Miasmen ins Zimmer, und der Rauch der Verbrennungsstätten, der bei gutem Wetter durch den Wind über die Stadt getrieben wird, verpestet die Atmosphäre. Ruhe kann man hier nicht finden. Vor der Tür, deren Flügel immer halb offen stehen — hierzulande wird nie eine Tür geschlossen —, toben die Kinder des ganzen Hotels mit ihren Ayas und Boys; neben mir wohnt ein streitlustiges Ehepaar, und wenn der zanksüchtige Gatte fort ist, schnattert ein Dutzend Weiber. Das entsetzlichste von allem sind aber die grauköpfigen Aasraben, die, abgesehen von den dunkelsten Stunden der Nacht, ein Geschrei zum Wahnsinnigwerden vollführen. Als Singstimme zu diesem Orchester erklingt der mißtönende scharfe Triller eines kleinen grauen Vogels, der im Gebüsch seinen unangenehmen Ruf ausstößt. Die Nacht ist qualvoll. Es kläffen die Hunde; ein Mensch mit idiotischem Lachen reizt sie, und das Bellen nimmt kein Ende. Um fünf Uhr morgens stellt sich ein halbes Dutzend Männer an unser Fenster, um die Gasse zu kehren. Wahrscheinlich unterhalten sie sich ganz friedlich, aber es klingt, als rauften sie sich auf Tod und Leben. Für dieses Zimmer, in das eben ein Kerl durchs Fenster einsteigen will, um sich den Weg ums Haus herum zu ersparen, zahlen wir täglich mit Pension fünfundzwanzig Mark.

24. Januar. Alfred hat seit gestern Neuralgie und leidet sehr. Er zeigt deshalb wenig Lust, den Abstecher nach Puri zu machen. Doch wie könnten wir die Koromandelküste entlang fahren, ohne Jagannath zu besuchen? Was würde Professor von Brentano dazu sagen, der mir so enthusiastisch von diesem grandiosen Heiligtume erzählte? Abfahrt nach Puri abends neun Uhr.

25. Januar. Die in der Eisenbahn verbrachte Nacht verlief höchst unangenehm. Es war verhältnismäßig kalt,

und wir froren sehr, bis wir schließlich bemerkten, daß unsere Coupétür weit offen stand. Das Summen und Stechen der Moskitos quälte, der Zug hatte einen ruckweisen Gang, die Pfiffe der Lokomotive gellten wie das Alarmsignal eines untergehenden Schiffes, kurz, wir konnten keinen Augenblick schlafen.

Morgens um zehn Uhr treffen wir in „Khurda Road" ein, wo die Bahn nach Puri abzweigt. Hier erwartet uns die „stille Pauline", wie Graf Lippe den Zug der Nebenlinie nennt, der sich nach langem Zögern in schleichende Bewegung setzt. Er ist aus den ältesten Wagen von ganz Indien zusammengestellt, die alle unbequem und sehr schmutzig sind. Wir fahren durch eine üppige Landschaft. Ein smaragdgrüner Schimmer bedeckt die Felder; der Reis dringt samtweich durch die Erde; ungeheure Bananen bilden herrliche Gruppen. Palmenalleen ziehen sich in die Ferne. Am Bahndamm liegen größere und kleinere Tanks. Sie sind wie mit einem bunten Teppich überzogen. Eine tiefgrüne Blattfülle bedeckt das Wasser, auf der weiße und rote Lotosblumen auf langen Stengeln schwanken. Am Ufer stehen merkwürdige Gebüsche. Wir glauben Magnolienbäume in voller Blüte zu sehen, doch sind es große Sträucher, auf denen Dutzende von weißen Zwergstörchen oder wilden Gänsen sitzen, die wie schlanke Blumen erscheinen. Die großen Tanks bilden die Badeplätze der Pilger. Das Wasser ist gelb und schlammig. Krokodile strecken ihre breiten Köpfe daraus empor und sonnen sich die heiligen Nasen. Alles ist hierzulande heilig, ob es vier, zwei oder gar keine Beine hat: Kühe, Hunde, Affen, Tauben, Schlangen usw.

Wenn zur Zeit der großen Feste im Juni oder Juli ganz Indien seine Pilgerscharen über Puri ergießt, so müssen die Büßer, ehe sie die heilige Stadt betreten, eine „Purifikation" durchmachen. Sie nehmen in einem dieser gelben Teiche das Seele und Körper reinigende Bad und

betrachten es als eine ganz beſondere Gnade der Vorſehung, von einem der göttlichen Krokodile verſchlungen zu werden.

Mit drei Stunden Verſpätung erreichten wir, ſtatt um neun Uhr, um zwölf Uhr halb verhungert unſer Ziel. Die Bahnſtrecke iſt erſt ſeit kurzem eröffnet und wird von Europäern wenig benutzt. Sie reiſen meiſt zu Waſſer von Kalkutta nach Südindien. Der Bahnhof von Puri, wenn man die eingezäunte große Fläche ſo bezeichnen darf, deutet auf einen Verkehr hin, wie man ſich ihn bei uns nicht vorſtellen kann. Die einzelnen Perrons ſind ſo breit wie die Maximiliansſtraße in München. Hinter einem kleinen Häuschen, in dem die Billette verausgabt werden, vor einem rieſigen Holzgitter, ſtehen ein paar Ochſenkarren und Droſchken vierter Güte. Wir kriechen in eine, die Dienerſchaft in eine andere dieſer Fahrgelegenheiten und ziehen los; aber wie langſam kommen wir vorwärts. Damit wir das linke Rad unſerer Droſchke nicht verlieren, muß ein Mann nebenher laufen, um es immer wieder einzuſchieben.

Die Straßen ſind wie mit feinem rotem Sand beſtreut, da alles hier Lateritboden iſt. Hohe Kaktushecken und ſchattige Bäume ſtehen längs derſelben. Eingeborene von gelber Hautfarbe bilden Spalier. Sie ſind teils bekleidet, teils nackt; manche ſehen mit ihren Tropenhelmen und Sonnenſchirmen wie Indianer aus.

Wir nähern uns dem Meere und verſinken mehr und mehr in den tiefen Sand. Das Bungalow wird in der Ferne als weißer Punkt ſichtbar. Doch ſchon von weitem gibt man uns durch Zeichen zu verſtehen, daß es beſetzt iſt. Halbtot vor Müdigkeit, Hitze, Hunger und Durſt — wir hatten nicht gefrühſtückt — laſſen wir uns nicht abweiſen und halten vor dem Bungalow.

Die Benutzung eines Bungalow iſt jedem Reiſenden nur vierundzwanzig Stunden lang geſtattet. Nach dieſer Zeit muß es unweigerlich geräumt werden, wenn neue Reiſende kommen. Die Herren gehen ins Haus, um ſich zu orien-

tieren, doch kommen sie alsbald wieder heraus und erklären mißvergnügt: „Da liegt einer im Bett.“ Ein riesiger Hunger gibt mir Mut. Ich klettere aus dem Wagen und trete ins Haus. Ja, da liegt einer im Bett und wendet mir sein zitronengelbes Gesicht mit ein paar großen, tiefschwarzen Fieberaugen zu. Ich denke, der Mann hat die Pest, aber er hatte nur ein Seebad genommen und pflegte der Ruhe.

Alle Europäer sehen hier leidend aus. Das elende Aussehen des Engländers stimmte mich milder. Ich war geneigt, zu unterhandeln, ihn ungestört zu lassen, wenn er uns etwas zu essen geben würde. Doch davon wollte er nichts hören. Wir sollten in das Bungalow für „Zivil und Militär“ gehen, er hätte nichts für uns und kaum etwas für sich selbst. Nun war meine Nachsicht erschöpft! „Wie lange wohnen Sie denn eigentlich schon hier?“ fragte ich ihn. „Oah, Oah, well — — I think you have the right to turn me out! I have been here for more then twentyfour hours! I 'll look for some food“, womit er sich erhob, sich mit seiner Reisedecke drapierte, die ihn aber nur teilweise bedeckte, da sein kurzes Röckchen knapp bis zu den Hüften reichte. Die Rückansicht völlig entblößt, verschwand der Herr auf zwei gelben Beinen im Nebengelaß, aus dem er nach ein paar Augenblicken europäisch gekleidet wieder erschien. Er forderte uns auf, am Tische Platz zu nehmen, und ließ uns durch seinen Boy servieren, was er selbst hatte, einen Rest Büchsenhummer, Schinken, ein paar kalte Kartoffeln, Käse, ein wenig Kuchen, Tee, Whisky, Sodawasser. Ich merkte sehr bald, daß wir Gastfreundschaft genossen und diesen minimalen Vorräten nur bescheiden zusprechen durften.

Mr. Lee ist seit fünf Jahren Beamter in Madras und verbringt hier seinen Urlaub mit Tigerjagd. Das für solche Zwecke vorgesehene Dack Bungalow für „Zivil und Militär“ ist nicht in Betrieb, und da nur ganz selten ein Europäer sich im Laufe des Jahres nach Puri ver-

irrt, machte er ſichs in dem Bungalow für „Reiſende“ bequem. Nach dem freundlichen Entgegenkommen, das uns Mr. Lee bewieſen, entſchloſſen wir uns, ſeinen Frieden fürder nicht zu ſtören, und trennten uns mit dankbarem Händeſchütteln von ihm. Froh, etwas gegeſſen zu haben, und beruhigt durch ſein Verſprechen, für unſere weitere Ernährung Sorge tragen zu wollen, verfügten wir uns in das verlaſſene Regierungs-Bungalow. Dieſes hat keine Küche, nur zwei Betten und iſt ſehr verwahrloſt. Zum erſtenmal auf der Reiſe mußten wir unſer Feldbett aufſchlagen. Bis zur Rückkehr unſerer Dienerſchaft, die wir zum Eſſen in die Stadt geſchickt hatten, wollten wir ein bißchen ausruhen. Aber von Schlummer konnte keine Rede ſein, denn das ganze Haus war mit Millionen von Moskitos angefüllt. Um ihnen zu entfliehen, ſetzten wir uns auf die Stufen vor das Haus. Hier genoſſen wir den ſchönen Blick auf den Bengaliſchen Meerbuſen, deſſen gewaltige Brandung das „gelobte Land“ des Hindu, das heilige Oriſſa, umſpült.

Auf Puri, die Hauptſtadt von Oriſſa, hat ſich ſeit Jahrhunderten die nationale Verehrung für heilige Plätze konzentriert. Das Heiligtum von Puri iſt einer Inkarnation Viſhnus, dem Gotte Jagannath geweiht. Milde und gütig, iſt er der Gott des Volkes. Seine Lehre verkündet die Gleichheit aller Menſchen vor Gott, und in dem Sakrament der gemeinſamen Speiſung der Pilger im Tempel ſymboliſiert ſich dieſer ſchöne Gedanke.

„Ihm iſt keiner der Geringſte —
Wer ſich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild verſtörtem Geiſte,
Düſter, ohne Hilf und Rettung,
Sei er Brahme, ſei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren;
Dort erglühen tauſend Augen,
Ruhend lauſchen tauſend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.“

Aber nicht nur jede Kluft der Kasten überbrückt die Heiligkeit des Gottes Jagannath, sondern auch die der Rassen und der Religionen. Ob Hindu, ob Mohammedaner oder Christ, gilt Vishnu Jagannath gleich. Alle Formen des indischen Glaubens und jede Auffassung der Gottheit umschließt seine Lehre. Niemand ist zu hoch, niemand zu niedrig, als daß er nicht im Tempel von Jagannath Zutritt hätte. Jede Gesinnung findet hier ihre Heimstätte. Selbst ein Christ soll einstmals zu der heiligen Speisung zugelassen worden sein. — Heute wird nicht mehr nach dieser hohen Lehre gelebt und gehandelt. Sie ist durch die Spekulation der Priesterschaft in kleinlichen, intoleranten Formalismus verfallen.

Auf diesen weltabgeschiedenen Gestaden fand auch einst der aus Hindustan verbannte Glaube an Buddha seine Zufluchtsstätte, und der Zahn des Gründers dieser hohen Lehre lag während vieler Jahrhunderte als Heiligtum im Schutze des Gottes Jagannath, ehe er nach Ceylon verbracht wurde.

Ungeduldig warten wir auf die Rückkehr unserer Leute, die endlich um drei Uhr höchst bequem in einem Wagen angefahren kommen. Wir eilen, unsern Rumpelkasten zu besteigen, gespannt, den heiligen Tempel zu sehen, hoffend, ihn wie die Pagoden Südindiens betreten zu dürfen.

Die Stadt Puri liegt etwa eine halbe Stunde landeinwärts. Sechstausenddreihundertdreiundsechzig Häuser — ich habe sie nicht gezählt — gruppieren sich mit zweiundzwanzigtausend Einwohnern, wovon neuntausendzweihundert Brahminen sind, um den Tempel. Fünftausendfünfhundert dieser kleinen Bauten sind Fremdenhäuser, die zur Zeit der Feste neunzigtausend bis hunderttausend Menschen beherbergen sollen. Es kommen also ungefähr achtzig Personen auf eine dieser Mausefallen, die aus drei fensterlosen, kleinen Zellen bestehen, und in denen gewöhnlich eine Temperatur bis zu dreiunddreißig Grad Reaumur

herrſchen ſoll, welche aber nie unter fünfundzwanzig Grad Reaumur ſinkt.

Durch eine enge Straße gelangen wir zum Tempel. Auf dem großen Platz, der ſich vor dem Löwentor erſtreckt, erhebt ſich eine hohe Säule, ein Monolith. Aruna, die Dämmerung, lehnt ſich daran. Es iſt das einzige Kunſtwerk in Puri, aber es verdient kaum Beachtung. Ich nahe mich dem Hauptportal des Tempels. Zuverſichtlich ſchreite ich auf das Tor zu. Achtlos trete ich auf eine große, ſchwarze Steinplatte, die den Stufen zum Portale vorgelegt iſt. Ein Schrei des Entſetzens geht durch die Menge, die hier auf „Gnaden" wartet. Hundert dürre Arme ſtrecken ſich wildflehend gegen mich aus, gräßliche Krüppel hüpfen, rutſchen und kriechen mit ihren verſtümmelten Leibern von allen Seiten auf mich zu und verlegen mir den Weg. Nackte Rieſen heben drohend die Fauſt, und ein gewaltiger ſchwarzer Stier wird mir entgegengetrieben, um mich von dem heiligen Stein zu verjagen. Um nicht zerriſſen zu werden, fliehe und flüchte ich zu meinen beiden Herren, die in vorſichtiger Weisheit ſich mit der Beſichtigung der Mauer begnügten, welche den Tempel umſchließt.

Was ſoll ich nun vom Tempel erzählen, was habe ich ſelbſt geſehen, was habe ich in dem glänzenden Werk über „Oriſſa" von W. W. Hunter geleſen?

Ich ſah eine ſechs Meter hohe, ſehr graue Mauer, die ein Viereck von ſechshundertachtzig zu ſechshundertzweiundfünfzig Fuß umgibt, in das ich aber nicht hineinſehen konnte. Ich ſah die Mauer, über die hinweg der koniſche Turm ragt, welcher das Heiligtum bezeichnet. Er iſt einhundertzweiundſiebzig Fuß hoch, gleicht einem ſchön geſchnitzten Zuckerhut, den die Zeit geſchwärzt hat, und iſt mit dem myſtiſchen Rad und der Flagge Viſhnus gekrönt. In das durch die Mauer gebildete Viereck ſollen einhundertzwanzig Schreine eingebaut ſein, die den verſchiedenen Ver-

körperungen gewidmet ſind, in denen die Phantaſie des Hindu ſich ihren Gott vorſtellt. Der Tempel des Jagannath beſteht, wie in „Oriſſa“ zu leſen iſt, aus vier Räumen. Erſtens aus der Halle der Opfer, in denen die großen Speiſungen der Pilger ſtattfinden; zweitens aus der Säulenhalle für Muſikanten und Tänzerinnen; drittens aus der Audienzhalle, durch welche die Pilger defilieren, um den Gott zu erſchauen, und viertens aus dem Heiligtum, das von dem koniſchen Turm überragt wird, und in dem, reich geſchmückt, Jagannath mit ſeinem Bruder Balabhadra und ſeiner Schweſter Subhadra thront. Die Götterbildniſſe ſind rohe Holzklötze und geben die menſchliche Geſtalt von der Taille aufwärts ohne Arme notdürftig wieder. Zu gewiſſen Feierlichkeiten befeſtigen die Prieſter goldene Hände an die Armſtümpfe, welche aus den Schultern des Jagannath vorſtehen. Sie erklären den Mangel der Hände damit, daß der „Herr der Welt“ weder Arme noch Füße brauche, um zu regieren. Anders freilich und mit phantaſtiſcher Ausſchmückung berichtet die Legende:

Im goldenen Zeitalter ſuchten die Menſchen nach dem Gotte Viſhnu. Deshalb ſandte auch ein guter König Indrayumna ſeine Brahminen nach allen Himmelsrichtungen aus, um ihn zu ſuchen. Alle Brahminen kehrten zurück, nur jener, der nach Oſten gezogen war, kehrte nicht heim. Er war nach Oriſſa gekommen und bei einem Vogelſteller eingekehrt. Nun hatte aber Baſſu, wie der Vogelſteller hieß, eine Tochter, und als er ſah, daß der Fremdling ein Brahmine war, zwang er ihn, ſeine Tochter zu heiraten. Baſſu war ein Diener des Jagannath, des „Herrn der Welt“. Täglich ging er hinaus in den Dſchungel, um im geheimen ſeinem Gotte zu opfern. Eines Morgens aber ließ er ſich durch die Bitten ſeiner Tochter erweichen und nahm den Brahminen mit, doch nicht, ohne ihm vorher die Augen verbunden zu haben, damit er ſich wohl dem Gotte nahen könne, aber die Stätte nie wieder fände, an

der er ihn erſchaut. Klug und vorſichtig verſah die Tochter ihren Gatten heimlich mit einem Sack Senfſamen, damit er die Körner fallen laſſe und ſo den Weg zum Gotte zurückfände. Tief im Walde angelangt, nahm der Vater dem Brahminen die Binde von den Augen, und er erblickte in der Geſtalt eines „blauen Steinbildes" den Gott Jagannath. Während ſich der Alte entfernte, um Blumen für das Opfer zu ſuchen, betete der Brahmine inbrünſtig zum „Herrn der Welt". Da fiel plötzlich eine Krähe, die ſich auf einem Aſt gewiegt hatte, vor dem Bild nieder, verwandelte ſich in einen herrlich leuchtenden Vogel und ſchwang ſich aufwärts in den Himmel Viſhnus. Der Brahmine, erkennend, wie leicht es war, von dieſer heiligen Stätte aus die ewige Seligkeit zu erreichen, wollte dem Beiſpiel des Vogels folgen. Doch da erklang eine Stimme: „Halt, Brahmine, trage noch vorher die hohe Kunde davon, daß du den „Herrn der Welt" gefunden haſt, zu deinem König." Nun kam der Vogelſteller mit ſeinen Opferſpenden zurück. Doch wehe, der Gott erſchien ihm nicht mehr. Nur eine Stimme ſprach: „Ach, mein treuer Knecht, deine Blumen und Früchte des Dſchungels habe ich ſatt. Mich gelüſtet nach gekochtem Reis und Süßigkeit, nicht länger wirſt du mich in der Geſtalt des ‚blauen Steines' erblicken." Betrübt ging der Vogelſteller nach Hauſe, und von dem Tage an erſchien der „blaue Gott" dem armen Volk der alten Welt nicht mehr. Der Brahmine zog zu ſeinem König zurück und überbrachte ihm die Botſchaft des Gottes. Der König rüſtete ein großes Heer und zog nach den blauen Bergen in Oriſſa. Stolz rief der Fürſt: „Wer iſt mir gleich, mir, den der Herr der Welt auserkoren hat, ihm einen Tempel zu bauen und der Menſchheit ſeinen Namen zu verkünden!" Dieſe Worte hörte der Gott Jagannath, und er ergrimmte über den Hochmut des Mannes. Zornig ſprach er: „O König, ja, du wirſt den Tempel bauen, doch mein Antlitz wirſt du niemals ſchauen." —

Zur ſelbigen Stunde verſchwand das blaue Götterbild von der Erde.

Der König baute den Tempel, doch den Gott ſah er niemals. Tief bekümmert ging er hinauf in den Himmel, um Brahma zu bitten, daß dieſer den Tempel weihe. Aber Brahma verrichtete gerade ſeine Gebete und durfte nicht geſtört werden. Nun aber dauert ſeine Andacht neunhundert Jahre nach menſchlicher Zeitrechnung, und während Indrayumna im Himmel wartete, regierten auf Erden viele andere Könige. Die Stadt, die er um den Tempel erbaut hatte, war verfallen und der Tempel im Treibſand begraben.

Eines Tages aber, als der König, der jetzt auf Erden regierte, am Strande ſpazieren ritt, ſtrauchelte ſein Pferd über die Zinnen des verſunkenen und vergeſſenen Heiligtums. Er ließ es ausgraben. Herrlich und unberührt wie am Tage der Erbauung ſtand der Tempel des Jagännath vor ihm.

Als nun Brahma mit ſeinem Gebete fertig war und vom Himmel mit Indrayumna herabkam, um den Tempel zu weihen, erklärte der jetzige König der Stadt den Tempel für ſein eigenes Werk. Allein Brahma verlangte Beweiſe für dieſe Behauptung und befahl vor allem die Krähe zum Zeugen. Aber die Krähe war eben mit ihren Andachten beſchäftigt und erwiderte: „Wer biſt du, der mich ruft?“ „Ich bin es, Brahma, der Herr der Veden, und du armſeliger Aasvogel wagſt es, meinen Ruf zu verachten?“ Da ſagte die alte Krähe: „Welcher Brahmā biſt du? Ich habe Tauſende von Brahmas entſtehen und vergehen ſehen, deren Lebensdauer nicht mehr bedeutet als fünf Tage meines Daſeins. Du biſt von geſtern, geboren aus Viſhnu, und du willſt mir befehlen?“ Da verlegte ſich Brahma aufs Bitten, und die Krähe ſagte ihm, daß Indrayumna der Erbauer des Tempels ſei. Trotz alledem aber fand Indrayumna den Gott Jägännäth nicht,

und er betete und kasteite sich und flehte so lange, bis der „Herr der Welt" ihm im Gesicht erschien und ihm sein Bild zeigte, das in Gestalt eines Holzklotzes vom Meer ans Land gespült worden war, aus dem er hervorragte. Darauf versammelte der König alle Zimmerleute des Landes, um durch sie aus dem Holzklotz das Bild des Gottes herstellen zu lassen. Doch der Meißel zersprang, und der Hammer verfehlte den Schlag. Schließlich erschien Gott Vishnu selbst in der Gestalt eines alten Zimmermanns und bewies seine Göttlichkeit durch Zeichen und Wunder. Da schloß ihn der König in den Tempel ein und schwur, daß kein Mensch den Tempel während einundzwanzig Tagen betreten dürfe, so lange, bis er aus dem Holzklotze den Gott Jagannath gemeißelt habe. Aber die Königin verlangte das Antlitz Vishnus zu sehen, damit er sie fruchtbar mache, und sie überredete ihren Gemahl, sie einzulassen. Der König öffnete die Tür vor der abgelaufenen Zeit, da verschwand Vishnu, und sie fanden nur drei Brustbilder, die den Gott Jagannath selbst, seinen Bruder und seine Schwester darstellten. Jagannath und sein Bruder aber hatten nur kurze Stümpfe als Arme, während diese seiner Schwester ganz fehlten.

In solcher Darstellung werden die Gottheiten heutigen Tages noch angebetet und verkauft. In eine kohlenartige schwarze Masse eingepreßt, ähneln die drei Fratzen kindisch geschnitzten Nußknackern. Wenn auch behauptet wird, daß diese Götterbilder noch die alten, aus dem goldenen Zeitalter stammenden Kunstwerke seien, so ist der Tempel, den wir heute sehen, jedenfalls nicht mehr das Werk des sagenhaften Königs, sondern wurde, nach geschichtlicher Feststellung 1198 von Anjanka-Bhima (Anang-Bhim-Deo) dem Herrn der Elefanten und König von Orissa, erbaut. Vierzehn Jahre wurde an dem Tempel gearbeitet. Die Kosten beliefen sich auf eine halbe Million Pfund Sterling.

Die breite Straße, welche der hohen ſchwarzen Mauer entlang um den Tempel herumläuft, mündet in die Avenue, die, doppelt ſo breit wie die Ludwigſtraße in München, kerzengerade nach dem „Gartenhaus" des Gottes Jagannath führt.

Der Herr von Jagannath iſt luxuriös ausgeſtattet. Denn nicht nur, daß der König von Oriſſa, jetzt Radja von Khurda, als Repräſentant des alten königlichen Hauſes ſeine religiöſe Demut in den Titel: „erblicher sweeper*) von Jagannath" zum Ausdruck bringt, ſo verfügt der Gott auch über einen großartigen Hofſtaat. Seine perſönliche Bedienung bilden ſechsunddreißig Orden, die in ſiebenundneunzig Klaſſen geteilt ſind. Da gibt es Kammerherren des Idols, die ihn ſchmücken, Diener, die den Gott zu Bette legen, anziehen, ihn baden und, was eine ganz beſondere Ehre iſt, ihn täglich viermal füttern. Während der Gott ſeine Mahlzeiten hält, wird das Löwentor geſchloſſen. Die Büßer und Pilger ſtehen davor, ſchwingen mächtige Fächer und ſingen Loblieder, während in der Säulenhalle Tänzerinnen in „ſchwebenden Reigen" den Gott unterhalten dürfen.

Ehe wir die Avenue, die zum Gartenhaus führt, betreten, wird uns ein großes, erhöht liegendes Waſſerreſervoir gezeigt. Dies iſt die Badewanne der Götterbilder. In dieſer werden ſie alljährlich mit großem Pomp gebadet. Zu dieſer Feierlichkeit ſind den drei „Nußknackern" Elefantenrüſſel an den Naſen befeſtigt. Es ſoll ihnen hierdurch das Ausſehen von Ganeſha, dem Gott der Urbevölkerung, gegeben werden. Nicht weit von dieſer Stelle liegt auch der Platz, auf dem das Feſt der „Geburt des Gottes Jagannath" gefeiert wird. Ein ſeltſames Schauſpiel, das je nach der Geſinnung der Beteiligten ſehr obſzön oder

*) sweeper, d. h. Kehrer, iſt in Indien derjenige, welcher die niedrigſten und ſchmutzigſten Dienſtleiſtungen verrichtet.

auch ſehr myſtiſch wirken kann, denn die Zeremonie der göttlichen Geburt wird ganz realiſtiſch dargeſtellt. Ein Prieſter fungiert als Vater, und eine Bajadere ſtellt die Mutter des Gottes dar, die ihn zur Welt bringt.

Die breite, rote Prozeſſionsſtraße nach dem göttlichen Gartenhaus iſt in ihrer ganzen Länge von kleinen Fremdenhäuſern und Buden begrenzt, in denen heilige Bilder, Reliquien, Roſenkränze, Abdrücke des Fußes von Buddha und dergleichen mehr verkauft werden. Am Anfang der Straße liegt die Remiſe des Feſtwagens. Sie iſt allerdings nur ein kleiner Hof, und auch vom Feſtwagen ſind bloß die ſechzehn Rieſenräder zu ſehen. Der Wagen, der eine Höhe von fünfundvierzig und eine Breite von fünfunddreißig Fuß hat, wird nämlich erſt bei ſeinem Bedarf im Juni oder Juli, je nachdem das Feſt fällt, zuſammengezimmert.

Der Feſtzug des Jagannath iſt das große Ereignis des Jahres. Der Gebrauch ſcheint älter als die Erbauung des Tempels (1175). Es war wohl urſprünglich ein buddhiſtiſches Feſt, bei dem der Zahn des Buddha herumgetragen wurde, wenigſtens beſchreibt ein chineſiſcher Reiſender im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt, Fa Hiam, den Feſtzug ſo genau, daß der heutige tatſächlich eine Kopie des alten zu ſein ſcheint.

Wenn der Gott Jagannath, „der Lotosäugige", auf dem Wagen Platz genommen hat, wirft ſich die tauſendköpfige Menge zu Boden und neigt das Haupt in den Staub. Wie aus einer Kehle erſchallt des Volkes Jubelruf, und unter auf- und abſchwellendem Geſang ziehen die Büßer das auf Räder geſtellte Gebäude die breite Straße hinab zum Landhaus des Gottes. Muſik ertönt, Trommeln und Pauken dröhnen, Zymbeln klingen, Prieſter predigen oder brüllen mit rohen Gebärden zweideutige Anſpielungen vom Wagen herab, die von der Menge mit wieherndem Gelächter aufgenommen werden. Und ſo kämpft ſich die dichte Maſſe mit ihrer ſchweren Laſt ruckweiſe vorwärts, zerrend,

ſchleppend und ſchwitzend, ſchreiend und ſpringend, ſingend, betend und fluchend. Die Entfernung bis zu der Sommervilla beträgt kaum eine Meile, aber die Räder ſinken tief in den Staub, und die „Reiſe“ dauert mehrere Tage. Nach wenigen Stunden angeſtrengter Arbeit und wilder Aufregung in der tropiſchen Juniſonne folgt die Reaktion. Der Eifer der Pilger erlahmt, und ehe noch das Landhaus erreicht iſt, ſteht der Monſtrekarren verlaſſen da, der jetzt unter Aechzen und Stöhnen von den profeſſionellen Wagenziehern zum Landhaus gebracht wird. Es ſind Bauern aus der Umgegend, die gegen freie Station während der Feſtzeit dieſe ſchwere Arbeit leiſten. Iſt der Gott in ſeinem Gartenhaus einquartiert, ſo iſt auch der Enthuſiasmus der Pilger verflogen, und brächten ihn die viertauſendſechshundert profeſſionellen Karrenzieher nicht wieder zurück, er bliebe zweifellos dauernd in der Sommerfriſche.

Daß bei dieſer Prozeſſion fanatiſche Pilger aus religiöſem Wahn ſich unter die Räder des Wagens warfen, um den Tod zu ſuchen, mag ein oder das andere Mal ausnahmsweiſe vorgekommen ſein; meiſt ſind es aber Unglücksfälle, die ſich infolge des ungeheuren Gewühls ereignen. Denn nach Chaitanya, dem Propheten von Oriſſa, iſt der Selbſtmord die größte Sünde gegen den Schöpfer. Nichts iſt dem Geiſte des Viſhnukultus mehr entgegen als Selbſtvernichtung. Die milde, gnadenvolle Lehre des Chaitanya ſuchte ſogar der Witwenverbrennung entgegenzuwirken. Chaitanya wurde durch Jahrhunderte als eine Inkärnation Viſhnus verehrt. Vierzehn Monate ruhte er im Mutterſchoß und kam gerade am Ende einer Eklypſe zur Welt. Am Strande von Puri ſah er Zeichen und Wunder, er ſah den Gott Jagannath über die blauen Wellen ſchreiten, ſtürzte ſich von ſchwärmeriſcher Ekſtaſe ergriffen in den Ozean und wurde auf wunderbare Weiſe in einem Fiſchnetz gerettet. Nach zweiundvierzig Jahren, die er, ſeine Lehre predigend, verbrachte, verſchwand er von der Erde 1527.

Von ihm ging in Indien die Lehre von der Gleichheit aller Menſchen aus.

Uns erſchien die ungeheure Straße heute wie ausgeſtorben. Und doch zählten die Pilgergruppen, die ſich hier herumtrieben, nach vielen Hunderten. Aber was bedeutet dieſe kleine Schar gegenüber den dreimalhunderttauſend Menſchen, die ſich zum Feſtzug einfinden, und für welche die Straße, die „Baradand", angelegt iſt!

Wir fuhren die Prozeſſionsſtraße hinunter. Die Sommervilla des Gottes liegt am Ende der ſandigen Avenue. Sie wird von einer dreißig Fuß hohen Mauer umſchloſſen, die mit ähnlichen kleinen Türmchen verziert iſt, wie ſie die Feſtungsmauern Nordindiens tragen. Wundervolle tropiſche Pflanzen, ſchlanke Palmen, maſſige Mangobäume und prächtige Tamarinden ragen über die hohe Einfaſſung. Durch ein ſchönes Tor, an dem zwei Löwen in konventionellem Hinduſtil den Eingang bewachen, tritt man in den Garten. Unter immergrünen Bäumen liegt der alte Schrein, der als Landhaus des Gottes bezeichnet wird, und der wiederum ſo überaus heilig iſt, daß man ſich auf keine ſeiner Stufen ſetzen darf. Wir ſind todmüde, denn unſer Wagen war natürlich unterwegs ſtecken geblieben, und wir mußten durch den tiefen Sand zu Fuß waten.

Am göttlichen Landhaus war nichts Beſonderes zu ſehen, und wir machten uns daher auf, nach dem Tank zu ſtampfen, in dem „die Urſchildkröte im Weltenſumpf" mit Familie lebt. Wie in Jaipur heilige Alligatoren, ſo ſchwimmen hier heilige Rieſenſchildkröten im grün überzogenen Weiher herum. Auf einen beſtimmten Lockruf eilen ſie herbei. Die urälteſte und größte der Schildkröten iſt 1½ m lang. Sie kommt bis an die Stufen des Baſſins herangeſchwommen und ſtreckt ihren langen Hals gierig nach Futter aus. Uns zu Ehren wird es ihr in einer Menge verabreicht, daß auch ein Elefant daran genug haben könnte. Dieſe Schildkröte iſt ein ekelhaftes Monſtrum, deſſen Rücken

die Leute mit Ehrfurcht berühren, um ſich mit den ſo gefaßten Waſſertropfen wie mit Weihwaſſer zu beſprengen. Ich mag die Schildkröte nicht anfaſſen, will mich nicht mit dem Waſſer beſpritzen, und zum zweiten Male ziehe ich mir das Mißfallen der Eingeborenen zu.

Nahe dieſem Tank liegt ein Weiberdorf, das ganz von „verlorenen, ſchönen Kindern“ mit „bemalten Wangen“ bewohnt iſt und wohl das von Mahadöh mit Vorliebe beſuchte Stadtviertel ſein dürfte. Hier wird Kriſhna, der göttliche Hirtenknabe, auch eine Inkarnation Viſhnus, verehrt. Die Legende umgibt ihn mit allem, was das Leben verſchönt. Sie ſchildert ſeine arkadiſchen Freuden in den Wäldern und die Liebe, die ihn mit ſeiner Radha verbindet.

Der Prophet Wallabha Swami gründete 1120 eine Sekte, die Kriſchna zum Gegenſtand ihrer beſonderen Verehrung machte. Er lehrte, daß Gott nicht in Armut, Hunger und Einſamkeit, ſondern inmitten der Freuden der Welt gefunden werde, und ſchuf hierdurch einen Kultus der Liebe und Wolluſt, der viele Anhänger fand. Nicht unter den Armen ſuchte er ſeine Anhänger, ſondern unter den Reichen, welche das Leben als einen Genuß und die Wallfahrten als eine Gelegenheit betrachteten, ihre Intereſſen zu fördern.

Das „Weiberdorf“ wird wohl auf die genannte Sekte eine ganz beſondere Anziehung ausüben. Umgeben von Freudenmädchen, ziehen die Prieſter von dort zur Stadt. Blumenbekränzt thronen ſie in feſtlich geſchmückten Sänften auf den Schultern der ſie tragenden Diener, oder ſie ziehen mit Guirlanden umſchlungen, zu Fuße daher, geſtützt von glühend blickenden Bajaderen. Bacchantiſch lachen und locken ſie, und wie ein Dionyſos ſchreitet der ſchön drapierte Brahmine mit ſeinem Sonnenſchirm als Ehrenzeichen zwiſchen den ihn umgaukelnden Mädchen hin. Doch welch einen Gegenſatz zu dieſem ausſchweifenden Freudentaumel bilden die am Wegrand hockenden Krüppel,

Kranken, Verstümmelten und Aussätzigen! Büßer mit gelben oder braunen weichselzopfartigen Haaren sitzen in sich gekehrt neben einem kleinen Kuhdungfeuer, das entsetzlich riecht, und leiern einen monotonen Singsang ab. Beklagenswerte Difformitäten wühlen sich im Sande vorwärts, und gräuliche, mit Elefantiasis behaftete Gestalten betteln uns stöhnend an. Ein Sannyasis liegt im Staub. Sein Gesicht ist mit einem weißen Fetzen bedeckt, auf seiner Brust ruhen zwei schwere Pflastersteine, die sich bei jedem Atemzuge heben und senken, und wimmernde Klagetöne dringen unter dem Tuch hervor.

Unsere Droschke ist uns nachgekommen, und von Kühen umringt, suchen wir sie zu besteigen. Eines dieser heiligen Tiere genießt ganz besondere Verehrung. Wie eine große Verzierung hängt der Mißgeburt eine mit Hufen, Kopf und Schwanz versehene, kleine Zwillingskuh an der Seite und macht sie frecher als die andern.

Auf dem Heimweg betrachten wir uns noch die Auslagen der Speiseläden, in denen die Süßigkeiten verkauft werden. Sie bestehen aus einem „Haufen toter Fliegen, ranziger Butter und schmutzigem Zucker". Die Verpflegung der Wallfahrer ist die denkbar schlechteste, und die Cholera erlischt hier niemals, während die Pest nur ganz ausnahmsweise ausbricht. Während des Aufenthaltes in Puri werden die Pilger aus der Tempelküche versorgt. Ehe der Reis als Speise verabreicht wird, ist er in der äußeren Halle geweiht worden. Wenn der Reis frisch gekocht ist, mag er eine ganz zuträgliche Nahrung sein, obwohl die Pilger über die „schlechte Küche" des Tempels sehr klagen. Meist wird jedoch nur ein Teil des Reisbreis frisch gegessen, denn da er zu heilig ist, als daß der Rest fortgeworfen werden dürfte, und er selbst im Januar binnen vierundzwanzig Stunden verfault, so wird er nur zu oft in einem Zustand verkauft, der sich für die armen Menschen höchst unheilvoll erweist. Trotzdem wird die ungesunde Tempel-

ſpeiſe mit Gier verzehrt; werden ihr doch wunderbare Heilkräfte für Seele und Leib zugeſchrieben. Außerhalb der Feſtperiode, wie z. B. jetzt, ſollen zwanzigtauſend Pilger täglich die heilige Speiſung empfangen. Während der Zeit des Wagenfeſtes ſteigert ſich der Zuzug der Pilger aber bis auf hunderttauſend. Alle Zahlen, die von Eingeborenen herrühren, ſind mit Vorſicht aufzunehmen, und die kühne Behauptung unſeres Boys, achtzehn Millionen Pilger beſuchten jährlich Puri, iſt wohl auch auf die ins Ungemeſſene gehende Phantaſie des Hindu zu ſetzen.

Langſam brachte uns das Pferd zum Bungalow zurück. Die „feine Welt" von Puri", nämlich ein einziger ſelbſtkutſchierender, europäiſch gekleideter Eingeborener, luſtfährt in einem Einſpänner auf der korſoähnlichen Straße. Sie verbindet Stadt und Meeresſtrand und ſchließt nach dem Strande zu mit dem „Tor des Himmels" ab. Unſerm irdiſchen Auge unſichtbar, bezeichnet es die Grenze zwiſchen dieſer und jener Welt und iſt ungefähr ſo breit, daß „tauſend Kühe ſtehen können". Vor dem „himmliſchen Eingang" liegt eine Anzahl durch Tempel und Gräber begrenzter Sandhügel. Hinter ihm rauſcht das Meer, in dem die Pilger baden. Zur Zeit des Feſtes ſollen ſich an vierzigtauſend Büßer auf einmal in die Fluten ſtürzen. Seit vielen Generationen iſt dieſer Teil des Strandes geheiligt. Die niedrigen Kaſten begraben hier ihre Toten, während der höhergeſtellte Hindu mit ſeinem Abſcheu vor Verweſung, die Leichen hier verbrennt. Scheiterhaufen rauchen auch heute abend. Grell leuchten ſie herüber, und der monotone Schlag der tief tönenden Mirdanga dringt melancholiſch und feierlich durch die Nacht.

Todmüde erreiche ich das Bungalow. Wir trinken Tee, und während die Herren dann noch am Strande ſpazieren gehen, lege ich mich aufs Bett. Um ſieben Uhr nehmen wir im Schlafzimmer des Grafen Lippe beim Scheine einer Stalllaterne das von unſerm Engländer pflichtſchuldigſt

gelieferte Dinner ein. Das Essen war für die unwirtlichen Gestade, an denen wir uns befanden, genießbar; aber ich war zu abgespannt zum Speisen, verschmähte den letzten Gang des Dinners und begab mich zur Ruhe. Alfred folgte bald nach, und um halbneun Uhr lagen wir alle auf der „Pritsche", denn anders lassen sich die hiesigen Betten nicht bezeichnen. Doch welch entsetzliche Stunden folgten nun. Wir fanden nicht eine Sekunde des Schlafes. Die Bettstellen hatten keine Netze; schutzlos waren wir den ausgehungerten Moskitos preisgegeben. Millionen stürzten sich auf uns, umsurrten, zerstachen und quälten uns aufs Blut. Die Luft war schwül und heiß, man glaubte zu ersticken. Mit einem Tuch bewaffnet, schlugen wir unaufhörlich um uns. Ruhelos verbrachten wir die Nacht, „die nie ein Ende nahm". Aus dem Nachbarzimmer drang Zigarettenduft. Der arme Graf Lippe brachte die ganze Zeit mit Rauchen zu, erschien aber trotzdem am nächsten Morgen bis zur Unkenntlichkeit zerstochen und verschwollen, ja, selbst er, der nie Murrende, stöhnte heute leise. Alfred sah aus wie ein Tätowierter. Mich selbst konnte ich glücklicherweise nicht betrachten, weil ein Spiegel fehlte. Wir waren alle von der unerträglichen Nacht ganz erschöpft, und die frische Seebrise, die der aufgehenden Sonne vorauswehte, tat uns unendlich wohl.

Vor unserer Abfahrt geben wir unsere Karten bei Mr. Lee mit aufrichtigem Dank auf Nimmerwiedersehen ab und erwarten unruhig die verspäteten Wagen. Boys und Kulis laufen planlos nach allen Richtungen herum. Mit viel Geschrei und wenig Eifer kommen schließlich die Droschken, und wir erreichen den Bahnhof eben noch zur rechten Zeit.

26. Januar. Um neun Uhr sind wir in Khurda Road, wo wir den sogenannten Schnellzug finden sollen, der sich jedoch wie gewöhnlich durch Unpünktlichkeit aus-

zeichnet. Wir benutzen die Wartezeit zum Frühstücken, gehen dann spazieren und erblicken eine schöne Gestalt, die viel Aehnlichkeit mit Paul Heyse zeigt, frühstücken nochmals und setzen hierauf den Spaziergang fort. Im Städtchen ist heute Markt. Viel buntes Volk wandert vom Lande herein. Unter einem schattigen Baume läßt ein Mohammedaner zwei kleine Bären nach seiner Pfeife tanzen. Eine Schar lebhaft gestikulierender Weiber läuft vorüber. Ihnen voran eilen zwei Männer. Sie tragen auf den Schultern eine Stange, an der scheinbar ein Sack Wäsche baumelt; allein, in dem Bündel hockt ein Schwerkranker, der von auswärts ins hiesige Lazarett verbracht wird. Ein Elefant, der einzige, den wir an diesem Küstenstrich sahen, kommt mit Bauholz hoch beladen daher. Die Zeit vergeht langsam. Wir trinken zum drittenmal Tee, und schließlich setze ich mich geduldig zu dem Stationsvorstand, der sehr ungeduldig auf den Zug wartet. Der „stationmaster" ist ein in Indien geborener Engländer. Er erzählt mir von den natives, von ihrem ausgeprägten Familiensinn und ihrer mildtätigen Barmherzigkeit gegen ihresgleichen. Er berichtet, daß der Eingeborene meist nur eine Mahlzeit am Tage genießt, sich zu dieser Gelegenheit aber den Magen fest zusammenschnürt und dann, wenn es seine pekuniären Verhältnisse erlauben, sich so maßlos vollißt, bis der Strick platzt, der seine Taille umschließt. Es soll eine Art Sport mit diesem gürtelsprengenden Schmausen getrieben werden. Der widerliche Geruch, welcher der Haut der Eingeborenen anhaftet, rührt von einem Digestionsmittel her, das man den Mahlzeiten beifügt, um die Ueberladung des Magens auszugleichen.

Hier in der Gegend lebt eine sehr verbreitete Sekte, die sich in europäischer Weise ernährt. Es sind schöne Menschen, und man kennt sie an der Art, wie sie ihre Haare tragen. Lange Christuslocken rahmen die edel-

geſchnittenen Geſichter ein. Ihr Benehmen iſt gemeſſen, aber freundlich und entgegenkommend.

Alles nimmt einmal ein Ende, und als wir 2½ Stunden gewartet hatten, dampfte der mailtrain endlich langſam daher. Wir erhielten ein ſehr gutes Coupé, jedoch im Augenblick des Abfahrens ſchob man uns noch den „trainer“ eines reichen Armeniers aus Kalkutta herein. Er fuhr mit zwölf Rennpferden in die Berge nach Bangalore, damit die Tiere in der Sommerfriſche zu neuen Kräften kämen. Ich mußte in das zunächſtliegende Coupé, das den Damen reſerviert iſt, überſiedeln und war höchſt behaglich untergebracht. Alfred beobachtete Waſſerſchlangen, ein paar Wölfe und dergleichen; ich aber ſah nichts und freute mich, nach der ſchlechten Nacht einen langen, erquickenden Schlaf tun zu können.

Heute bekommen wir erſt um halb vier Uhr nachmittags etwas zu eſſen. Das eigentliche Breakfaſt war ausgefallen und die drei Portionen Tee in Khurda Road das einzige, was wir zu uns genommen hatten. Unſere Fahrgeſchwindigkeit iſt die eines Güterzuges. Die Maſchine kann die endloſe Wagenreihe nicht ſchleppen, erlahmt, und wir bleiben auf freiem Felde ſtehen, bis ein anderes Dampfroß entgegengeſchickt wird, das uns weiterzieht. Statt um ſieben Uhr abends, kommen wir erſt um zwölf nach Waltair, wo natürlich der anſchließende Zug längſt abgefahren iſt. Wie wir hören, verfehlen ſich die beiden Züge beinahe täglich. Die Bahn längs der Koromandelküſte gehört zwei Geſellſchaften, die keine Rückſicht aufeinander nehmen. Die Reiſenden müſſen es büßen, während das „refreshment-room“ den Vorteil davon hat. Trotzdem iſt es aber ganz ungenügend vorbereitet, und das ſeit ſieben Uhr warmgeſtellte Dinner um Mitternacht ungenießbar. Die beſetzten Waggons werden auf ein Nebengeleiſe geſchoben. Alle Paſſagiere verbringen die Nacht in dem Coupé, in denen ſich leider ſehr viele Moskitos angeſammelt haben, die

ſelbſt den aus München mitgebrachten „pfälziſchen Räucherkerzchen" nicht weichen und bis gegen Morgen ſurren und ſtechen.

27. Januar. Mit Sonnenaufgang wird es lebendig. Alle Reiſenden ſtecken neugierig die Köpfe aus den Waggonfenſtern, und wir ſind ſehr überraſcht, uns mitten in einer lieblichen Landſchaft zu befinden. In weitem Bogen ziehen ſich bewaldete Hügelketten hin, zu denen fruchtbare Felder und friſche Wieſen den Vordergrund bilden. Weiße Bungalows liegen zerſtreut an den grünen Berghängen, hohe, ſchlanke Palmen ſtehen die Landſtraße entlang. Im Gebüſch ſieht man großen Termitenhaufen gleichende Palmhütten der Eingeborenen. Sie haben keine Fenſter und ſind nur mit einem länglichen Loch als Eingang für Luft und Licht, Menſch und Tier verſehen.

Vor meinem Fenſter, in angemeſſener Entfernung, haben ſich die mitreiſenden Hindus maleriſch gelagert, damit beſchäftigt, über einem kleinen Feuer ihren Reis abzukochen, nachdem ſie vorher an dem naheliegenden Ziehbrunnen Waſſer geſchöpft und ſich einer eingehenden Waſchung, ſowie einer minutiöſen Zahnpflege unterzogen haben. Auch für die umliegenden Hütten wird das Waſſer aus dieſem Brunnen geholt. Man ſieht hier wundervolle Frauengeſtalten. Nur mit einem langen, anderthalb Meter breiten Tuch umſchlungen, laſſen ſie den Oberkörper frei und zeigen eine herrlich geformte Büſte, über die ſie verſchämt den Schleier ziehen, wenn ſie den Blicken eines Europäers begegnen. Mit prachtvoll gerundeten Armen faſſen ſie die dickbäuchigen Krüge, die ſie auf den Hüften aufſetzen oder freiſchwebend auf dem Kopfe tragen. Dianen gleich, ſchreiten ſie leichtfüßig einher, die ſchönſten Frauen, die wir bisher in ganz Indien ſahen.

In einem Wagen zweiter Klaſſe und in einem andern dritter Klaſſe unſeres Zuges reiſt ein Nawab mit ſeinen

Frauen und Dienerinnen nach Madras. Ein theatralisch kostümierter „Hofmarschall" hatte die lebhaften Damen zu beaufsichtigen. Alle nehmen im Stationsgebäude ihr Frühbad, jede führt die Lota (Wassergefäß), welche ihr zum Uebergießen des Körpers dient, mit sich. Weiße, schmächtige Gestalten aus Bengalen oder kräftige Erscheinungen, in rote und blaue Gewänder drapiert, ihre Nasenflügel mit kostbaren Ringen geschmückt, das Gesicht kühn mit Sektenzeichen tätowiert, kommen sie an meinem Fenster vorbei. Meine neugierigen Blicke folgen ihnen. Sie steigen wieder in ihren Wagen ein, wo sie in unordentlichem Durcheinander von Hausrat, Bettzeug und Kochgeschirr sitzen und liegen. Nur eine Frau hat den Wagen nicht verlassen. Durch leichte Schleier verhüllt, ruht ein ungeheuer dickes Wesen, wie ein schwerer, weißer Ballen, umringt von geschäftigen Dienerinnen, in der Ecke des Coupés. Es wird wohl die tyrannische Mutter des jungen Nawabs, die gefürchtete Schwiegermutter sein! Plötzlich geht ein zeterndes Geschrei los. Die Diener springen verzweifelt gestikulierend hin und her, der „Hofmarschall" ringt hilflos die Hände. Aus dem Coupé des „weißen Ballens" fliegt hoch im Bogen ein anmutiges, sechzehnjähriges Mädchen auf den Perron, rollt über den Damm und steht heulend wieder auf. Der Nawab erscheint. Das Mädchen wimmert, eine Unsichtbare schimpft. Der „Hofmarschall" bekommt einige Püffe seines Herrn, das Mädchen muß wieder zum „weißen Ballen" in den Wagen, der Nawab macht eine drohende Bewegung, und alles wird ruhig — bis nach einer Stunde der Streit von neuem beginnt.

Das breakfast nehmen wir im „refreshmentroom" ein. Es wird an einem höchst sonderbar dekorierten Tisch aufgetragen. Bunte, mittels einer Schablone aus farbigen Reiskörnern auf die Tafel ausgelegte Arabesken sollen wohl die fehlenden Blumengirlanden ersetzen?

Waltair liegt eine halbe Stunde vom Meer entfernt. Es ist mit dem Hafen Vizigapatam durch eine kurze Bahnstrecke verbunden. Um den „trainer“ unsern Mitreisenden, nicht zu beleidigen, mußten wir seiner Einladung folgen und den Weg mit ihm zu Wagen zurücklegen. Er bestellte einen Landauer, aber es kam eine Droschke in Gestalt eines zweiräderigen, viereckigen Kastens, in den wir krochen, um höchst unbequem nach Vizigapatam — wie die Hauptstadt des Distriktes gleichen Namens heißt — zu gelangen. Ueber staubloſe rote Straßen und Plätze — es ist alles Lateritboden, d. h. verwittertes Urgestein — fahren wir nach diesem aufblühenden Hafen der Koromandelküste, welcher Sitz eines apostolischen Vikariats ist. „Bible and bookstores“ sieht man an vielen Häusern angezeigt, und wir begegnen wohl einem halben Dutzend Missionarinnen, die durch „Schuten“, welche sie als Hüte tragen, kenntlich sind. Es leben hier verhältnismäßig zahlreiche Europäer.

Die Lage von Vizigapatam ist überraschend schön. Die Stadt zieht sich an erhöhtem Meeresufer hin und senkt sich zu einer ultramarinblauen Bucht hinab, die sich tief ins Land hineindrängt. Wie ein breiter, herrlicher Strom wogt das Meer zwischen Palmenhainen, pittoresken Klippenhängen und reich bewaldeten Hügeln. Wir besteigen eine große, morsche Barke. Der Boden steht fußtief unter Wasser, das immer ausgeschöpft wird und immer wieder eindringt. Hier hocken wir auf schwankenden Latten mit hochgezogenen Beinen. Langsam werden wir über den schönen Meeresarm nach dem Landsitz eines Radja gerudert. Eine hohe Mauer umschließt den sich meilenweit über die Berge ausdehnenden fürstlichen Besitz. Mit Zurücklassung unseres Boy und nach Erlegung eines größeren Backschisch dürfen wir das herrschaftliche Tor passieren. Zwei wohnlich aussehende Bungalows liegen im tiefen Baumschatten, den man sich aber nicht etwa kühl, sondern er-

ſtickend heiß und dumpf vorſtellen muß. Eine breite, leicht anſteigende Fahrſtraße führt durch den Palmenwald. Auf halber Höhe des Hügels ſteht unter kühn überhängendem Felſen eine mächtige Steinbank. Von hier aus überſieht man Hunderttauſende von mächtigen Wedeln ſchlankſtämmiger Rieſenpalmen, deren Ertrag an Früchten eine koloſſale Rente repräſentiert. Berge von Kokosnüſſen liegen aufgehäuft. Wie die Affen klettern die Eingeborenen mit ihren durch einen Strick zuſammengehaltenen Füßen, die ſich wie eine Klammer um den Stamm legen, an deſſen glatter, grauer Rinde auf und ab, oder hocken hoch in den Baumkronen, Vögeln ähnlich. Die Nüſſe fallen ſchwer zu Boden, und wehe jedem, den eine ſolche Kugel trifft.

Es herrſchte in dem durch Anhöhen umſchloſſenen, dicht mit Palmen beſtandenen Hain eine glühende Temperatur; befreit atmeten wir auf, als wir dieſe indiſche Sommerfriſche verließen und eine ſanfte Seebriſe uns leiſe umfächelte. Draußen im Hafen überſtürzten ſich kleine Wellen und ſpritzten weißſchäumend an den ſteil aus dem Meere aufſtrebenden Felſenriffen empor. Auf einer romantiſchen Höhe entdeckte ich die grandioſe Ruine eines Hindutempels, eine halb verfallene, aber noch im Gebrauch ſtehende Moſchee und eine funkelnagelneue, kleine, chriſtliche Kirche, die keck ihr Türmchen himmelwärts reckt. Ein goldenes Kreuz blitzt ſiegesbewußt in der Sonne.

In Waltair iſt heute Markt. Lebhaftes Treiben herrſcht daher auf den eingezäunten, den Handel konzentrierenden Plätzen. Von der Hitze und der Fußpartie durch den Palmenhain erſchöpft, lehnen wir halb ſchlafend in unſerm Karren, als wir plötzlich, durch eine monotone Muſik aufmerkſam gemacht, zu den trüben kleinen Scheiben hinausblicken und im nächſten Augenblick auch ſchon auf der Straße ſtehen, um einer höchſt merkwürdigen Prozeſſion zu begegnen, die über den großen Platz tanzt. Eine ungeheure, zehn Meter hohe Wand wiegt ſich wie ein koloſſales

Palmblatt vor- und rückwärts, hebt ſich auf und nieder. Hinter dieſer höchſt ſonderbaren Fahne folgt mit entſetzlichem Getöſe und quäkendem Geſang eine nackte Schar ſpringender Faune. Wilde, mit Fuchsſchwänzen um die Hüften, raſſelndem Schellengeläut um Arme und Fußgelenke, führen unter Leitung eines ſchwarzen Rieſenadams mit gigantiſchem Schwert Bocksprünge aus, die eine Miſchung von übertriebenen polniſchen Tanzſchritten und dem St. Veitstanz ſind. „Halli-Hukh" heißt dieſer religiöſe Cancan. Den wütend tanzenden Fanatikern folgt unter rotem Baldachin eine prunkhaft gekleidete Greiſin. Sie wird von zwei reichgeſchmückten Mädchen ſorgſam geſtützt. Der hochbetagten Alten hängen unter glitzernder Haube weiße Haarſträhnen an dem orangegelb gefärbten Geſicht ſteif herab; auch die Mädchen haben ſich grüngelb geſchminkt. Die Muſikanten mit Keſſelpauken und Flöten ſehen uns kommen und, auf einen Backhiſchiſch hoffend, bleiben ſie ſtehen. Jedermann weicht zurück; ich kann dieſe Wallfahrer, die allem andern, nur keinen Büßern gleichen, photographieren. Mit vielen Fragen und vielem Mißverſtehen ergründe ich ſchließlich ſo viel, daß ſie dem Schutzpatron des Ortes an einem geheimnisvollen Platz im entfernten Dſchungel die alljährliche Verehrung dargebracht haben. Iſt es ein Holzklotz, ein weißer, ein ſchwarzer Stein oder ein Baumſtumpf, zu dem die Dorfbewohner heute noch pilgern, wie einſt Baſſu, der Vogelſteller, zu ſeinem „blauen Stein", in dem er den Gott Jagannath verehrte, oder iſt es irgend eine legendariſche Begebenheit aus dem Leben Kriſchnas, des Feld-, Wald- und Wieſengottes, was die Pilger in einen fernen Hain lockt, um ihm dort zu opfern? — Ich habe den Eindruck, als ob ſich hier in Jahrtauſenden nur wenig veränderte.

Der trainer, deſſen Gäſte wir noch immer ſind, drängt, nach der Station zurückzukehren. Er iſt ein ſehr gefälliger Mann. Intereſſant ſind die mediziniſchen Anſichten des

braven Hippologen. Empfahl er mir doch ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit mit der Versicherung, daß es seinen Pferden stets geholfen habe.

Um sieben Uhr kam ausnahmsweise der Zug aus Kalkutta pünktlich an. Wir genossen deshalb den Vorzug, mit unsern Waggons einfach angekoppelt zu werden und allein zu bleiben, da der trainer zartfühlend genug war, sich anderweitig zu placieren.

28. Januar. Die Reise verläuft ohne Zwischenfall. Wir erreichen Madras mit geringer Verspätung. Nur die Tatsache, daß wir aus Kalkutta kommen, während zehn Tagen pest- und choleraverdächtig sind und deshalb unter polizeilicher Kontrolle stehen, macht die Fahrt unbequem. An einer Reihe von Stationen müssen wir deshalb die Zunge herausstrecken und den Puls fühlen lassen. In Madras ist unser erster Gang nach dem „Gesundheitsamt", das in einem Chausseehäuschen untergebracht ist. Hier sitzt ein ernster Mann, der uns von oben bis unten sachkundig betrachtet, die Zertifikate der verschiedenen Quarantänebeamten kontrolliert, unsere Namen notiert und uns huldvollst entläßt.

Wir bleiben einen Tag in Madras und sind diesmal in den Prunkzimmern des Hotels „Connemare" vortrefflich untergebracht.

30. Januar. Nachmittags Abfahrt nach Tutikorin.

31. Januar. Als uns der Boy heute früh den Morgentee an das Coupé brachte, sah er aschfahl und verstört, zehn Jahre gealtert aus. Um den Kopf trug er sein rotes Taschentuch als Haube gewickelt. Man hatte dem armen Kerl seine sämtlichen Habseligkeiten gestohlen, seinen Blechkoffer, seinen Ueberzieher, die Mütze, Kamm, kurz, alles.

Die Leute ſitzen in ihren Coupés ſo eng auf-, über- und untereinander gedrängt, die Beleuchtung iſt ſo mangelhaft, daß die Eingeborenen nicht kontrollieren können, was ein Mitreiſender etwa entführt, wenn derſelbe nachts ausſteigt. Der arme Charley iſt ſehr unglücklich, aber durchaus überzeugt, nie auch nur das geringſte wiederzubekommen. Wir wollen alle möglichen Schritte zur Wiedererlangung ſeiner Sachen tun, er ſchüttelt reſigniert den Kopf, zuckt die Achſeln, macht eine Bewegung mit der Hand ins Weite und ſagt: „all gone“.

Nachmittags Ankunft in Tutikorin. Nach genauer Paßreviſion und Zungeninſpektion wird uns freie Durchfahrt geſtattet. Die Dienerſchaft aber muß eine viertägige Quarantäne durchmachen und wird hierzu nach Madura zurückgeſandt. Als die armen, ſchwarzen Leute dieſes Urteil hörten, erblaßten ſie und ſahen plötzlich ganz verändert aus, geradezu, als lägen ſie im Sterben. Wir hatten verſäumt, dem Halfcaſt-Doctor einen „tip“ zu geben, während ihn ein erfahrener Engländer durch ein reichliches Douceur willfährig machte, und man ſeinen Diener paſſieren ließ. Von meiner Aya trennte ich mich heute definitiv und, obwohl ich dank ihrer Aufmerkſamkeit weder etwas liegen ließ, noch beſtohlen wurde, ſo begrüße ich es doch freudig, den Pavian fortan nicht mehr um mich haben zu müſſen. Auch würde ich mich nie wieder bei einer Reiſe durch Indien mit einer weiblichen Bedienung belaſten, die zu behandeln wir Europäer erſt lernen müſſen. Der Verkehr mit den Boys iſt viel bequemer. Die beiden Diener erwarten wir in Colombo. Sie ſollen uns in das Innere von Ceylon begleiten. Charley bringt das Gepäck noch auf die „launch“, ſorgt väterlich für unſer Wohlbefinden und muß dann das Schiff verlaſſen. Mit ihm fliegt unter Hohngelächter und Fußtritten ein armer Tamile auf die Landungsbrücke zurück. Er hatte ſich eingeſchmuggelt und

beabsichtigte, choleraverdächtig wie er war, als blinder Passagier nach Colombo überzusetzen.

Wegen des Teehandels, dessen Versand durch einen eingeschleppten Cholerafall in Frage gestellt würde, ist man mit der Quarantäne ungemein streng. Zwar kommen in Colombo dauernd einzelne Cholera-Erkrankungen vor, aber sie gelangen kaum an die Oeffentlichkeit. Die Behörden ignorieren die Tatsache. Ueberhaupt ist Ceylon nicht so gesund, wie man im allgemeinen annimmt; es ist nur gesünder als das Festland Indien. Auch in Ceylon leiden die Kolonisten an Malaria und Fieber. Kräftezerstörend wirken diese Krankheiten allerdings erst nach jahrelangem Aufenthalt auf der Insel. Die englischen Beamten haben deshalb hier sowohl, wie in Indien, alle fünf resp. drei Jahre einen längeren Erholungsurlaub.

Unser Schiff, die „Etiopia", auf der wir die Ueberfahrt nach Colombo machen, ist viel größer und reinlicher als die „Afrika". Wir sind nur sechs Passagiere erster Klasse und dinieren auf Deck. Ich sitze neben dem Kapitän, der ein Feinschmecker zu sein scheint, denn das Dinner ist ganz vorzüglich. Als vis-à-vis habe ich einen stotternden, leider sehr gesprächigen Engländer. Er hat von Kalkutta aus einen „Ausflug" nach Rangun gemacht und erzählt, daß die Stadt überfüllt gewesen sei. Die Reisenden irrten, um Unterkommen bettelnd, verzweifelt von Haus zu Haus durch die Straßen, und mußten schließlich froh sein, gegen täglich dreißig bis vierzig Rupien in einem armseligen Zimmer mit dürftiger Kost Aufnahme zu finden. Außer einem unausgesetzt photographierenden Schotten, befindet sich noch ein ganz junges Bürschchen an Bord, ein knabenhaft aussehender englischer Leutnant, der in „Tritschi", wie die Engländer Trichinopolis kurzweg nennen, stationiert ist. Er fährt auf drei Tage nach der „Großstadt" Colombo, um sich dort zu amüsieren.

Wir ſind ſeit dreißig Stunden unterwegs. Da die verfloſſene Nacht ſehr ſchlecht war, bin ich todmüde und begebe mich früh in die Kabine. Sie iſt luftig und geräumig, aber die Betten ſind hart und kurz. Ich ſchlafe trotzdem ſofort ein, und ſelbſt das Gluckſen des Waſſers, das durch die offene Luke hereinplätſchert und ein Geräuſch macht, als ſchlürfe jemand durch die Kabine, geniert mich nicht.

1. Februar. Als ich gegen Morgen erwache, rollt trotz herrlichem Wetter das Schiff ganz bedeutend infolge der ſtarken Strömungen, die in der „Palkſtraße" herrſchen, welche das Feſtland von der Inſel Ceylon trennt. Man ſpricht davon, dieſe Meerenge zu überbrücken, und hierzu die beiden Inſeln Mannar auf ceyloniſcher und Ramiſſeran auf indiſcher Seite, ſowie die großen Korallenriffe und Sandbänke zu benutzen, die, abgeſehen von der Zeit, in welcher der Monſun herrſcht, aus den Waſſern ragen. Von den gigantiſchen Felstrümmern, die hier liegen, geht die Sage, daß ſie die Reſte jener Brücke ſeien, die der Affenfürſt Hanuman einſt ſeinem Affenheer zu bauen befahl, um Rama — einer Inkarnation Viſhnus — den Uebergang nach dem Königreich Lanka zu ermöglichen. Lanka, wie Ceylon im Altertum hieß, wurde nämlich in unvordenklichen Zeiten von dem Rieſen Ravanna beherrſcht. Er bekriegte Indra, um ihn zu ſtürzen und ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Die Klagen der Menſchen über des Rieſen Tyrannei beſtimmten Viſhnu, als Rama herabzuſteigen und Ravanna zu beſiegen. Rama vollbrachte Heldentaten, tötete und unterwarf viele ſchützende Ungetüme, wofür ſich Ravanna dadurch rächte, daß er mit Liſt Ramas Gattin, die ſchöne Sita, nach Lanka entführte. Nun ſchwamm Hanuman, der Affenfürſt, nach Ceylon und befreite Sita, während Rama über die ſchnell durch Affen gebaute Brücke folgte. Er tötete den Rieſen Ravanna und fand Sita wieder, deren eheliche Treue durch Feuerprobe erwieſen wurde.

Er kehrte mit ihr in sein Königreich Ajodhja (Oudh) zurück, allwo er noch 11 000 Jahre regierte, um dann seine menschliche Existenz wieder mit der göttlichen zu vertauschen.

Im Volksmund heißt dieser Uebergang Adamsbrücke. Nach mohammedanischer Ueberlieferung wanderte hier einst Adam über das Meer, als er aus dem Paradies vertrieben wurde, das auf Lanka angenommen wird.

Gegen zehn Uhr durchfahren wir eine schaumige Strömung, die sich in weitem Kreise silbern um das schöne Eiland legt. Seit den frühesten Zeiten hat Lanka die Phantasie der Völker beschäftigt, Freunde und Feinde zu friedlichem Handel wie zu kriegerischen Ueberfällen an seine Gestade gelockt. Kein König Indiens konnte sich an Reichtum mit jenem von Lanka messen, der Ruhm seiner kostbaren Edelsteine drang bis an den Hof Alexanders des Großen, und seine Perlen schmückten die Krone einer Kleopatra. Elfenbein, Ebenholz und Gewürze machten die Insel berühmt und neidisch begehrt.

Die Geschichte Ceylons setzt sich aus inneren Kriegen, aus Einfällen südindischer Völkerschaften und wechselnder Fremdherrschaft zusammen. In der „Mahawansa", d. h. große Genealogie, einer Chronik in Versen, ist die Geschichte Ceylons in Stücken verschiedenen Alters von 600 vor bis 1798 nach Christi Geburt niedergelegt.

Nach der alten Tradition landete der indische Abenteurer Wijeyo (spr. Widschejo) 543 v. Chr., von dem Südwestmonsun verschlagen, auf Lanka. Er und seine Gefolgschaft kamen aus dem Gangestal von Lâla in dem Distrikt Maghadha (spr. Magadscha), heute Behar in Indien. Es waren Arier, die auf der Insel nichtarische Stämme vorfanden, als deren letzte Nachkommen, die heute noch in den Wäldern lebenden Wäddas bezeichnet werden. Die eingewanderten Inder verbanden sich mit den Weibern der Ureinwohner, woraus das Mischvolk der Singhalesen

entſtanden ſein ſoll, das ſich auch die Sprache der Maghadhaleute, das „Pali", aneignete.

Im dritten Jahrhundert begannen die Ueberfälle der Damilos, dravidiſcher Horden aus dem ſüdindiſchen Feſtland. („Damilos" heißt auf Pali „Dravida", in Sanskrit „Tamil" oder „Malabar".) Die Raub- und Eroberungszüge wiederholten ſich periodiſch. Die Tamilen verwüſteten das Land, beherrſchten es, verloren es wieder, trieben die ſinghaleſiſchen Könige in die Berge, und ſo vergingen Jahrhunderte unter blutigen Kämpfen, Siegen und Niederlagen auf beiden Seiten.

Im Jahre 1000 n. Chr. war die Uebermacht der Tamilen im Norden der Inſel ſo angewachſen, daß die einheimiſchen ſinghaleſiſchen Fürſten alles Anſehen verloren. Da, mitten aus dem Verfall, erhob ſich das ſinghaleſiſche Reich noch einmal unter Prakrama Bahu zu Blüte, Macht und Glanz. Eine Renaiſſance im vollen Sinne des Wortes! Doch nur kurze Zeit währte das erneute Aufblühen des Landes, das Prakrama Bahu durch ungeheure Waſſeranlagen zu größter Fruchtbarkeit geſteigert hatte. Die Tamilen wiederholten in kurzen Zeitabſtänden ihre energiſchen Ueberfälle von neuem, die ſinghaleſiſchen Fürſten mußten immer wieder in die Berge flüchten, um ſich endlich ganz in den Süden des Landes zurückzuziehen. Die Hauptſtadt des Reiches, urſprünglich das hochberühmte Anuradhapura (ſpr. Anuradſchapura), wurde von hier nach vielen verſchiedenen, immer ſüdlicher liegenden Orten verlegt, und ſchließlich (1410) wurde Cotta, in der Nähe von Colombo, zur Reſidenz gewählt.

Etwa hundert Jahre ſpäter (1505) waren es die Portugieſen unter Don Almeida, die vom Sturm an die Küſte Ceylons verſchlagen, Vorteil aus dieſem halb aufgelöſten, ohnmächtigen Reiche zogen. Das durch ein grauſames Ausſaugungsſyſtem und entſetzliche religiöſe Verfolgungen ſeitens der Portugieſen zur Verzweiflung gebrachte Volk ſah in

der Landung des holländiſchen Generals Spielberg (1603) Rettung und Hilfe. Der General war eigentlich nur gekommen, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, wurde aber von dem durch die Fremden nach Kandy verjagten König zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen die Unterdrücker veranlaßt. Die Holländer blieben die Herren der Inſel, richteten aber ihr Augenmerk vor allem darauf, den Handelsverkehr zu beherrſchen, und ließen im übrigen die Eingeborenen gewähren. Dem milden und energieloſen Regiment der Holländer machte 1796 die „oſtindiſche Kompagnie" ein Ende. „Srivikrama Rajaſiah", der letzte ſinghaleſiſche König, wurde, nachdem er unter der engliſchen Garniſon in Kandy ein gräßliches Blutbad angerichtet hatte, 1815 gefangen genommen, abgeſetzt und in Indien interniert. 1832 erklärten die Briten die engliſche Oberhoheit über die Inſel, womit für ſie eine Zeit geſunden Emporblühens begann.

Unter einem weichen Dunſtſchleier liegt Ceylon, das vielumſtrittene „Selandiv" aus „Tauſend und einer Nacht". Colombo, von einem Palmengürtel umgeben, wird ſichtbar. Langſam fahren wir in den Hafen ein, deſſen ganze Länge durch einen hohen ſtarken Steindamm, „dem breakwater", gegen die Stürme und Wellen des Ozeans geſichert iſt. In der Mitte der „jetty" (des Hafens) ragt auf hohen Pfählen eine gedeckte Holzhalle ins Waſſer hinein. Hier legt der Kahn an, der uns von der „Etiopia" herübergebracht hat.

Wir betreten das Land, und ein wunderbar warmes Empfinden beſchleicht uns. Sollten wir doch hier endlich Nachrichten von zu Hauſe erhalten, die nicht zwei Monate alt waren! Nachdem wir unſere Briefſchaften bei Konſul Freudenberg und Th. Cook in Empfang genommen haben, eilen wir, das „Fort", d. h. das am Hafen gelegene europäiſche Stadtviertel zu verlaſſen, um unſere Briefe in Ruhe im Hotel zu genießen.

Dasselbe phantastische Bild überrascht uns am Eingang und in der Halle des Hotels „Galle Face", wie vor drei Monaten. Am Tor steht in dunkelblauer Uniform barfuß ein Polizist mit roter Mütze und rotem Gürtel. Einen Peitschenstock in der schwarzen Rechten, hält er unter den Kulis und herumstehenden Eingeborenen Ordnung. Ein „Bhikkus" — buddhistischer Bettelmönch — in gelber Toga, den Fächer in der Hand, umschleicht das äußere Gitter. In den Hallen hin und her eilen reichgekleidete „Moormen", wie die Araber heißen, die unter portugiesischer Herrschaft mit Waffengewalt eindrangen und den Handel des Ostens an sich rissen. Spitzenhändlerinnen aus Galle haben kunstvolle Gewebe vor sich ausgebreitet und kauern auf dem Boden. Ein Wahrsager mit gelbem Hut winkt mir verschmitzt zu und deutet auf einen matten Spiegel und ein altes Buch. Ein indischer Gaukler hockt auf der Erde und läßt seinen Mangobaum aus einem Häufchen Sand sprießen. Zahlreiche Fremde sitzen erschöpft in den Singapurstühlen, schlürfen einen kalten „drink", den ihnen ein weiß drapierter Singhalese mit schlangenartiger Grazie reicht, oder sie blicken müde über die Balustrade gelehnt auf das Kunststück des wachsenden Mangobaumes. Staunenswert ist mir diese Hexerei niemals erschienen, obwohl ich es nicht zu sagen wüßte, woher der nackte Mann seinen immer größer werdenden Baum bekommt. Der Mangokern, der ungefähr die Größe einer Dattel hat, wird in ein Sandhäufchen gesteckt und mit einem Tuch bedeckt. Nach einigen geheimnisvollen Zeichen und Zaubersprüchen gießt der Gaukler ein wenig Wasser auf den Sand und greift hierzu mit beiden Händen unter das Tuch. Natürlich weiß man, daß er jetzt den Zweig in den Kern steckt, woher er aber den Zweig nimmt, der schließlich zu zwanzig Zentimetern Höhe wächst, ist, wenn er nicht in dem deckenden Tüchlein verborgen liegt, kaum zu ergründen, auch nicht, woher er das Ei

nimmt, das er sich aus einer Hautfalte dreht, oder woher das Wasser kommt, das er literweise ausspuckt, oder der Rauch und das Feuer, das aus seinem Munde qualmt und flammt.

2. Februar. Noch drei Tage fehlen an der Quarantäne, die uns der Aufenthalt in Kalkutta auferlegt hat. Da die Boys aber erst am fünften Februar uns von Madura folgen werden, so verbringen wir diese Zeit der „Ueberwachung" hier in Colombo und stellen uns alltäglich im Gesundheitsamt pflichtschuldigst vor. Die Zimmer, die wir diesmal im Hotel „Galle Face" bewohnen, gewähren einen herrlichen Ausblick aufs Meer, und Palmenzweige reichen durchs Fenster herein.

3. Februar. In früher, kühler Morgenstunde fahren wir mit einem Landauer — nicht per Bahn — was billiger und kürzer, aber weniger reizvoll wäre, nach „Mount Lawinia", dem ehemaligen Sommerpalais des Gouverneurs von Ceylon, das jetzt in ein Hotel umgewandelt ist. Auf dem „Galle Face", dem Exerzier- und Sportplatz Colombos, vor unserm Hotel, ist es schon lebendig. Die Herren und Damen der europäischen Kolonie machen sich die für ihre Gesundheit nötige Bewegung, welche der übrige Tag mit seiner erdrückenden Hitze nicht erlaubt. In den Straßen, die man sich wie durch einen unendlichen Märchengarten führend, vorstellen muß, wimmelt es von herbeiziehenden Eingeborenen. Kulis balancieren ihre Last an langen Stangen („Pingos"), während die Frauen fast alles auf dem Kopfe tragen und noch ein nacktes Baby auf der Hüfte reiten lassen. Die besser situierten Kasten fahren in einem „Hackery" zur Stadt. Es ist ein leichter Karren, mit einem Zebusöchslein bespannt, dem das Leitseil durch die Nüstern gezogen ist, und das ausdauernd läuft — wenn es will. Große Lastwagen mit einer tunnelförmigen Be-

dachung aus geflochtenen Palmblattſtreifen, deren oberer Teil, um das Eindringen der Sonne zu verhüten, verlängert iſt, bringen Früchte, Gemüſe und ganze Familien herein. Grimmig dreinſchauende Büffel ſind vorgeſpannt. Amüſant iſt es, dem Leben in den Buden und vor denſelben zuzuſehen. Mit einem winzigen Vogelflügel reinigt die Frau behutſam ihren Laden, während ein Mann mit großen Palmblattbeſen unter viel Kraftaufwand, ſeinen Viktualienſtand fegt, und dadurch die Auslage von Reis, Tabak und getrockneten Fiſchen mit einer Lage Staub bedeckt. An dieſer Art Buden hängt meiſt, wie eine getrocknete Schlange, ein langer, brauner Schlauch vom Schattendach herab. Es iſt die allgemeine Pfeife, an welcher der Aermſte und Niedrigſte für einen Cent ein paar Züge tun darf. Töpfer, Schmiede, Korbflechter, Schreiner uſw. ſitzen vor ihren Läden und verrichten die Arbeit in unbeſchränkter Oeffentlichkeit und Nacktheit. Der Barbier raſiert auf offener Straße. Auffallend iſt es, wie ruhig und behaglich ſich die Menge bewegt. Da gibt es kein Stoßen, kein Drängen! Langſam und gemächlich wird gehandelt und gewandelt.

Allmählich verſchwinden die Buden, und wir kommen hinaus, wo die ſchöneren Bungalows lauſchig verſteckt in dunkeln Gärten liegen, eingezäunt von blühenden Hibiskusbüſchen, deren ſchneeweiße, roſenähnliche Blüten ſich durch die Glut der Sonne bis zum Abend röten. Ueber dieſen zauberhaften Zaun hinweg ragen die hellgrünen Rieſenblätter der Bananen mit den glänzend gelb gefärbten enormen Fruchtbüſcheln, ſowie das tiefdunkle Blatt des majeſtätiſchen Brotbaumes. Dichte Kokosplantagen engen den Weg ein. Eine geheimnisvolle, beängſtigende Dämmerung, eine feuchte Glut beklemmt die Bruſt und öffnet alle Poren. An einer Weggabelung ſteht eine mächtige Banyane. Ihre zu Stämmen gewordenen Luftwurzeln bilden Lauben und Gänge. Zwiſchen dem Geäſt erblickt man das türkisblaue

Meer. Wir biegen nun in eine Avenue ein, die durch graziös ſich zueinander neigende Palmen gebildet iſt. Durch all dieſe grüne Farbenpracht führen rote, glatte Pfade. Wir fühlen uns wie im Paradies. Ich finde keinen andern Vergleich, und warm genug iſt es auch, um dem verwöhnteſten Adam Genüge zu tun.

Hoch und luftig gebaut, liegt ſchneeweiß das Hotel „Mount-Lavinia" auf einem ins Meer ſpringenden Felſen, deſſen abfallende Seiten mit grünen Matten bewachſen ſind. Violette Blumen, die Landlotosblume „Bitamburi" des Singhaleſen, wuchern in üppiger Fülle. Wie unſere Winde, nur viel größer, ſieht die dekorative Blüte aus. Zu unſern Füßen bricht ſich glitzernd an kahlen Riffen, die ſich im ſeichten Ufer weit in das Meer hinauslagern, die weißſchäumende Brandung. Sie ſpritzt über die gelben Felſen hinweg, auf denen die Eingeborenen mit ihren Fiſchgeräten hocken, und verläuft als ſchwaches Wellengekräuſel in den ſandigen Buchten, die rechts und links vom Hotel liegen und entzückende Badeplätze bilden. Hier finden auch die rohgezimmerten Kanoes der Eingeborenen vor den Stürmen Zuflucht. Dieſe „outriggers" („Auslegerboote"), die außer auf Ceylon ſich nur noch bei den Malaien finden, ſind zwölf bis zwanzig Fuß lange, ausgehöhlte Baumſtämme mit ein paar Querbalken als Sitzen. Auf der einen Seite des Kahnes iſt eine Stange von der Länge des Bootes durch zwei gebogene Arme mit ihm verbunden. Die Ausleger ſchwimmen auf dem Waſſer und verhindern das Umkippen des Bootes. Oft ſieht man die Eingeborenen behende wie Affen hinausklettern, um, auf den Auslegern hockend, dem die Segel gefährlich blähenden Winde das Gleichgewicht zu halten.

Ein üppiger, tiefgrüner Palmenwald faßt die lieblichen Buchten ein. Ueberall lagern im erquickenden Schatten, um kleine Feuer gruppiert, Singhaleſen, die ihr „Bat" — ihren Reis — kochen. Nach vollendeter Mahlzeit gehen ſie

leichtfüßig in luftig flatternden Gewändern mit bestrickender Grazie durch den Hain zum nahen Tempel. Dieser ist ein merkwürdig kleines Haus mit einem Giebeldach. Der an das Tor gelehnte Hüter des Heiligtums ist viel zu groß für die reich verschnörkelte Fassade, deren Verzierungen wie von einem Zuckerbäcker gespritzt erscheinen.

Wir nahmen in dem gut ventilierten Speisesaal des Hotels das köstliche Frühstück ein. Frische Fische und Krustentiere wurden uns serviert, und wir schwelgten im Genuß, einmal wieder Gerichte zu essen, die so, wie man es erwartete, ja, noch viel besser schmeckten. Wir waren von Mount-Lawinia, das ein unvergleichlich anmutiges und erfrischendes Rekonvaleszentenheim ist, derart entzückt, daß wir beschlossen, vor unserer Abreise nach Europa hier noch ein paar Tage zu verweilen.

4. Februar. Der heutige Tag ist den Einkäufen geweiht. Um der Hitze der Mittagsglut zu entgehen, trete ich schon frühzeitig vors Hotel. In langer Reihe stehen die Rickshaws, die kleinen, aus Japan eingeführten Menschenfuhrwerke da. Die Kulis, die das Zugtier ersetzen, sind prachtvolle, mehr oder weniger bekleidete Bronzegestalten. Ich wähle mir immer den am wenigsten Drapierten aus. Nicht nur, daß es ein Genuß ist, das Arbeiten der schwarzen Muskeln zu beobachten, ich fühle mich einem völlig „Luftbekleideten" gegenüber auch weniger schuldig und bilde mir ein, meine Last würde leichter, je weniger er mit Gewändern behangen ist. Sobald mich die Kulis erblicken, stürzen ein Dutzend mit ihrem Wägelchen auf mich zu. Ich wähle einen prachtvollen Tamilen, besteige die Rickshaw, in der man völlig frei sitzt, und fort geht es im raschen Trabe. Ich will nach dem „Slave Island", wie das Stadtviertel heißt, wo ich mir in einem bekannten Laden ein paar Singapurstühle für die Heimfahrt bestellen möchte. Der Portier gibt dem Kuli die Direktive. Er nickt verständnis-

voll und kennt natürlich den Stadtteil ganz genau, wohin ich gebracht werden will. Ich fahre und fahre, ein Rinnlein nach dem andern bildet ſich auf dem ſchwarzen Rücken, um zu einem ſilbernen Bächlein zuſammenzufließen. Der Kuli bleibt ſtehen, wiſcht ſich den Schweiß ab, blickt mich mißtrauiſch an und ſetzt ſich wieder in Lauf. Weiter und weiter geht die Fahrt, ich begreife es nicht, denn der Laden ſollte nicht allzu fern ſein. Ich laſſe halten, und ſtehe hilflos in einem entlegenen Stadtteil. So oft ich einen „gutgewandeten" Singhaleſen ſehe, bitte ich um Auskunft. Liebenswürdig, wie ſie ſind, ſuchen mich die Eingeborenen zu verſtehen, einer oder der andere gibt dann auch wohl dem Kuli eine Richtung an, und er fährt wieder davon, aber wohin, das wiſſen die Götter. Zu dem Laden gelange ich nicht. Verzweifelt klopfe ich dem Kuli mit meinem Schirm auf den Rücken, ſpreche und winke „Konſul Frudenberg", denn jeder verſteht das und weiß, wo das deutſche Konſulat iſt. Ich ſelbſt ſogar wußte in der dortigen Straße wieder Beſcheid. Die Kulis ſagen zu allem „Ja", was man ſie fragt, aber wiſſen nichts. Sie kennen kaum die Namen der Hauptſtraßen und Gebäude, und fahren einfach darauf los; die Zeit wird ja bezahlt. Ich jage vorbei an buddhiſtiſchen, an Hindutempeln und an mohammedaniſchen Moſcheen, welche aber neben jenen, die wir in Indien ſahen, unbedeutend ſind und komme durch das „Pettah", das Eingeborenenviertel, mit ſeinen von Parſen gehaltenen Läden, in denen europäiſche Waren feilgeboten werden. Geldwechſler ſitzen auf Matten in der Straße, mitten in einem Haufen Kupfer und Silber. Wie überall, treffe ich auch hier wieder unzählige mit Lepra und Elephantiaſis behaftete Kranke, Krüppel und Bettler an. Nach endloſem Traben bringt mich mein zweibeiniger Eſel ſchließlich zum deutſchen Konſulat. Ihm gegenüber finde ich, in dem Laden des ehrenwerten Mr. Silva, der als beſonders ehrlich gerühmt wird und wundervolle Steine hat, Graf Lippe und

Alfred damit beschäftigt, um Steine, Schmuck, geschnitzte Elefanten, Korbwaren und allerhand Zierat zu handeln.

Ratnapura, ein Ort in den Bergen von Kandy, ist die Hauptquelle für Edelsteine. Unter diesen sind die Rubine die wertvollsten. Außerdem werden dort Katzenaugen, Sternsaphire, grüne, blaue und weiße Saphire gefunden, ebenso Turmaline, die jetzt sehr in Mode sind, in allen Farben. Aber besonders hoch geschätzt ist der grüne „Chrysopras", beliebt auch der gelbe Topas und viele Arten der Karneole. Amethyste, die hier verkauft werden, sollen meist aus Deutschland stammen. Charakteristisch für Ceylon ist der Mondstein, eine besondere Gattung Feldspat. Die blauen und opalschillernden Exemplare sind die wertvollsten. Ich kaufte für sechzig Rupien eine Handvoll Steine, die in Deutschland das Dreifache kosten würden. Leider sind sie alle schlecht geschliffen, und selbst die dunkeln Saphire sind deshalb stumpf und glanzlos. Wir besuchten noch eine Anzahl Läden, in denen wir alles fanden, was wir in Indien an den verschiedensten Orten gesehen hatten. Auch was in Rangun, Siam und Japan produziert wird, findet sich in Colombo beisammen.

Abends waren wir zu einem Deutschen eingeladen. Dekolletiert, ohne Hut und Mantel, fuhr ich in einer Rickshaw nach dem Bungalow. Der durch die Fahrt erzeugte Luftzug erfrischte höchst wohltuend. Unser Gastgeber, Herr K., ein weitgereister Mann, kennt alle fünf Weltteile, hat Afrika durchquert, und ist dabei mit Löwen und Tigern handgemein geworden. Hier in Colombo führt er einen heißen Kampf gegen Schlangen. Mit kräftiger Faust erwürgt er allmorgendlich in der Badewanne seiner Frau eine Cobra di Capello, während er abends die Cobra di Manila auf dem Schreibtisch seiner Gattin erschlägt. Es war eine sehr interessante Bekanntschaft. Der Mann hat viel gesehen und viel erlebt. Er versteht äußerst anregend zu erzählen, und die Lust am Fabulieren gestaltet seine Erlebnisse besonders

reizvoll. Vor zwei Jahren hat er ſich mit einer jungen, hübſchen Frau ſehr glücklich verheiratet. Augenblicklich aber befindet ſich das Ehepaar in einer recht mißlichen Lage. Sie leben anſcheinend in einem von böſen Geiſtern heimgeſuchten Hauſe. Jede Unternehmung der Familie wird durch geheimnisvolle Mächte bedroht, und ihre Geſundheit durch unerforſchliche Einflüſſe untergraben. Das waren mir natürlich ſehr erſtaunliche Verhältniſſe. Es überlief mich ein Gruſeln, als ich das tiefer als die Straße und unter finſteren Bäumen liegende Bungalow betrat. Ein Geiſterhauch wehte mir entgegen, was ja auch ganz ſelbſtverſtändlich war, denn eben hatte ſich wieder der verſtorbene Hausbeſitzer manifeſtiert, und durch ſeine unſichtbare Nähe die junge Frau in einen Zuſtand körperlicher Schwäche verſetzt, der es ihr beinahe unmöglich machte, uns zu empfangen. Jede Freude, jede Abwechſlung ſucht der verblichene Unhold ſeiner Mieterin zu verderben. Blaß und erſchöpft, halb ohnmächtig, liegt das arme Frauchen auf einem Sofa, und flößt uns tiefſtes Mitleid ein. Schaudernd vor all den Möglichkeiten, die in dieſem unheimlichen Geſpenſterhaus zu erwarten ſtehen, ergreife ich ihre kalte, ſchlaff herabhängende Hand und ſage, „aber liebe, gnädige Frau, warum verlaſſen Sie denn nicht dieſes gräßliche Haus?“ „Ach“, erwidert ſie, „wir haben auf fünf Jahre gemietet, auch finden wir gar kein anderes Bungalow, das groß genug wäre, um unſere europäiſchen Möbel unterzubringen, und die großen Sammlungen von Schlangen, Totenköpfen und Gerippen aufzuſtellen.“

Der Polter- und Spukgeiſt iſt ein durch Verbrechen belaſteter Geizhals, der mit allen Fibern an ſeinem irdiſchen Beſitze hängt. Vor einiger Zeit ſteigerte ſich der Spektakel im Hauſe in unerträglicher Weiſe. Der Geiſt lief unſichtbar, aber furchtbar lärmend, durch die Zimmer, ſtöhnte vor den Türen, rief bald die Frau, bald den Mann beim Namen, riß den Hausherrn ſogar aus ſeinem Bett, und

legte ſich als großes ſchwarzes Ungeheuer hinein, kurz, das konnte kein Menſch aushalten. Die Gatten entſchloſſen ſich deshalb, ihre Zuflucht zu der Polizei zu nehmen. Sieben barfüßige Stützen der Ordnung und Sicherheit werden in dem Hauſe verteilt. Da plötzlich, nach vielem Klopfen und Trampeln, ertönt des Nachts ein furchtbares Krachen, und zwei lange Riſſe klaffen durch den Plafond. Ueber dem Teil der Zimmerdecke, unter der wir ſitzen, befindet ſich ein licht- und luftloſer kleiner Speicher, der nur mittels einer Leiter vom Speiſeſaal aus erreichbar iſt. Der Hausherr verlangt, daß die Schutzwache dieſen Raum inſpiziere und ergründe, wer dort oben ſein Weſen treibe. Die Leiter wird angelegt, der Poliziſt ſteigt hinauf, ſchiebt die Latten zurück und ſtarrt kreidebleich in das finſtere Loch. Die Haare (die er nicht hat) ſtehen ihm zu Berge, er richtet ſich ſteif in die Höhe und ſtürzt wie leblos zu Boden. Keine Verſprechungen konnten ihn veranlaſſen, jemals zu ſagen, was er Grauenvolles geſehen. Es blieb ein ewiges Geheimnis. Die Schutzwache verließ das Haus, der Geiſt nicht. Die Frau erkrankte, ihr Leben hing wochenlang an einem Faden. Sie konnte nicht leben und nicht ſterben. Als letzte Hilfe wurde der Rat der Eingeborenen befolgt. Man ließ ein paar buddhiſtiſche Prieſter kommen, die das Haus und den Garten „beſprachen", und rings um das Anweſen einen Draht ſpannten, an dem farbige, kleine Wimpel befeſtigt wurden. So, von Gebetsfähnchen umfaßt, ſchien das Haus vom Geiſte und allen böſen Einflüſſen befreit, die hierzulande wegen der vielfach getriebenen „ſchwarzen Magie" die Atmoſphäre erfüllen, und als „Elementel" die Menſchen, die ſich ihnen nicht ergeben, beunruhigen. Jetzt genas die junge Frau, und konnte in die Berge reiſen. Nach einigen Wochen kam ſie geſund zurück. Leider hielt das Wohlbefinden nur wenige Tage an. Der Monſun mit ſeinen entſetzlichen Stürmen ſetzte ein, und während eines furchtbaren Gewitters zerriß Sturm und Regen die Zauberkette,

die ſchützend um das Haus gezogen war. Die Fähnchen flatterten nach allen Winden auseinander. Der Durchgang war wieder frei, und der polternde Geizhals hielt mit erneuter Kraft ſeinen Einzug. Er durchſtampft das Haus, wirft die junge Frau aufs Krankenlager, läßt das Baby nicht gedeihen und rauft ſich nächtlicher Weile mit dem Hausherrn herum. Ich ſaß wie gelähmt. Die Lampen brannten trübe. Die Portieren bewegten ſich geiſterhaft, und ich erwartete mit Unruhe und — Neugier, was ſich noch ereignen werde. Aber leider geſchah heute ausnahmsweiſe nichts. Das Wetter war nämlich umgeſchlagen, und da fühlen ſich auch die Geiſter meiſtens angegriffen.

Um dieſe Jahreszeit ſollte das Wetter allerdings trocken und beſtändig ſein. Doch die Gewitter und die Regenſchauer dauern fort. Binnen kurzem entſteht eine ſintflutartige Ueberſchwemmung, die in der nächſten Viertelſtunde bereits wieder auftrocknet, aber in der heißen Luft eine Feuchtigkeit hinterläßt, welche die Wirkung eines Dampfbades auf den Körper ausübt.

Unſer Gaſtgeber bedauerte ſehr, daß wir ihn nicht vor unſerer Reiſe nach dem Feſtland Indien beſucht hatten, denn er würde uns alsdann bei einem ihm befreundeten „Mahatma" Zutritt verſchafft haben. Es iſt dies ein 168 jähriger Mann, der das Ausſehen eines 22 jährigen Jünglings zeigt. Die Großeltern der jetzigen Generation erinnern ſich, dieſen 168 jährigen in ihrer Jugend ſchon gekannt zu haben, und ſchwören, daß er damals, wie heute, ein Jüngling geweſen ſei. Es iſt ſchade, daß wir die Gelegenheit verſäumt haben, ein ſo merkwürdiges Phänomen zu beobachten, obwohl uns der Anblick kaum davon überzeugt hätte, daß der Jüngling wirklich ein uralter Greis ſei. Als Entſchädigung für die verſäumte Gelegenheit, jenen Wundermenſchen zu ſehen, verſprach uns der Gaſtfreund einen Beſuch bei einem Hellſeher zu vermitteln, der ſein „Licht", wie er das zweite Geſicht nennt, überallhin ſenden

kann, wohin man es wünscht. Dieser „fortuneteller“ ist als Arzt und Berater von den Eingeborenen belagert; Tag und Nacht warten sie vor seiner Türe, um eingelassen zu werden, und wir müssen uns gleich morgen für den 19. Februar anmelden.

Ueber die Perlenfischerei, die gerade jetzt beginnt, und bis Anfang April dauerte, erzählte der Hausherr sehr interessant. Sie muß ein höchst merkwürdiges Schauspiel bieten. Die nächst der Adamsbrücke gelegene Bai von Condachchi, in welcher die bedeutendsten Perlenbänke liegen, ist während der kommenden sechs Wochen der Tummelplatz von Tausenden beutelustiger Abenteurer. Das Geschäft wird in der Weise betrieben, daß die Perlenbänke, nachdem sie durch einen sachverständigen Regierungsbeamten auf ihre Reife untersucht worden sind, versteigert, und den Meistbietenden zugesprochen werden. Zur vollkommenen Reife muß die Muschel im Durchschnitt sieben Jahre alt sein. Bleibt sie zu lange liegen, so wächst die Perle derart an, daß sie dem Tiere beschwerlich fällt, weshalb es die Schalen öffnet und sie ausstößt. Deshalb ist auch die Fischerei an den verschiedenen Bänken genau reguliert. Zur geeigneten Zeit versammeln sich sämtliche Kähne, Boote und Fahrzeuge der Küste und der zunächstliegenden Inseln, um sich an die Pächter der Perlenbänke zu verdingen.

Allabendlich um zehn Uhr erdröhnt ein Kanonenschuß als Zeichen zur Abfahrt. Sämtliche Kähne stechen unter dem günstigen Landwind zur gleichen Zeit in See und kommen mittags mit dem Seewind wieder von den Perlenbänken zurück. In jedem Kahn sitzen zwanzig Leute mit einem Oberbootsmann. Die Hälfte dieser Mannschaft rudert und ist den Tauchern behilflich, aus denen die andere Hälfte besteht. Von frühester Kindheit an sind die Leute an das Tauchen gewöhnt, werden darauf trainiert und lassen sich kühn vierundzwanzig bis vierzig Fuß tief ins Meer hinab, nur durch die Furcht vor den Haien in Unruhe und Angst

verſetzt. Bei Sonnenaufgang beginnt das Fiſchen. Um das Hinunterſinken des Tauchers zu beſchleunigen, iſt in jedem Boot für eine Anzahl pyramidal geformter Steine geſorgt, durch deren dünneres Ende ein Loch gebohrt und ein Seil hindurchgezogen iſt. Wenn ſich der Taucher anſchickt, in die Tiefe zu gehen, ergreift er mit der Zehe des rechten Fußes das Seil, an dem der Stein befeſtigt iſt, während er mit der Zehe des linken Fußes einen Netzſack feſthält. Darauf erfaßt er mit der rechten Hand ein anderes Seil, das mit einem Bootsmann in Verbindung ſteht, hält ſich mit der linken die Naſenlöcher zu und ſpringt hinab. Unten auf dem Meeresgrund hängt er ſich das Netz ſchnell um den Hals und ſammelt in aller Eile ſo viele Muſcheln als er kann, zieht am Seil, das er in der rechten Hand hält, und wird dann von den Kameraden heraufgezogen. Der Stein bleibt unten liegen und wird ſpäter hinaufgewunden. Das Tauchen iſt mit großer Anſtrengung verbunden, und es dringt oft noch nachträglich Blut aus Naſe, Mund und Ohren. Trotzdem macht ein Mann vierzig bis fünfzig Sprünge täglich, und bringt jedesmal etwa hundert Muſcheln mit herauf. Die „Lubbahs", die auf der Inſel Manaar wohnen, gelten als die vorzüglichſten Taucher. Sie bleiben bis zu vier Minuten unter dem Waſſer. Vergebens hat man verſucht, die Eingeborenen mit Taucherapparaten zu verſehen; ſie halten ſich lieber einfach die Naſe zu, um kein Waſſer zu ſchlucken.

Die ſämtlichen zuſammengeſtrömten Eingeborenen und Europäer — es ſollen auch Offiziere darunter ſein — beteiligten ſich mit erheblichen Summen an der hier eingeführten Form, Perlen billig durch eine Art Lotterieſpiel zu gewinnen. Man kauft eine Quantität uneröffneter Muſcheln, die in Krüge gefüllt ſind, und überläßt es dem Glück, was man darin findet. Jeder Beſitzer einer Anzahl Muſcheln legt dieſe auf Matten in zwei Fuß tiefe Löcher, bewacht ſie ſorgfältig, bis die Tiere verweſt ſind, und er die Schalen

ohne Anſtrengung öffnen kann, was ungemein wichtig iſt, da bei gewaltſamem Erbrechen die Perle leicht beſchädigt wird. Der Geſtank, der auf dieſen Leichenplätzen herrſcht, ſoll ganz furchtbar ſein, und erſt der Südweſtmonſun reinigt mit ſeinen Stürmen die verpeſtete und ungeſunde Luft. Die Perlen, die hier gefiſcht werden, ſind weiß, und gelten bei den Eingeborenen für weniger koſtbar als jene gelblichen, die man an der perſiſchen Küſte findet. Der Zug der Gewinnluſtigen nach Condachchi hat bereits begonnen, und deshalb iſt die Gefahr einer ausbrechenden Choleraepidemie doppelt gefürchtet. Bricht die Krankheit aus, ſo iſt das Perlengeſchäft für das laufende Jahr verdorben, da dann der Verkehr ſofort geſchloſſen wird.

Die arme blonde Hausherrin konnte ſich von ihrer Ohnmacht noch immer nicht erholen. Bleich und ſchweigſam ſaß ſie am Tiſch, deſſen liebevolles Arrangement mit Blumen und grünen Gewinden uns heimatlich anmutete. Um elf Uhr verließen wir das Geſpenſterhaus, das uns in erſter Linie ſehr ungeſund erſchien, und eine viel natürlichere Erklärung für die nervöſen Zuſtände der jungen Frau bot, als der bösartige Poltergeiſt. Der Bau iſt ganz beſonders jenem Winde ausgeſetzt, den man hier „longshore“ (Landwind) zu nennen pflegt. Er bläſt von Norden her, fegt über die Sümpfe und den Dſchungel hin, und bringt aus Südindien Miasmen und Fieber. Während der Periode des „longshore“ fühlen ſich ſogar die Eingeborenen krank, die Kulis ſterben, das Vieh, vornehmlich Pferde und Eſel, ſiechen dahin. Die Europäer leiden aber ganz beſonders unter ihm. Es iſt ein kalter Wind, der in einem großen Gegenſatz zu der furchtbaren Hitze der Sonne ſteht. Tritt man z. B. aus dem ſchützenden Wald ins Freie, ſo fröſtelt man, während man zugleich in Schweiß gebadet iſt. Als außerordentlich gefährlich gilt es, während der Dauer dieſes Windes die Fenſter nach jener Seite offen ſtehen zu laſſen, von welcher er herweht. Aber wer kann

hierzulande mit geschlossenen Fenstern existieren, wo freies Atmen einzig in der Zugluft möglich ist?

5. Februar. Morgens sieben Uhr treten wir unsern vierzehntägigen Ausflug nach den alten Königsstädten Kandy und Anuradhapura an.

In Kandy gedenken wir endlich wieder — seit Agra sahen wir uns nicht mehr — mit Baron Gemmingens, Frau von R. und Herrn Federer zusammenzutreffen. Die Fahrt hinauf in die Berge ist entzückend. Durch dichte Kokoswälder und verwilderte Zimtgärten, führt die langsam ansteigende Bahn in eine waldumrauschte Hügellandschaft. Sanft erheben sich die Abhänge aus der Ebene, die weithin im tiefgrünen Schimmer der sprossenden Reisfelder liegt. Wir sehen sie in allen Stadien vor uns. Hier wird der Acker gepflügt, dort keimt die junge Saat, und weiterhin wird sie mit der Sichel gemäht. Das feuchte Tiefland erleichtert die Reiskultur sehr, während sie sich an den Berghängen höchst mühsam gestaltet. Das Wasser wird in kleinen, aus Steinen und Strauchwerk hergestellten Rinnen, oft meilenweit zugeleitet. Im Flachland ist ein weitverzweigtes Kanalsystem eingerichtet. Ehe die Felder bestellt werden, sperrt man die Gewässer ab und wühlt den Boden durch den Pflug auf. Hierauf öffnet man die Kanäle und überrieselt das Gelände. Nun werden Büffelherden hinausgetrieben, die in dem entstehenden Schlamm so lange herumstampfen und waten, bis er zu einem dickflüssigen Brei geworden ist. Auf solch glatter Oberfläche wird dann der Reis gesät, der nach kaum vierzehn Tagen sproßt und den Boden mit einem samtweichen, grünen Teppich überzieht.

Die schmalspurige, eingleisige Bahn steigt jetzt stundenlang in steilem Zickzack aufwärts. Der Zug windet sich an scharfen Felsvorsprüngen entlang, und wir konnten oft, wie im Himâlaya, zugleich seine Maschine und seinen letzten

Wagen ſehen. Zahlloſe Tunnels unterbrechen immer wieder die entzückende, ſtets wechſelnde Ausſicht in die zauberiſche Ferne. Man gleitet an ſteilen Felſen und ſchroffen Abhängen hin, Berge über ſich, Abgründe unter ſich. Dabei überſieht man liebliche Waldlandſchaften und wellenförmige Bergketten, die an die anmutigen Gegenden des Schwarzwaldes erinnern. Nur ſind es nicht dunkle Tannen, ſondern blühende Ulmen, Brotbäume, Tamarinden, Jak und Akazien, welche hier die Berge bekleiden. In der Ferne, durch einen feucht glitzernden Dunſtſchleier halb verſchleiert, ragt die Felsſpitze des 2250 Fuß hohen Adamspik kühn in die Lande. Die Eingeborenen nennen den Berg „Sri Padna", heiliger Fuß, weil auf ſeiner Spitze ſich der Abdruck eines rieſigen, zwei Meter langen Fußes befindet, der entweder von Buddha oder von Adam herrührt, je nachdem ein Buddhiſt oder ein Mohammedaner von dem Heiligtume ſpricht. Da Adam nach mohammedaniſcher Ueberlieferung ſo groß wie eine hohe Palme und Buddha ſiebenundzwanzig Fuß lang geweſen ſein ſoll, ſo iſt die Größe der Fußſpur nicht mehr verwunderlich. Der heilige Fuß iſt das Wallfahrtsziel von vielen Tauſenden. Buddhiſten und Mohammedaner, ſelbſt Chriſten ſcheuen nicht die ſehr mühevolle Pilgerfahrt, die nach der Meinung der Gläubigen im April und Mai, d. h. während der Regenzeit, am erlöſendſten wirkt.

Wir nähern uns Kandy. Die Pracht der Vegetation iſt ſtaunenswert. Auf der ganzen Bahnſtrecke von Colombo herauf ſind die Stationen luftige, kleine, weiße Hallen, die vom ſaftigſten Grün umrankt werden, das ſich denken läßt. Leuchtende Blüten hängen an den üppigen Blattpflanzen. Die Namen der Halteſtellen ſind in drei Sprachen, tamiliſch, ſinghaleſiſch und engliſch, groß angeſchrieben.

Auf dem Bahnhof in Kandy erwartet uns ein Jagdwagen. Eine breite, ſchattige Avenue führt zu dem „Queens-Hotel". Das Hotel ſieht ganz europäiſch aus. Es wird von einem öſterreichiſchen Offizier a. D. geführt. Beleibt

und echauffiert, in weißem Tropenanzug mit großen goldenen Knöpfen, begrüßt uns Herr von R. Unſere erſte Frage gilt Baron Gemmingens, der Frau von R. und Herrn Federer, doch ſie haben einen Ausflug nach buddhiſtiſchen Tempeln gemacht und werden erſt nachmittags zurückerwartet.

Höflich geleitet uns der Wirt zur Treppe, wird jedoch zuſehends kälter, als wir drei einfache, ruhige Zimmer und vorerſt nur auf eine Nacht verlangen. Einfach waren die länglichen kleinen Räume, die man uns anwies, aber ruhig, nein, das konnte man nicht behaupten. Im Hof ſchnatterten und lärmten die Kulis, im Korridor die Gäſte, denn die Fenſter kann man auch hier im Gebirge nicht ſchließen, und die Mauer über der Tür iſt durch weit klaffende Jalouſien erſetzt, um einen Durchzug zu ermöglichen. Nach ſchnell eingenommenem lunch — es war bereits zwei Uhr — ſuchen wir unſere nördlich gelegenen, verhältnismäßig kühlen Zimmer auf, in denen wir aber trotzdem zweiundzwanzig Grad Reaumur haben. Wir wollen eine Stunde ruhen. Kaum habe ich mich niedergelegt, als auf dem Korridor ein gräßliches Kreiſchen losgeht. Gerade vor meiner Tür fällt ein furchtbarer Schlag. Da draußen muß jemand ermordet worden ſein. Ich liege wie verſteinert auf meinem Bett und wage nicht, mich zu rühren. Jetzt erhebt ſich die dröhnende Stimme des Wirtes. Er ſchimpft in verſchiedenen Sprachen und nähert ſich grollend meiner Kammer. Hierauf höre ich ein paar zärtliche Klagetöne, die wie „my pet“, „my darling“ klingen. Ich faſſe Mut, ſtehe auf und öffne die Türe. Da liegt in ihren letzten Zuckungen, mit Blut überſtrömt, eine zwei Meter lange Rattenſchlange, der „Liebling“ des dicken Wirtes. Er iſt verzweifelt, dieſes zuverläſſige Tier verloren zu haben, die eine Rattenfängerin ohnegleichen geweſen war. Schmerzlich beklagt er den blinden Eifer ſeiner europäiſchen Gäſte, die in dem unſchuldigen Haustier eine giftige Natter ſahen.

In keinem Hause auf Ceylon fehlt diese fleißige Schlange, die eine Rattenfalle vollkommen ersetzt. Die Schlange soll oft so zahm werden, daß sie auf den Ruf ihres Herrn kommt, um mit der Familie zusammen ihre Mahlzeit zu nehmen.

Da der Buddhist an die Seelenwanderung glaubt, so läuft er stets Gefahr, einen nächsten Verwandten zu morden, wenn er z. B. einen Tausendfüßler zertritt oder eine Ratte erschlägt. Ich selbst erlebte es, daß ein buddhistischer Ladenbesitzer die Ratten lieber in seinem Laden zwischen den aufschreienden Fremden ungestört herumlaufen, lieber die Kunden ziehen ließ, als daß er eines der ekelhaften Tiere getötet hätte. Als ich mich gegen diese zwischen den Verkaufsgegenständen herumschlüpfenden Ratten verwahrte, hob der Ladenbesitzer seine beiden Handflächen gegen mich auf und erklärte mit unbeschreiblich sanftem Augenaufschlag: „we are Buddhists.“ Weniger gewissenhaft behandeln diese Herren die Frage der fahrlässigen Tötung. Sie essen gerne Fische. Weil sie aber dieselben nicht ums Leben bringen dürfen, fangen sie die Tiere und lassen sie einfach am Strande sterben, wobei sich ihr Gewissen dann beruhigt.

Nach dem Anblick der verendenden Schlange war mir alles Ruhebedürfnis vergangen. Ueberall, unter dem Schrank, im Bett, sah ich die Möglichkeit, einem solchen Reptil zu begegnen, das vielleicht ungefährlich, aber deshalb in seiner Erscheinung nicht minder abstoßend sein würde.

Ganz aufgeregt durch das Erlebte, bin ich aufs höchste erfreut, plötzlich eine bekannte Stimme zu hören. „A Bad für mei Frau!“ klang es energisch durchs Haus. Hurra, Gemmingens waren von ihrem Ausfluge zu den buddhistischen Tempeln, den sie mit Frau von R. und Herrn Federer gemacht hatten, zurückgekehrt. Wir eilten, unsere Freunde in ihren Gemächern aufzusuchen, und feierten ein fröhliches Wiedersehen. Sie bewohnen eine hochelegante Zimmerflucht mit Punkah und allen Bequemlichkeiten. Er-

ſchöpft von den großen Strapazen in der brennenden Mittagshitze, der ſie beim Tempelbeſuch ausgeſetzt geweſen war, lag die Baronin wie eine weiße Wolke auf dem Diwan, aber trotz aller Anſtrengung war ſie ganz begeiſtert von dem ſchönen Kandy. Und wahrlich, das liebliche Städtchen und ſeine anmutige Umgebung bieten einen entzückenden Aufenthalt.

Wenn man das Hotel verläßt, überſchreitet man die Straße, ſteigt ein paar Stufen zu der gegenüberliegenden Terraſſe hinauf und erblickt einen magiſch beleuchteten kleinen See. In der ſilbernen Waſſerfläche ſpiegeln ſich die Schatten der amphitheatraliſch anſteigenden Berge, die den reizenden Tank umgürten. Unter rieſigen Tamarinden, deren graziöſe Federblätter den kühlſten Schatten aller tropiſchen Bäume ſpenden ſollen, ſieht man zwiſchen blühendem Gebüſch, von Lianen umzogen, die Bungalows der Europäer. In der Mitte des Sees ſchwimmt eine kleine Wildnis. Aus ſaftigem Palmengrün und farbigem Buſchwerk wird ein chineſiſches Türmchen ſichtbar. Hier waren einſt die Bäder der königlichen Frauen. Später diente das Eldorado als engliſches Pulvermagazin, und jetzt wird es nur mehr als zierlicher Dekorationsgegenſtand gepflegt. Der etwa zwei Kilometer lange See, deſſen mannigfaltige Einbuchtungen ſich maleriſch zwiſchen die Berge einſchieben, iſt das Werk des letzten Tyrannen von Kandy. Aus den zwangsweiſe gewonnenen Reisfeldern der Eingeborenen ſchuf er den Tank, der trotz der grauſamen Opfer, die das Ausgraben der miasmenreichen Erde an Menſchenleben forderte, auf den Beſchauer unendlich wonnig und köſtlich wirkt. Die Terraſſe, von welcher wir den ergötzlichen Blick genoſſen, liegt auf dem Damm, durch den das Waſſer geſtaut wird. Eine niedere krenelierte Mauer, mit Durchbrucharbeit verziert, bildet das Geländer. Ein paradieſiſcher Weg windet ſich um den See und zieht ſich zugleich am Fuße der Berge hin. Hierdurch liegt die Promenade

morgens viel länger und abends viel früher im Schatten, und den erholungsbedürftigen Europäern des Tieflandes ist infolgedessen mehr Bewegung im Freien möglich als z. B. in Colombo.

Am jenseitigen Ufer des Tanks gelangt man in üppige Tropenwildnis. Sie führt durch eine Schlucht von goldstämmigem Bambus, herrlichen Farnen, buntblättrigen Bäumen und königlichen Palmen zu dem romantisch gelegenen Reservoir, welches den See mit soviel Wasser versorgt, daß dessen Spiegel stets in gleicher Höhe mit dem ihn umgebenden Promenadenweg bleibt. In einer knappen Stunde umwandelt man den „lake" in dem große Schildkröten rudern und auf dem kleine Boote mit Eingeborenen schwimmen. Ein dumpfer Paukenschlag dröhnt durch die stille Luft. Morgens und abends ruft dieser mächtige Ton die Gläubigen zum täglichen Opfer. Wir eilen, die „Dalada Maligawa", den Tempel des „heiligen Zahns" zu erreichen.

Der „Maligawa-Tempel" ist im königlichen Palast eingebaut und dem Auge des Passanten beinahe entzogen. Derselbe wird nur durch die Fahrstraße vom See getrennt, seine Hauptfront richtet sich gegen eine große Wiese, an der man jenseits unser Hotel erblickt. Der Bau ist keineswegs imposant, seine Architektur läßt sich schwer beschreiben, man darf sie vielleicht als „Kandystil" bezeichnen. Eine massive, reich ornamentierte Umfassungsmauer, welche mit abgerundeten Zinnen abschließt, umgibt den Palast. An jeder Zinne sind kleine Bogen von verschiedener Zahl und Zusammenstellung ausgebrochen, in die bei den großen Festen, besonders dem „Laternenfest" im November, brennende Oellämpchen eingestellt werden, was einen feenhaften Beleuchtungseffekt bieten soll. Im Winkel, in dem diese Front und die Seitenmauer zusammentreffen, steht ein plumper, achteckiger Turm mit einem leichten, weit ausladenden, spitzen Dach. Es wird von acht

kurzen, reich verzierten Säulen getragen und deckt zugleich einen Balkon, der um das Oktogon läuft und auf den von allen Seiten des Turmes ſich Türen öffnen. Links ſieht man eine Wandelbahn die Palaſtmauer überragen. Zwiſchen länglichen Bogen ſtehen viereckige Säulen.

Die Wände ſind mit mythologiſchen Fresken und grotesken Skulpturen geſchmückt. Hinter dieſer Wandelbahn liegt der Tempelhof; vor der Palaſtmauer iſt ein mit Waſſer gefüllter Graben, in dem heilige Schildkröten gehalten werden. Ueber dieſen Graben führt eine ſteinerne Brücke zu dem tiefen, finſteren Torweg. Ohrenzerreißende Muſik tönt uns aus dem Gewölbe entgegen. Ein wahnſinniges Durcheinander von Trommeln, Pauken, Flöten, Zimbeln, Tamtams betäubt die Sinne. Im trüben Dämmerlicht ſuchen wir durch Haufen lungernder Bettler, ſich mit Palmblättern fächelnder Prieſter, zwiſchen ſchmutzigen Mönchen und Nonnen hindurch zu kommen. Alle bedrängen uns mit zudringlicher Bettelei, alle ſtrecken uns, den Weg verſperrend, Teller und Hände entgegen. Jetzt gelangen wir in einen wieder mit habſüchtigen Bettlern und Prieſtern angefüllten Hallenraum. Hier wird der „kriſtallene Buddha" allabendlich um Sonnenuntergang zur Anbetung ausgeſtellt. Wir ſuchen uns einen einigermaßen iſolierten Platz und warten, an die Wand gelehnt, auf die Feierlichkeit. Aber die ſinnenraubende Muſik, das regelmäßige, unausgeſetzte Schlagen des Tamtams, begleitet von dem herben Klang der Zimbel, der nervenerſchütternde Lärm aus Elfenbeinhörnern, Muſcheln, Pauken und Flöten lähmt unſere Denkfähigkeit, macht uns gleichgültig gegen vielleicht Intereſſantes, kurz, wir ergreifen verzweifelt die Flucht und eilen in den zweiten Stock des Oktogons, wo wir wenigſtens für ein paar Augenblicke in der Bibliothek des Palaſtes dem Höllenlärm entrückt ſind.

Die Bibliothek iſt ein kleiner Raum, in dem wertvolle Schätze orientaliſcher Literatur aufbewahrt werden. Von

den „Olas" — wie die zwischen Holzplatten zu einem Heft zusammengebundenen, mit einem Griffel in Pali geritzten und mit dunklem Oel zur Konservierung beschmierten Palmblätter heißen — sind eine Reihe auf dem Mitteltisch ausgelegt. Mit farbigen Tüchern, kostbaren Brokaten und Blumen bedeckt, sehen sie in ihrer länglichen, schmalen Form feierlich wie kleine Kindersärge aus. Ein paar ernste, gelbgewandete Priester hüten die unersetzlichen Kostbarkeiten.

Die Priester Kandys wirken besonders malerisch. Sie drapieren ihre Toga in einer Weise, welche die rechte Schulter entblößt läßt, wodurch die braune Farbe des Armes sichtbar wird, die wundervoll zu dem gelben Ton des wallenden Gewandes stimmt. Durch diese Art, die Gewandung um den Körper zu legen, macht sich die stark vertretene buddhistische Sekte kenntlich, welche seinerzeit aus Siam einwanderte. Ihre Anhänger haben alle einen ganz glatt rasierten Schädel und tragen ein Palmblatt als Schirm, ob, um sich gegen den heißen Sonnenbrand oder gegen Versuchung durch die weibliche Welt zu schützen, konnte ich nicht ergründen. Die Sekte lebt nach äußerst strengen Regeln, genießt aber den Vorzug, daß jedermann nur Priester in ihr zu werden braucht, um seine Frau los zu werden, falls er ihrer überdrüssig ist. Dabei hindert ihn, wenn er des Junggesellentums müde wird, nichts, nach kurzer Zeit mit einer neuen Frau ein neues Leben zu beginnen. Ich vermute, der schöne junge Priester, der mir jetzt vorschlägt, vor meinen Augen ein Palmblatt zu ritzen, ist auch ein entlaufener Ehemann. Schließlich schreibt er gegen vorher vereinbartes Honorar auf ein Pergamentblatt ein paar wertlose Zeichen.

Der letzte Strahl der sinkenden Sonne fällt durch die offene Tür in die kleine düstere Bibliothek. Wir treten hinaus auf den Balkon. Der Himmel leuchtet in purpurner Glut. Goldene Garben schießen zum Zenith empor. Berge

werfen ihre dunkeln Schatten in den rosaschillernden See. Verlangend strecken die heiligen Schildkröten ihren langen braunen Hals aus dem lila schimmernden Wasser des Grabens und kriechen schwerfällig die weißen Steintreppen herauf. Ueber die grüngelbe Wiese laufen in großer Hast die Eingeborenen dem Tempel zu, den geweihten Tieren Honig und Reiskuchen darbringend, um dann im schwarzen Portal des Palastes zu verschwinden.

Wir verlassen die stille Bibliothek. Als wir unten den Hallenraum durchschreiten, wird eben der „kristallene Buddha" zur Anbetung auf den Altar verbracht. Es ist eine kleine sitzende Glasfigur, vor der alles in tiefster Andacht auf dem Gesichte liegt.

Wir wenden uns jetzt zum inneren Tempelhof, an den anschließend der einstmalige Königspalast liegt. Die überraschend schöne Audienzhalle, welche von reich geschnitzten Holzpfeilern getragen wird, dient jetzt als Gerichtssaal. Im inneren Tempelhof steht auf einer Steinterrasse der „Maligawatempel". Er besteht aus zwei Stockwerken, die beide von einer breiten Holzveranda umzogen sind. Die untere Galerie hat ein weit vorspringendes, geschweiftes chinesisches Dach, an dessen Rand Lampen aller Art hängen. Ein Paar schöne, aus Stein gehauene Elefanten schützen den Eingang. Riesig große Elefantenzähne, glänzende Ehrenschirme und anderes mehr ist hier zu sehen.

In den Tempel, in welchem der „heilige Zahn" gehütet wird, tritt man durch eine kleine Tür, deren Pfosten schöne Schnitzereien zeigen, und steigt dann eine enge, steile, dunkle Treppe hinauf, welche in einen matt erleuchteten Vorplatz mündet. Wir sind im zweiten Stock. Priester, ein paar Eingeborene und einige Engländer stehen dicht gedrängt und warten, bis sie in das Heiligtum treten dürfen. Ein Priester im gelben Gewand öffnet die schwere, mit Messing beschlagene Eisentür. Durch die völlig verdorbene Luft benommen, treten wir in einen quadratischen

Raum. Auf dem Altar, der sich die Wände entlang hinzieht, brennen auf hohen, goldenen Leuchtern weiße Kerzen. Reich mit Juwelen geschmückte Idole und glockenförmige Reliquienschreine (Dagobas) aus Gold, Silber und Kristall sind aufgestellt und mit Blumen überschüttet. Die fensterlosen Wände bekleiden Tapeten von weißrotem Brokat und kostbare indische Schals. Doch aller Augen sind auf die „Karandua" gerichtet, auf die fünf Fuß hohe, versilberte Dagoba, die unter einem die Herrschaft bedeutenden Schirme und unter kostbaren Lotosblumen hinter vergoldeten Eisenstangen steht. In der „Karandua" ist die heiligste Reliquie, der authentische Zahn Buddhas, verwahrt. Der Duft der Blumen auf dem Altar, die sich seit dem frühen Morgen zu ungeheuren Mengen angehäuft hatten, war in dem kleinen Raum so entsetzlich, daß ich hinaus auf die Veranda eilte, um nicht ohnmächtig zu werden. Ich habe den heiligen Zahn also nicht gesehen, weiß auch nicht, ob er überhaupt gezeigt wird. Er soll in einer goldenen Klammer gefaßt sein und auf einem goldenen schlanken Drahtgeflecht aus dem Herzen einer goldenen Lotosblume herauswachsen, welche auf einem silbernen Tische ruht, der gleichsam den See darstellen soll, auf dem die goldene Lotosblume schwimmt. Das angebetete Stück Elfenbein ist sechsundfünfzig Zentimeter lang und fingerdick, also ganz im Verhältnis zu der Fußspur auf dem Adamspik. Der heilige Zahn liegt in drei ineinander passenden Dagobas verschlossen. Unter Dagoba versteht man einen glockenförmigen Reliquienschrein, der auf einer viereckigen Basis aufgebaut ist. Die Tradition erzählt, daß die erste Dagoba einer auf dem Wasser schwimmenden Blase nachgebildet wurde.

Es geschieht alles, um das Mysterium des heiligen Zahnes zu wahren, und er wird von den strenggläubigen Buddhisten als ihre kostbarste Reliquie betrachtet. Der Buddhist behauptet, daß jenes Land, in dessen Besitz sie sich befindet, unter dem besonderen Schutze Buddhas stehe.

Deshalb nennt der Singhaleſe ſeine Heimat das „Heilige Eiland" und glaubt, daß nur jene Macht, die es vermöge, ſich die Reliquie anzueignen, die Inſel unterjochen könne. Als 1818 nach einer Rebellion die Engländer ſich des „heiligen Zahns" bemächtigten, war ihre Herrſchaft geſichert. — Trotzdem die buddhiſtiſchen Prieſter behaupten, daß ſeit zweitauſend Jahren dies das erſtemal geweſen ſei, daß ihnen die heilige Reliquie entriſſen wurde, ſo verſichern andere Ueberlieferungen, dieſelbe ſei erſt 300 nach Chriſti Geburt durch eine Prinzeſſin aus Nordindien nach Ceylon gekommen, oder ſie ſei gar erſt im ſechzehnten Jahrhundert hierher verbracht worden. Die Irrfahrten des „heiligen Zahnes" werden wohl nie aufgeklärt werden, da ſich die ganze Kollektion auf etwa dreihundertundzwanzig Milch-, Vorder-, Backen- und Schneidezähne beläuft, die über Indien, Kaſchmir, Siam und Birma verſtreut ſind. In Nordchina ſogar ſoll es einen heiligen Weisheitszahn von zwanzig Pfund Gewicht geben.

Was von den Reliquien am Tage unſeres Beſuches ſchließlich noch vorgewieſen wurde, haben wir nicht erfahren. Ich hörte nur, wie ein alter Prieſter frug, ob er uns die Koſtbarkeiten zeigen ſolle, ſah einen Teller mit Goldſtücken, welche ſicher die Prieſter ſelbſt zur Aufforderung auf die Platten gelegt hatten, dann wurde es mir ſchwarz vor den Augen, und ich taumelte hinaus auf die Veranda. Als wir den Tempel und den Palaſt verließen, wurden wir auf Schritt und Tritt um ein paar Rupien angebettelt, und es ſchien uns, als ob nirgends auf unſerer Reiſe die Prieſter ſo geldgierig geweſen wären wie hier im Tempel.

Es war bereits ganz dunkel, als wir ins Freie traten. Taghell beleuchtet, glänzte wie ein Feenpalaſt das Hotel über die Wieſe herüber. Die Dinnerſtunde iſt in den Bergen auf ſieben Uhr feſtgeſetzt, ſo hatten wir kaum noch Zeit, unſer Abendbad zu nehmen und Toilette zu

machen, als ſchon das Tamtam durch das Haus dröhnte. Das Hotel iſt ein hübſcher, luftiger Bau mit großen, breiten Bogenfenſtern, einem geräumigen ſchmucken Speiſeſaal nebſt Hallen zum Rauchen und Billardſpielen. Die Punkah fehlt, doch iſt es hier oben kaum weniger heiß wie in Colombo. Schwer und dunſtig liegt die Luft auf uns. Das in einem Keſſel zwiſchen Bergen eingekeilte Kandy entbehrt eben der erfriſchenden Seebriſe.

Im Speiſeſaal begrüßten wir Frau v. R. und Herrn Federer, die, während wir im Himálaya wanderten, eine höchſt intereſſante Tour in die waldigen Täler der Gin Ganga unternahmen. Mit bullockcarts ſind ſie von Galle, dem früheren Haupthafenplatz Ceylons, aus in den Dſchungel eingedrungen. Begleitet von einem Elefantenbeſchwörer („charmer"), der die Kraft beſitzen ſoll, die Elefanten heranzulocken und zugleich vor den Gefahren ihrer Nähe zu ſchützen, haben ſie die Tanks beſucht, in denen die wilden Rieſen unter gewaltigem Schnauben ihr tägliches Bad nehmen. Leider erlaubt es unſere Zeit nicht mehr, eine ähnliche Tour auszuführen, da wir beabſichtigen, morgen gen Norden nach dem uralten, aus vorchriſtlicher Zeit hochberühmten Anuradhapura zu fahren, das ſeit tauſend Jahren im tiefſten Dſchungel begraben liegt.

Für den Abend iſt uns der „Teufelstanz" verſprochen. Obgleich nämlich die Bewohner Ceylons als Buddhiſten gelten, ſo iſt es doch der größte Teil der Bevölkerung nur nominell. Ihre Religion iſt ſtark mit Hindutum, noch mehr aber mit dem im geheimen geübten Dämonendienſt verſetzt. Sie haben Teufelspriester, „Kattadia", welche die bösartigen Dämonen beſchwören, und Teufelstänzer, „Kapua", welche deren ſchädliches Tun durch ihre Tänze aufheben ſollen, und die man ruft, wenn ein Familienglied erkrankt iſt. Der Teufelstanz ſtammt aus dem dritten Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Infolge einer Hungersnot brachen im Norden Ceylons verheerende Krankheiten

aus. Man ſchrieb ſie der Niedertracht eines böſen Geiſtes, des „rotäugigen Teufels", zu. Um ihn zu beſchwören, wurde der Kultus des Teufelstanzes eingeführt, der bis zum heutigen Tage exiſtiert. Unter den Dämonen — Nakka — iſt derjenige, welcher im fließenden Waſſer ſein Weſen treibt und Krankheit bringt, der am meiſten gefürchtete. Ihm wird in höchſt anmutiger Weiſe geopfert. Kleine, mit Reis und Blumen gefüllte, durch ein Kokosnußblatt überdachte Miniaturkanoes werden den Strömen und Bächen übergeben, und man kann oft eine ganze Flottille ſolcher ſchwimmender Blumenſträuße auf dem Waſſer treiben oder in kleinen grünen Buchten verſammelt ſehen.

Gleich nach dem Dinner vereinigte ſich die Geſellſchaft in der Vorhalle des Hotels. Hier und auf der Straße, die dem Hotel entlang läuft, waren Stühle aufgeſtellt, die Freitreppe war mit Teppichen belegt, und man fand ſich in Gruppen zuſammen.

Gegenüber auf der den See abſchließenden Terraſſe haben die herbeigeſtrömten Eingeborenen unter großen tropiſchen Bäumen bei bläulichem Fackelſchein einen Halbkreis gebildet, in dem der Tanz aufgeführt werden ſoll. Es iſt ein unſchönes Schauſpiel, das ſich uns darbietet; das Intereſſe, welches man dieſen häßlichen, manchmal recht indezenten Gebärden und Sprüngen entgegenbringt, verliert ſich bald. Nackte kräftige Männer mit klirrenden Arm- und Fußreifen, den ganzen Körper bemalt, mit Fuchsſchwänzen behängt, ſpringen unter ſeltſamem Kniebeugen in dem von den Eingeborenen gebildeten Halbkreis umher. Oder aber pomphaft aufgeputzte Geſtalten in ſchweren Gewändern mit gräßlich grinſenden Masken, ſteilſtehenden ſpitzen Stierhörnern werden von zwei natives auf die Terraſſe geführt und von ihnen an den Handgelenken feſtgehalten. Helles Haar fällt den Tänzern wirr über die Schultern. Lange Zottelbärte hängen breit bis auf die Knie herab, und in den Händen halten ſie brennende Fackeln. Nun geben

die Begleiter einen Tänzer frei, und sofort beginnt ein Veitstanz ohnegleichen. In höchster Ekstase schlägt der Rasende mit Armen und Beinen wie toll um sich, wirft den Kopf von rechts nach links, um die Musik im Takt zu halten, dreht sich wie ein Kreisel und schwingt die Fackeln mit solch unsinniger Geschwindigkeit, daß er in einem doppelten Feuerring zu stehen scheint. Die monotone Musik, die aufreizenden Rufe der Zuschauer treiben den Tänzer zu maßloser Aufregung. Immer wütender wirbelt er um sich selbst, um schließlich sinnlos im Kreise herumzutaumeln, bis er von einem mitleidigen Eingeborenen aufgehalten und hinter die Reihen gezogen wird, wo er ohnmächtig zusammenbricht. Einer sucht den andern in toller Raserei, in grotesken Sprüngen zu überbieten. Im großen ganzen sind die Bocksprünge stets die gleichen, und die häßlichen Bewegungen widern nach zwei oder drei Produktionen geradezu an.

Da wir und Graf Lippe am nächsten Morgen die Tour ins Innere der Insel antreten wollten, eilten wir, unsere letzten Vorbereitungen zu treffen und unsere Rechnung zu bezahlen. Der manager aber war nirgends zu finden, und so einigten wir uns mit dem Subdirektor dahin, daß wir ihm unser Gepäck und einen Boy als Pfand für unsere sichere Rückkehr in vier oder fünf Tagen zurückließen.

6. Februar. Vor Tagesgrauen sausten wir in drei Rickshaws, unsere Handtasche auf dem Schoß, die Straße zum Bahnhof hinab. Charley folgt in einer vierten, denn zu gehen wird einem Boy niemals einfallen, solange er einen Dienstherrn hat. Als wir den Bahnhof erreichten, schickten sich die Leute eben erst an, unsern Zug zu rangieren. Mit Tagesanbruch setzte er sich dann in Bewegung und brachte uns nach einer Stunde an den jetzigen Endpunkt der nach Norden im Bau befindlichen Bahn. Matale

iſt ein ausgedehntes Dorf. Wohl eine Meile lang zieht ſich die breite Straße durch den Ort. Rechts und links ſtehen Häuschen, Läden, Buden, Raſthäuſer für Eingeborene und Schnapsläden, in denen „toddy“, der berauſchende Palmenſaft, verkauft wird. Am Ende der langen Straße liegt das höchſt primitive Poſthaus, in das wir, von dem weiten Weg erſchöpft, treten, ſehr beſorgt, ob der deutſche manager des „Queens-Hotel“ in Kandy wohl mit der Verſicherung recht behalten würde, daß auf „reſervierte“ Plätze keine Rückſicht genommen werde, und daß bereits drei Parteien von hier aus die Poſt nach Anuradhapura belegt hätten. Alles, was man uns geſagt hatte, war falſch. Offenbar wollte uns der Wirt als Dauergäſte in ſeinem Hotel zurückhalten. Wir waren die einzigen europäiſchen Paſſagiere, und unſere Plätze, welche wir bereits in Colombo genommen hatten, richtig gebucht. Wir wurden deshalb auch mit aller Höflichkeit behandelt und, wenn auch ohne jede Bequemlichkeit, befördert.

Die Poſtkutſche war ein uralter Rumpelkaſten mit einem ſogenannten Coupé, das aber nur ein einfacher Kutſcherſitz iſt, auf dem höchſtens zwei Perſonen Platz haben, doch werden drei hineingepreßt. „Honny soit, qui mal y pense“ ſteht auf dem Kutſcherſchlag, der, wie der ganze Wagen, in allen Angeln quietſcht. Das „Interieur“ bedeckt ein Dach, deſſen leinene Vorhänge gegen Sonne, Staub und Regen ſchützen. Auf den beiden Längsbänken des Wagens haben ſechs Perſonen Platz, aber ſie werden mit zehn und zwölf beſetzt. Der Raum, der die beiden gegenüberliegenden Bänke voneinander trennt, iſt ſo eng, daß man ſeine Knie nicht gerade vor ſich ſtellen kann. Die Beförderung der „Reiſenden“ iſt ja eigentlich Nebenſache. Sie werden nur mitgenommen, ſoweit es die Pakete, Kiſten und Kaſten erlauben. Der Poſtverkehr ins Innere hat in erſter Linie nur die Aufgabe, jene Europäer mit der ziviliſierten Welt in Verbindung zu halten, welche teil-

weise tief im Dschungel leben, um die begonnene*) Bahn nach dem Norden der Insel auszubauen oder um die Bewässerungsanlagen in Ordnung zu halten, Kanäle und Tanks neu zu schaffen. Wir hatten um fünf Uhr eine Tasse Tee getrunken und hofften, hier in Matale eine kleine Stärkung zu finden. Aber der Posthalter drohte, abzufahren, ohne auf uns zu warten, falls wir unsere Sitze nicht gleich einnehmen oder gar wieder verlassen würden. So blieb nichts übrig, als mit knurrendem Magen und ein paar Bananen in den Wagen zu klettern.

Ich saß zwischen Alfred und einer Eisenstange eingeklemmt. Die blauen Striemen, welche sie mir eindrückte, blieben noch lange in meiner Erinnerung haften. Alfred war zwischen mir und dem Kutscher eingekeilt und stöhnte jämmerlich über seine Gliedmaßen, die nirgends Platz finden konnten. Selbst der enge, für die Menschenbeine bestimmte Raum des Interieurs ist mit großen und kleinen Postpaketen angefüllt. Hier, zwischen Schachteln, Kisten und Bündeln, zwischen natives, die Betel kauen und unaufhörlich schwatzen, sitzt, in sein Geschick ergeben, der arme Graf Lippe wie in einem Schraubstock. Nach einer halben Stunde geduldigen Wartens — wir wissen gar nicht mehr, was Ungeduld heißt — erscheinen drei alte Gäule, die sich mit Widerstreben einspannen lassen. Der Pferdekuli nimmt, wie ein Affe, auf seinem Trittbrett zu meinen Füßen Platz, der Kutscher stößt einige unverständliche Worte und merkwürdige Töne aus. Zwei Kulis reißen die Pferde an den Ohren vorwärts, und fort geht es in sausendem Galopp. Die Entfernung von Anuradhapura beträgt hundertundzwanzig Kilometer, die wir in zwölf Stunden zurücklegen sollen.

Zu beiden Seiten der Straße zieht sich ein dichter, herrlicher Urwald. Arekapalmen fassen den Weg ein. Ihre

*) Wie ich lese, jetzt vollendete.

ſchlanken Stämme ſind mit Schlinggewächſen und den ſamtweichen Blättern zahlreicher Orchideen überzogen. Berauſchende Treibhausluft dringt aus der Baumwildnis hervor. Düfte von geheimnisvoll verborgenen Blumen und Sträuchern wehen über uns hin.

Alle Augenblicke verläßt der Pferdekuli mit einem katzenartigen Sprung ſeinen Sitz, um mit affenartiger Geſchwindigkeit wieder auf ſeinem Poſten zu ſein. Bald bringt er mir eine ſüßduftende Blume, bald ein ſcharf riechendes Gewürz und hält es triumphierend unter meine Naſe, oder er bricht eine lange Schote mit farbigen Bohnen auf, die ich koſten ſoll. Dann deutet er auf ſeltſam angebaute Kakaoplantagen. Die Kakaobäume mit ihren hängenden, länglichen Blättern gedeihen nur im Schatten, ſie ſtehen deshalb unter hohen, in Reihen angepflanzten Laubbäumen wie ein kleiner Wald unter Rieſenſtämmen. Zwiſchen den Palmen ſchlingen ſich Betel — die oſtindiſche Pfefferpflanze — Kaneel, Ingwer, Carcume und Gewürzpflanzen aller Art, auf die mich der zu meinen Füßen hockende native mit ſeinen paar engliſchen Brocken in geſchickter Weiſe aufmerkſam macht.

Der Weg führt ebenſo oft nach abwärts wie nach aufwärts, über viele kleine und ein paar große Flüſſe. Er hätte wirklich im höchſten Grad genußreich ſein können, wäre ich nicht halb ohnmächtig vor Hunger und halb tot vor Angſt geweſen. Seit dem vergangenen Abend um acht Uhr hatten wir nichts mehr gegeſſen, und mit jeder Stunde bekamen wir ſchlechtere und unzuverläſſigere Pferde. Keines der alten, ausrangierten auſtraliſchen Militärpferde ließ ſich einſpannen. Sie ſtellten ſich mit dem Kopf gegen den Wagen und ſchlugen aus. Was waren das für Tiere, die unſerm Wagen vorgeſpannt wurden: zwei Durchgänger und Bocker, Blinde und Lahme, ſolche, die auf drei Beinen ſprangen, andere, die ſich wie eine Schraube vorwärtswanden oder vor jedem Sonnenſtäubchen ſcheuten und den

Wagen ſchier in den tiefen Straßengraben riſſen! Als ärgſtes „beast“ aber erwies ſich ein biſſiger Brauner, der einen Maulkorb trug und bei jedem Galoppſprung nach hinten ausſchlug. Wenn es überhaupt geht, geht es im Galopp, und das Schutzleder des Bockes, auf dem wir ſitzen, wird ſtets von den Hufen der Pferde geſtreift.

Um halb ein Uhr ſahen wir einen höchſt ſeltſamen, langgeſtreckten, dunkeln, kahlen Felſen ſich aus grüner Ebene erheben. Endlich nahten wir dem wegen ſeiner Felſentempel berühmten Dambul, heute für uns nur deshalb von Intereſſe, weil wir endlich ein Frühſtück bekommen ſollen. Aber viel Vergnügen hatten wir an dieſer „Fütterung“ nicht. Von dem meiſten, was wir zu eſſen bekamen, konnte man die Zuſammenſetzung nicht ahnen. Es war wieder das abſcheuliche Fleiſchgehack, deſſen Anblick mir ſchon übel machte. Nur ein Stückchen jungle fowl (Geflügel), zu dem ein herrlicher Goldfaſan gerechnet wird, den wir häufig fliegen ſahen, konnte man ohne Ekel genießen. Das Fleiſch wäre gewiß zart und wohlſchmeckend geweſen, doch kam es kalt und halb verkohlt auf den Tiſch.

Bei der Abfahrt von Dambul drängte ſich noch ein Europäer in das Innere der Poſtkutſche. Der Engländer hatte zwar einen „Bockſitz“ für die ganze Tour ab Natale bezahlt, da wir aber das gleiche getan hatten und bereits auf dem Platze ſaßen, mußte er uns murrend das Vorrecht laſſen.

Hinter Dambul dringen wir weiter in den tiefſten Dſchungel ein, der bereits halbwegs hinter Nalanda begonnen hatte. Unter Dſchungel verſteht man ein wildes Wirrſal von niedrigem Geſträuch, durchſetzt von baumartigen und undurchdringlichen Büſchen. Rechts und links von der Straße zieht ſich eine feſte grüne Wand hin. Aus dem dichten Unterholz erheben ſich manchmal herrliche Bäume, umrankt, überwuchert von Lianen und andern

Schlinggewächſen, die wie ein Schleier über das untere Geſtrüpp herabfallen. Wundervolle Bäume mit bunten Blättern vom hellſten Roſa bis zum tiefſten Grün, andere an unſere Eſche erinnernd, mit großen gelben Blütentrauben, wie Rieſengoldregen, ragen aus der Buſchwildnis hervor. Ab und zu erſcheint das feſte Dickicht, in das kein Sonnenſtrahl fällt, niedergetreten. Hier iſt der Wechſel der Elefanten, die auf dem Wege zum Waſſer ſich Bahn brechen. Wir fahren an einer mit Gras beſtandenen großen Lichtung vorbei, auf der das Wild Aeſung findet. Als Jagdbeute ſind der „Axis", der „Sambur" ſowie der „Moſchushirſch", ein kleines graziöſes Tierchen von grauer Farbe und mit dunkeln Flecken, ſehr geſucht. Aber der „Sambur", der irrtümlich als „Elch" bezeichnet wird, reizt vor allem des Jägers Luſt. Groß wie unſer Rothirſch, mit dunkelbrauner Decke, iſt er ein ſchwer zu jagendes Wild. Er lebt einzeln, läuft in direkter Richtung von ſeinem Verfolger fort, womöglich kerzengerade den Berg hinauf, und ſetzt mit Kraft und Sicherheit über breite Bergklüfte und über tiefe Abgründe. Er wird mit einem Hunde gejagt, der aus einer Kreuzung des Fuchshundes mit dem Bluthunde ſtammt, die Kühnheit des Fuchshundes hat und „laut" jagt, eine ſehr wichtige Eigenſchaft, da der Hund dem Stück bis tief in den Dſchungel folgt. Der Sambur hält ſich tagsüber im finſteren Walde auf. Nachts wandert er und äſt mit Vorliebe die junge Saat. Das beſte Jagdgebiet für den Hirſch liegt in den Bergen bei Nuwara Eliya. Der Axis, ein reizender, kleiner, gefleckter Hirſch, iſt das einzige in Herden lebende Wild Ceylons. Er iſt rehbraun, weiß gefleckt mit ſchwarzem Rücken, das Gehörn des Bockes iſt glatt, während die Geiß nicht „auf hat". In Rudeln von zwanzig bis hundert Stück weiden die Tiere im offenen Parkland zwiſchen den Bergen und den Seen. Bis vor kurzem war der Wildſtand noch vortrefflich. Tatſächlich iſt er jetzt nahezu ausgerottet. Man hat zwar eine Schonzeit

angeordnet, aber sie wird selbst von den Europäern kaum gehalten. Die Eingeborenen achten des Gesetzes überhaupt nicht und jagen das Wild zu jeder Jahres-, Tag- und Nachtzeit. Gordon Cumming erzählt in ihrem Buch „Eight years in Ceylon", daß sie im Juli 1891 in einer Zeitung Colombos die Notiz las, daß die Decken von 27 453 „Ceylonelchen" seit Januar in London verkauft worden seien.

Hasen, Wildschweine und das Dschungelgeflügel bilden für den sensationslustigen Tropenjäger keine lockenden Ziele. Der Tiger fehlt, dagegen sind Leoparden und Bären ziemlich häufig.

Die Lichtung ist verschwunden. Zwischen der Waldwildnis und der Straße läuft ein schmaler Wiesenstreifen entlang. Ichneumons treiben hier ihr lustiges Spiel, haschen und fangen sich wie Kätzchen. Eine dünne, lange, smaragdgrün schillernde Schlange liegt am Wegrand. Sie ist nicht giftig, wird aber von den Eingeborenen gefürchtet, weil sie meist unbemerkt an den Bäumen hängt und den Vorübergehenden nach den Augen schießen soll. Auf den Telegraphendrähten sitzen in langen Reihen reizende grüne, gelbe und blaue kleine Vögel, wie Kolibris. Große silbergraue Bachstelzen spazieren im feuchten Sand der Flüsse, die infolge der ungewöhnlich lang andauernden Regenzeit noch ein breites Wasserbett zeigen. Manchmal tritt auch wohl der Dschungel ein wenig zurück, ein paar Reisfelder folgen, ein Tank glitzert im Hintergrunde, ein kleines Dorf liegt einsam im Urwald versteckt. Vor den Hütten spielen niedliche Kinder. Schöne Tamilinnen, die ihr malerisch drapiertes Gewand beibehalten haben und nicht das unkleidsame Nachtjäckchen der Singhalesin tragen, stehen auf der Mauer eines Ziehbrunnens und übergießen sich, halb enthüllt, mit kühlendem Wasser. Büffel liegen in den Tanks, das heißt den künstlichen Wasserreservoirs, die aus der früheren Blütezeit Ceylons stammen. Oft stehen die Büffel auch am

Ufer der Tanks, umgeben von einem Kranz weißer ſtorchähnlicher Vögel — dem Padda- oder Reisvogel.

Der Dſchungel ſchließt ſich nun wieder dicht an die Chauſſee an, die endlos und monoton vor uns liegt. Die Sonne ſteht bereits hinter den „blauen Bergen". Wie auf Parkett fahren wir die glatte, ſorgfältig gewalzte Landſtraße entlang. Da, plötzlich, was ſehe ich dort mitten auf dem Wege ſitzen, der ſich ſchmal und kerzengerade meilenweit vor uns hinzieht? Was iſt das für ein ſchwarzer Punkt? — Ein Bär! — Ein wilder Bär! Die Pferde ſtutzen und ſchnauben, der blinde Braune macht noch einen Extraſprung. Ich bebe vor Entzücken, endlich einem wilden Tiere zu begegnen. Der Bär ſitzt, wie unſer Petz, auf den Hinterbeinen, reibt ſich mit der Vorderpfote die Schnauze, ſieht uns kopfſchüttelnd an und trollt ſich ins Dickicht. Der Pferdekuli hatte ihn auch geſehen und erzählte gleich eine Schauergeſchichte. Erſt kürzlich war hier in der Nähe ein Eingeborener von einem Bären angefallen worden und an den Wunden, die ihm das Tier beigebracht hatte, in einem entſetzlichen Zuſtande zugrunde gegangen. Die Augen waren ihm ausgekratzt, die Backenknochen zertrümmert und die Glieder gebrochen worden. Die Bären ſind die in Ceylon am meiſten gefürchteten Raubtiere. Sie ſind zwar klein, aber ungeheuer wild und ſehr mutig. Sie greifen den Menſchen oft, ohne gereizt zu werden, an, und ſpringen ihm meiſt nach dem Geſicht, das ſie zu zerreißen ſuchen. Bis heute hatten wir noch kein einziges Raubtier in der Nähe geſehen. Wir waren ordentlich ſtolz, es endlich ſo herrlich weit gebracht zu haben, einen echten, rechten, freilaufenden Bären in der Nähe zu erblicken.

Wo ein Haus ſteht oder ein Reisfeld angebaut iſt, brennen ungeheure Feuer als Schutz gegen die Verwüſtung der Elefanten.

Trotzdem die Pferde mich den ganzen Tag in Unruhe und den Kuli in Bewegung gehalten haben — er lenkte

meiſt als Vorläufer die Deichſel mit einem Strick —, muß ich ihre Leiſtung doch anerkennen. Sie liefen wie die Teufel und nahmen alle Berge im Galopp. Schweißtriefend, mit zitternden Flanken, kommen die abgehetzten Tiere in der nächſten Station an.

Um halb ſieben Uhr treffen wir programmmäßig in Anuradhapura ein. Im Halbdunkel ſehen wir nichts von der merkwürdigen, im Dſchungel verſteckten Stadt. Ehe wir noch die Poſt abgeliefert und an ein paar Häuſern gehalten haben, iſt es pechſchwarze Nacht geworden. Wir wiſſen nicht, wo wir fahren. Der Himmel iſt hinter den ineinander wachſenden Baumkronen verborgen, und von der Straße ſieht man auch nicht den geringſten lichten Streifen mehr. Der Kutſcher läßt die Zügel hängen, die Pferde ſuchen ſich im Schritt den Weg. Da endlich, mitten aus der tiefſten Finſternis, flimmert uns ein Licht entgegen. Die Poſt hält, wir ſind am Ziel! Es iſt das „resthouse“, wie in Ceylon die Unterkunftshäuſer heißen. Aber ſteif und krumm durch die lange Fahrt — ich ſitze ſeit ein Uhr hart und eingekeilt in der „box“ (Coupé) — kann ich kaum aus dem Marterkaſten klettern. Ein netter alter Herr kommt mit einer Laterne an den Wagen. Wir hielten ihn für den „resthousekeeper“ (Wirt), aber es war ein teilnehmender Engländer, der wußte, was zwölf Stunden Poſt auf Ceylon bedeuten. Ich war mehr tot als lebendig und ging, unbekümmert um alle Schlangen, die etwa im Raſen verborgen liegen mochten, mitten hindurch auf das resthouse zu. Dankbar gerührt nahm ich das Glas „whisky and soda“ an, das mir der freundliche alte Herr entgegenbrachte. Außer ihm und uns fanden ſich zum Dinner drei Damen, unſer gekränkter Mitreiſender und zwei weitere Herren ein. Die Herren und Damen, die wir im resthouse antrafen, hatten ein paar Tage hier zugebracht, um Studien zu malen. Sie kehren morgen nach Kandy zurück. Nach dem Dinner, das ich nicht genießen konnte, entweder

weil es zu schlecht oder ich zu müde war, suchte ich schnell mein Zimmer auf, sank auf mein Bett und schlief sofort fest ein.

7. Februar. Um sechs Uhr früh rasselt der Wecker. Ich erhebe mich und bin eigentlich überrascht, mich nach all den Strapazen des gestrigen Tages so frisch und munter zu fühlen. Ich renommiere nämlich wirklich nicht, wenn ich behaupte, daß es oft sehr anstrengende Tage waren, die über uns hingingen. — Jetzt werden auch die Herren geweckt. Alfred stößt eine Verwünschung aus, aber Graf Lippe zeigt, wie immer, keinen Unmut.

Um halb sieben Uhr sitzen wir in der Säulenhalle des waldumwachsenen resthouse, schlürfen rauchigen, nach Sumpfwasser schmeckenden Tee und stippen halbverkohlten Toast in den greulichen Sudel. Aber solch kleine Misèren fühlen wir nicht, denn wir sind ja in Anuradhapura, der wunderbaren Märchenstadt, deren Ruf lange vor Christi Geburt weit über die Grenzen Lankas drang. Ihre Blütezeit fällt zwischen 300 vor und 300 nach Christi Geburt. Während dieser Zeit wurden die ungeheuren Riesenbauwerke geschaffen, die uns heute noch mit Staunen erfüllen.

Hauptsächlich sind es drei Herrscher des singhalesischen Reiches, die sich, soweit es die Ausgrabungen bestätigen, um den Ruhm von Anuradhapura verdient gemacht haben, und deren Namen man auf Schritt und Tritt begegnet: Tisso (250 vor Chr. Geb.), Dutthagamini (164 vor Chr. Geb.) und Walagambahu (100 vor Chr. Geb.). Tisso erhob Anuradhapura, das bis dahin ein unbedeutendes Dorf war, zu seiner Hauptstadt. Unter ihm entstanden zahllose Prachtbauten, wie achtundsechzig Felsentempel, vierunddreißig Priesterhäuser, viele Nonnenklöster, schöne Dagobas und auf dem Berge Mihintale ein großartiger Tempel, zu dem eintausendachthundert Stufen emporführen. Außer um die religiösen Bauten machte sich der König auch um

die für ein tropiſches Land ſo wichtigen Waſſeranlagen verdient. Er verteilte über die ganze Inſel Tanks und Reſervoirs, deren Reſte uns heute noch zeigen, auf welch bedeutender Höhe der Kultur Ceylon in jener frühen Periode ſtand. Ueber die damaligen Verhältniſſe der Reſidenz gibt ein Reiſender jener Zeit eine intereſſante Schilderung. Er ſchreibt, „es wimmelte von Beamten, die für die Wohlfahrt der Stadt bedacht waren. Fünfhundert Perſonen niedrigſter Kaſte ſorgten für die Reinigung der Straßen, zweihundert dienten als Nachtwachen, einhundertundfünfzig begruben die Toten auf dem Leichenacker, den des Königs Fürſorge geſchaffen hatte."

Dutthagamini (164 v. Chr. Geb.) kam erſt nach blutigen Kriegen auf den Thron. Malabaren hatten ſich der Herrſchaft bemächtigt. Dieſer Erfolg eines fremden Stammes auf der viel begehrten Inſel weckte in Elala, einem Fürſten der Koromandelküſte, den Wunſch, ſein Glück auf Lanka zu ſuchen. Er überfiel es mit Heeresmacht, nahm Anuradhapura ein und ſetzte ſich dort feſt, zerſtörte die Tempel und zertrümmerte die Bilder Buddhas. Dies war das Zeichen zum Aufſtand. Dutthagamini zog an der Spitze eines ſtarken Heeres aus dem Süden heran, um den Uſurpator zu verdrängen. Der Sieg ſchwankte und wurde ſchließlich im Einzelkampf, hoch zu Elefant, vor den Toren der Stadt zwiſchen Dutthagamini und Elala ausgefochten. Dutthagamini ſiegte und beſtieg den ſinghaleſiſchen Thron, um, nachdem er nochmals die eindringenden Malabaren zurückgeſchlagen hatte, ſich ganz der Frömmigkeit und der Verſchönerung ſeiner Hauptſtadt zu widmen. Als buddhiſtiſcher Fürſt fürchtete er für ſein Seelenheil, denn die zahlloſen Menſchenleben, die er in ſeinen Kriegen geopfert hatte, erhoben eine furchtbare Anklage gegen ihn. Um ſeine Schuld zu ſühnen und aus Ehrgeiz, der größte Bauherr der Geſchichte zu ſein, verwendete er fortan all ſeine Einnahmen und all ſeine Zeit zur Errichtung von Tempeln,

Dagobas, Prieſterhäuſern, und erbaute den an Pracht und Ausdehnung alles je Dageweſene übertreffenden „Erzpalaſt".

Nach Jahren des Friedens folgte unter Walagambahu (100 v. Chr. Geb.) abermals eine Periode der Unruhen und des Krieges. Wieder waren es die Malabaren, die das Eiland mit Heeresmacht überzogen, Anuradhapura eroberten und den König verjagten. Fünfzehn Jahre lang friſtete der entthronte Fürſt ſein Leben in nur von Eingeborenen gekannten Felſenhöhlen. Die Heerführer der Malabaren verteilten das Reich unter ſich. Anarchiſche Verwirrung riß ein und herrſchte, bis Walagambahu aus ſeiner Verborgenheit trat und nach Vertreibung der Malabaren das Zepter von neuem mit ſtarker Hand ergriff. In den nun folgenden Friedensjahren errichtete der König Wunderwerke, die ſeinen Ruhm bis in die fernſten Jahrhunderte verkünden. Außer den grandioſen Bauten, die unter ſeiner Regierung entſtanden, machte er ſich auch um die buddhiſtiſche Lehre hochverdient. Dieſelbe beruhte bis dahin ganz auf mündlicher Ueberlieferung und war in furchtbare Korruption verfallen. Er verſammelte deshalb fünfhundert der gelehrteſten Prieſter in jener Höhle, die ihm während eines Teiles ſeines Exiles in Mátalé als Zufluchtsſtätte gedient hatte, und ließ die buddhiſtiſche Doktrin in einem großen Werk ſchriftlich niederlegen.

Mit der Regierungszeit Walagambahus ſchließt die Reihe der berühmten königlichen Bauherren ab, wenigſtens ſoweit wir ihnen auf dem Ausgrabungsfeld begegnen. Nur Makalantiſſo (41 v. Chr. Geb.) verdient noch beſondere Erwähnung, indem er ſich durch ein koloſſales Unternehmen auszeichnete. Da er bei ſeinem Regierungsantritt das Reich in Unordnung fand, erbaute er eine hohe Mauer, die ſeine Hauptſtadt von allen Seiten umſchloß. Dieſe Rieſenmauer, deren Fundamente heute noch ſichtbar ſind, umzog eine Fläche von zweihundertvierundvierzig engliſchen Quadratmeilen. Die Länge der einzelnen Seiten betrug ſechzehn

Meilen, was etwa der Entfernung von München nach Starnberg gleichkommt.

Die Herrscher, welche der höchsten Blütezeit Anuradhapuras folgen, zeichneten sich teils durch grenzenlose Demut gegen die Priesterschaft, teils durch das Interesse aus, das sie den Künsten, den Wissenschaften und den Wasseranlagen entgegenbrachten, welch letztere sie sorgfältig über die ganze Insel verteilten. Unter den gelehrten Königen erwarb sich (335 n. Chr. Geb.) Buddhaso als Mediziner ein besonderes Ansehen. Er verfaßte in Sanskrit ein chirurgisches Werk „Saratthasamgado", das einzige, welches in der asiätischen Literatur bekannt ist. Von ihm wurden Hospitäler und Asyle für Menschen und Tiere gegründet, was gewiß ein helles Streiflicht auf den Stand der damaligen humanitären Bestrebungen wirft.

Mit der Verlegung der Hauptstadt, erst nach dem uneinnehmbaren Felsen Sigiri und später (720) nach Pollanarua, verlor Anuradhapura seine Stellung im singhalesischen Reich und verschwand sozusagen aus der Geschichte. Nur unter Prackrama (1148 n. Chr. Geb.), mit dessen Regierungsantritt eine Art Renaissance für Ceylon erblühte, erinnerte man sich der alten Hauptstadt. Auf Geheiß des Königs sollte dieselbe restauriert werden, allein das Werk des Friedens wurde durch einen neuen Aufstand gestört. Anuradhapura blieb dem Verfall preisgegeben. Bedeckt und überwachsen von dichtestem Dschungel, schien es während vieler Jahrhunderte von der Erde verschwunden gewesen zu sein. Vor etwa fünfzig Jahren begannen die Engländer der verschütteten Zauberstadt nachzuforschen und sie der Vergessenheit zu entreißen, indem sie die gigantischen Trümmerhaufen, die staunenerweckend hohen Dagobas, Tausende von Säulen, Tempel und Paläste aus dem Urwald freilegten.

Die Sonnenstrahlen fielen bereits glühend vom Himmel herab, als wir den Garten des resthouse verließen, durch

dessen Bäume wir die Konturen eines jener ungeheuren Bauwerke schimmern sahen, wie wir sie in kleinerem Maßstabe als Dagobas kannten, hier aber zum ersten Male neunzig Meter hoch erblickten. Es machte einen verblüffend großen und mächtigen Eindruck.

Das Ausgrabungsgebiet ist durch eine innere und äußere „circular road" umfaßt. Eine breite Straße durchquert den inneren Kreis von Nord nach Süd. Auf diese begeben wir uns zur genaueren Orientierung. An ihrem nördlichen Ende, dem sogenannten „Prozessionsweg", liegt die von Tisso erbaute „Thuparama Dagobá". Folgt man der einstmals sechzehn Meilen langen Straße (von der heute etwa 1½ Meilen dem Verkehr wiedergegeben sind), die in kerzengerader Richtung nach dem „Maha Wiharà" und dem heiligen Bobaum führt, so erhebt sich rechts, etwa auf halbem Wege, die von Dutthagamini errichtete „Ruanwelli Dagoba". Hinter derselben dehnt sich der Tissa-wäwa-See weit ins Land, und an ihn schließen sich zwei weitere Tanks an. Im Westen sieht man in größerer Entfernung die von Walagambahu geschaffene „Abhayagiriyà-Dagoba". Wie ein gewaltiger Berg ragt das ungeheure Denkmal frommen Fühlens aus dem Dschungel hervor. Man hat die Empfindung, als ob die Hügel der Umgebung dem schwärmerischen Glaubenseifer des Königs zum Vorbild für seine Bauten gedient hätten, die er, um die Größe seiner Frömmigkeit zu beweisen, jedoch an Höhe noch zu übertreffen wünschte. Im Süden schließt die Straße mit der „Maha Wihara", dem „großen Tempel" ab, der einst den Mittelpunkt des „Mahamego" — Großer Garten — bildete. In diesem standen die prunkvollsten Bauten auf weite Flächen verteilt. Jeder Tempel, jeder Palast, jedes Priesterhaus oder Kloster, lag für sich und war umgeben von grünenden Rasenplätzen, ausgedehnten Blumenanlagen, herrlichen Laubbäumen und himmelanstrebenden Palmen. Rechts von der Maha Wihara liegt die „Mirisawáti-Da-

opfer und Gebete dar. Dann eine goldene Vase mit lieblich duftender Erde füllend, tauchte er einen goldenen Stift in purpurne Farbe und zog einen Kreis um den Ast, den er für seinen Freund Tisso begehrte, betend, derselbe möge sich vom Baume lösen und in die Vase versetzen. Und dies geschah auch angesichts der versammelten Menge. Darauf zog Sanghamittha mit fünfhundert buddhistischen Nonnen in die Ferne, den kostbaren Zweig mit sich führend. Das Schiff, welches die liebliche Sanghamittha mit ihrem kostbaren Geschenk nach Lanka trug, glitt unter göttlichem Schutz sanft über das sich glättende Meer. Rechts und links wichen die Wellen zwanzig Meilen weit zurück und auf den beruhigten Wassern lagen Blumen hingestreut. Himmlische Melodien begleiteten die Fahrt. So kam das Reis vom Ganges nach Lanka. Sanghamittha aber, die holde Botin, verschwand bescheiden in der Volksmenge, welche, am Meeresstrande harrend, das Heiligtum erwartete. Mit pomphafter Pracht verbrachte der zeremoniöse Tisso den heiligen Zweig nach seiner Hauptstadt und pflanzte ihn dort mit großen Feierlichkeiten in den Mahamego-Garten. Aus dem kleinen Reis erwuchs der ehrwürdige Baum, der noch heute nach mehr als zweitausend Jahren in voller Kraft vor uns steht. Sein Name Bodhi, abgekürzt Bobaum, wurde demselben, weil unter ihm Gautâma „Bodhi", d. h. „Erleuchtung und Erkenntnis" fand. Deshalb sind unter dem Bodhibaum auch stets einige Fuß hohe Steinwälle oder Holzeinzäunungen errichtet; sie repräsentieren den „wunderbaren Thronsitz", den „Bohimanda", auf dem der „Bodhisattwa" säß, d. h. dasjenige Wesen, welches bestimmt ist, Erleuchtung und Erkenntnis zu empfangen und sie hier findet.

Der Bodhi oder Bobaum ist eine Feigenart, „Ficus religiosa". Seine Blumen sind liebliche weiße Glocken mit gelben Pistillen. An einem langen Stiel hängt das herzförmige, langgeschweifte Blatt leicht und silberhell am

Baum. Es bebt unaufhörlich wie Espenlaub aus teilnehmender Freude — sagt der Buddhist — darüber, daß unter seinem Schatten Gautâma die vollendete Weisheit erlangte. Der Bobaum bildet nicht wie die Banyane („Ficus indica") Luftwurzeln. Er wächst leicht auf Mauern, Häusern und in den Spalten anderer Bäume. Man nennt ihn auch wohl Pimpalbaum; als solcher ist er der Schlange Kobra geweiht. Als nämlich Gautâma einst unter dem Bobaume saß und die sengenden Sonnenstrahlen zwischen den feinen bebenden Blättern auf sein Haupt niederbrannten, kam der Schlangenkönig Mucilinda und blähte seine „Haube" schützend über den Sinnenden aus.

Der Bobaum von Anuradhapura hat ganz Ceylon mit Ablegern versorgt, und die lückenlose Tradition seiner Geschichte macht es glaubhaft, daß es wirklich noch immer derselbe Baum ist, der aus dem heiligen Reis erwuchs, das Sanghamittha vom Ganges brachte.

Der weite Hof, in dem einst die von Tisso erbaute Maha Wihara stand, und mit deren Namen jetzt der Bobaum bezeichnet wird, ist eine wunderbar stimmungsvolle Stätte. Unter Bäumen und Sträuchern liegen Skulpturen aller Art. Im zitternden Schatten des heiligen Baumes, von Lianen und Schlinggewächsen geheimnisvoll verschleiert, scheint aus der Erdentiefe ein sinnender Buddha hervorzusteigen. Wie aus dem Schoß der Vergangenheit richtet er sich auf. Beschauliche Ruhe liegt auf seinen schönen Zügen. Der weltabgewandte Blick schweift über uns hinweg in rätselhafte Fernen.

Der heilige Bobaum, dessen Schößlinge einen lieblichen Hain bilden, wächst wie aus einem riesigen Blumentopf hervor. Eine sich dreifach verjüngende Terrasse bildet den „wunderbaren Thron", zu dem breite Stufen emporführen. Ehe man dieselben betritt, überschreitet man den für jene Zeit charakteristischen „Mondstein", der allen Treppenstufen und Toren vorgelegt ist. Er ist ein halbkreis-

förmiger Stein, über den sich konzentrische Halbkreise ziehen. In die einzelnen Abteilungen sind Pferde, Büffel, Elefanten, Löwen oder Gänse — der heilige Vogel der Buddhisten — abwechselnd eingeschnitten. Rechts und links schließen die Halbkreise mit Lotosblumen und Blätterranken ab. Zu beiden Seiten des Mondsteins stehen „Prellsteine", 1½ Meter hohe, abgerundete Steinplatten, in denen der „Dwarpal", der Türhüter, eingehauen ist. Man versteht darunter eine Gestalt mit eingeknickter Hüfte, die sehr an die indische Darstellungsweise erinnert. Der Kopf des Wächters ist von einer siebenköpfigen Kobra mit aufgeblasenem Halsschild (Haube) geschützt. Zu seinen Füßen hockt ein grotesker Zwerg. Wie der Türhüter, so trägt auch das Treppengeländer indischen Charakter und erinnert an jenes, welches die Stufen des heiligen Schreins in Tanjore schmückt. Aus dem Rachen eines Löwenkopfes zieht sich ein Elefantenrüssel schlangengleich nach abwärts und verläuft hinter dem „Dwarpal" in eine Schnecke.

Wir steigen die verfallene Treppe zur oberen Terrasse hinauf, die mit einem Eisengitter umfaßt ist. Ein kleiner Altar lehnt an dem alten heiligen Baumstamm. Stark duftende Blumen liegen über ihn hingestreut. Zarte Farne, Jasmine, lange gelbe Glocken der „Allamanda", weiße Sterne der Tempelblume, süßer, bernsteinfarbiger Champac und federähnliche Blüten häufen sich in leuchtender Fülle. Ein Priester im gelben Gewande schreitet mit ruhiger Würde zum Altar. Feierlich legt er Blumen und Früchte als Opfer nieder. Unzählige Aeffchen huschen über die Plattform, schwingen sich in die Zweige der eisgrauen Majestät und stürzen sich gierig auf die lockenden Bananen, die in blinkenden Gefäßen zwischen der Blumenfülle stehen. — Ein geheimnisvolles Flüstern säuselt durch das uralte Geäst. Feine Silberblätter fliegen über die Terrasse. Andächtig neigt sich der Priester und hebt sie liebevoll auf. —

Bewegt von dem ungeheuren Alter deſſen, was uns umgibt, verlaſſen wir den „Maha Wihara“ und treten in den zunächſtliegenden Erzpalaſt. Staunend ſteht man in einem Wald von ſteinernen Säulen. Der „Lowa Maha Paya“ oder Erzpalaſt verdankt ſeinen Namen den Metallplatten, mit denen das Dach belegt war, und gilt für eines der größten Prunkgebäude, die jemals exiſtiert haben. Er hatte neun Stockwerke zu je hundert Zimmern, und in den neunhundert Gemächern wohnten lauter Prieſter. Der Bau muß eine Art Stufenpyramide geweſen ſein, ähnlich dem Grabe Akbars in Sinkandarah. Die 1600 Granitmonolithe ſollen eine Terraſſe getragen haben, auf der die aus leichterem Material gefertigten übrigen Stockwerke ſich erhoben. In der Mitte des Palaſtes lag ein herrlicher Saal mit goldenen Pfeilern, die auf Löwen und Elefanten von gleichem Metall ruhten. Die Wände waren mit Blumenmoſaiken aus funkelnden Edelſteinen geſchmückt und von Perlengirlanden umzogen. In der Mitte der Halle ſtand ein reich geſchnitzter, koſtbarer Elfenbeinthron. Zu ſeinen beiden Seiten waren Sonne und Mond angebracht. Hier ſaß unter einem weißen Ehrenſchirme, dem Sinnbild der Herrſchaft, der hohe Prieſter.

Dutthagamini (164 vor Chriſti Geburt) iſt der Erbauer dieſes Wunderwerks. 100 Jahre früher hatte Mahindo, der erleuchtete Prophet Tiſſos, den Bau des Tempels vorhergeſagt. Als Dutthagamini von ſeiner Weisſagung vernahm, ſuchte er — wie in der „Mahavanſo“ erzählt wird — nach derſelben und fand ſie auch mit Hülfe der Prieſter verſteckt in einer Vaſe des Palaſtes. Auf goldener Tafel ſtand ſein Name als Erbauer des Tempels prophezeit, und eine großartige Schilderung war über den zukünftigen Palaſt beigelegt, der den Prieſtern geweiht werden ſollte. Der König, hochbeglückt durch dieſe göttliche Auszeichnung, verſammelte ſeine Prieſterſchaft und verſprach, den Bau auszuführen, falls genau feſtgeſtellt würde, von welcher

Art jener Palaſt ſei, den die göttlichen Geiſter oder Dewas bewohnen. Flugs machten ſich acht Prieſter auf die himmliſche Reiſe, um den Bauplan zu holen, und brachten denſelben unverzüglich zurück. Auf einem Blatt war er mit rotem Stift fein ſäuberlich aufgezeichnet. Der König, gar nicht erſtaunt ob des leichten Verkehrs zwiſchen Himmel und Erde, baute, ohne durch Fragen läſtig zu werden, und in der Hoffnung, einſtmals nach ſeinem Tode in „Dewa Loka", dem Urbild ſeines Bauwerkes einzuziehen. Die wunderbare Pracht der Ausſtattung war der Grund zu häufigen Plünderungen und dem frühen, gänzlichen Verfall des Palaſtes. Far Hiam, der chineſiſche Weltreiſende, ſah ihn 421 nach Chriſti Geburt noch teilweiſe erhalten, und ihm verdankt man ſeine Schilderung. — An der Verbrennungsſtätte der alten Könige vorbei, gelangen wir zu dem „Pfauenpalaſt". Sein ſtolzer Name iſt alles, was von ihm übrig geblieben.

Hatte uns ſchon der Erzpalaſt durch die Beſchreibung ſeiner phantaſtiſchen Verhältniſſe verwirrt, ſo näherten wir uns ganz verblüfft der ungeheuren Glocke, die ſich in ſtupender Höhe zum Himmel erhebt. Es iſt die „Ruanwelli" oder „Goldſtaub-Dagoba", die ſo hoch wie die St. Paulskirche in London iſt. Aehnlich dem Erzpalaſt iſt ſie infolge einer geſchickt inſzenierten Prophezeiung vom König Dutthagamini errichtet worden. Wunder begleiteten ihren Bau. Ein Erdbeben verkündete die Grundſteinlegung. Das Baumaterial flog durch die Luft, was vielleicht als poetiſche Wendung für die Tatſache gelten könnte, daß damals gerade in der Nähe eine große Menge Ziegelerde gefunden wurde.

Die Dagoba iſt charakteriſtiſch für alle buddhiſtiſchen Länder. Durch ſolche verlaſſene oder nicht mehr verehrte Schreine iſt es möglich, zu konſtatieren, wo Buddhas Lehre geherrſcht hat, ſelbſt dort, wo ſeine Religion nicht mehr exiſtiert oder der Name des Stifters überhaupt vergeſſen

iſt. Ob ſie Stupen oder Topen uſw. genannt werden, ob ſie in Indien, Ceylon, Java oder in Japan ſtehen, überall zeigt „das Grab der Reliquien" dieſelbe Form, wenn auch mit geringen Abänderungen. Die Ruanwelli-Dagoba kann man als Typus für die auf Ceylon üblichen Reliquienſchreine bezeichnen. Der glockenförmige Bau iſt aus ſolidem Mauerwerk hergeſtellt und war einſt mit Chunam — einer Art Emaille, ſo hart wie Elfenbein — überzogen und glänzend weiß poliert. Er umſchließt einen Hohlraum, in dem die Reliquie (ein mit Perlen und Edelſteinen gefaßter Schulterknochen Buddhas) niedergelegt iſt. Dieſer „geränderte Spitzkegel", wie man die Form der Dagoba auch nennen kann, ſteht auf einer quadratiſchen Terraſſe, welche auf einem dreißig Meter tiefen Unterbau ruht. Letzterer beſteht aus Lagen von gehärtetem, mit Chunam gemiſchtem Stein, aus Platten von Eiſen und Kupfer und aus Millionen Tonnen Mauerwerk, das von Elefanten mit ſorgfältig durch Lederſchuhe geſchützten Füßen niedergeſtampft wurde. — Der Umgang zwiſchen der Terraſſe und äußeren Umwallung heißt „Elefantenpfad", weil unter der Terraſſe Elefanten ausgehauen ſind, als ob ſie mit Kopf und Vorderfüßen aus dem Mauerwerk brächen. Vor der Treppe, welche auf die Terraſſe führt, liegt ein beſonders ſchöner, gut erhaltener Mondſtein.

Auf der Terraſſe iſt eine Art Muſeum arrangiert. Bemerkenswerte Ueberreſte glanzvoller Zeit, als reich verzierte Altäre, Simſe, ſteinerne, kunſtvoll beſchriebene Platten, Elefantenköpfe, kleine, wohl als Vorbilder gedachte Dagobas, ſchöne Buddhaköpfe und überlebensgroße Königsfiguren ſtehen und liegen herum. Dieſe Steinſtatuen ſind zweifellos Porträtfiguren. Beſonders gut erhalten und erſt kürzlich aufgefunden, feſſelt vor allem Dutthagamini den Blick. Sein fein gefälteltes Gewand fließt in einfacher Drapierung von den Schultern herab. Neben ihm ſteht Batiatiſſo, von dem Major Forbes, der engliſche Altertumsforſcher, ſagt,

„daß er den Ausdruck eines Fanatikers habe, welcher, auf den Himmel hoffend, die Erde zur Hölle gestaltet.“ Nicht weit von seinem Standplatz werden uns Vertiefungen gezeigt. Es sind die Spuren der königlichen Knie, die sich infolge der langen Andachten in den Stein gruben. Neben diesen Zeichen übermenschlicher Frömmigkeit dringt aus dem Spalt zwischen den Granitsteinen ein blattloser Baum hervor, der weißblühende Sterne trägt, die heilige Tempelblume, die gespenstig an scheinbar abgestorbenen Aesten wächst. Die Schönheit der Ruanwelli-Dagoba liegt in ihren Proportionen, d. h. in dem Verhältnis zwischen der Größe der Terrasse und jener der Glocke. Trotz ihrer Masse baut sie sich frei und leicht empor. In feierlicher Ruhe und Erhabenheit hebt sich der Bau majestätisch gegen den lichtblauen Himmel ab.

Die innere „circular road“ führt uns nun zu der „Thuparama-Dagoba“, die als der älteste Reliquienschrein gilt. Sie soll von Tisso errichtet worden sein und ist, obwohl sie weit über zweitausend Jahre steht, ganz merkwürdig gut erhalten. Ein Schenkelknochen Buddhas liegt in ihr verwahrt. Die Thuparama-Dagoba ist kleiner als viele andere auf Ceylon. Sie übertrifft dieselben aber alle an „Eleganz und Einheit der Zeichnung, an Schönheit der Detailskulpturen und durch ihre graziösen Säulen“. Vier schlanke Säulenreihen, welche nach außen an Höhe abnehmen, ziehen sich in konzentrischen Kreisen um sie herum. Man vermutet, daß dieselben als Träger für ein Dach dienten, oder, daß man Querbalken auf sie legte, welche dann zum Aufhängen von Bildern benutzt wurden, die Szenen aus der buddhistischen Geschichte darstellten. Major Forbes sagt, obwohl die Einfachheit das hervorragende Charakteristikum des Restes altsinghalesischer Architektur sei, so könnten sich doch ihre Bildhauerarbeiten — immer das gleiche Material voraussetzend —, was Tiefe und Schärfe des Schnittes anbelange, mit den besten Arbeiten

moderner Kunſt meſſen, wogegen die Behandlung des figürlichen, die Lebendigkeit der Bewegung, ſowie die große Korrektheit der Proportionen von den modernen Eingeborenen nicht mehr erreicht würden.

In der Nähe der Thuparama-Dagoba ſtand einſt der „Palaſt des heiligen Zahns", in welchem die Reliquie geborgen lag, als ſie zuerſt nach Ceylon kam und bevor ſie nach Kandy verbracht wurde. Ein kleiner, beſcheidener Erdhügel wird uns gezeigt. Hier ruht die Aſche Sanghamitthas, jener rührenden Geſtalt, die in grenzenloſer Hingebung an ihren Glauben den glanzvollen Hof ihres Vaters Aſoka verließ, um ihre religiöſe Ueberzeugung in ferne, unbekannte Lande zu tragen. Nachdem die liebliche Prieſterin Scharen frommer Frauen belehrt, ihnen die Weihe gegeben und viele Klöſter gegründet hatte, ſtarb ſie in ſtiller Zurückgezogenheit. Sehr im Gegenſatz zu dieſem einfachen Grabhügel ſteht die impoſante Ruheſtätte ihres Bruders Mahindo. Mit ungeheurem Pomp und unter den Tränen eines ganzen Volkes ward ſeine Leiche auf den Berg Mihintale verbracht. Ueberwältigt von Schmerz, entzündete der König ſelbſt den Scheiterhaufen ſeines Lehrers und königlichen Freundes.

Ueberall zwiſchen den Bäumen und Büſchen ragen Säulen, Prieſterhäuſer, Paläſte und Tempel hervor. Hier ſteht auch ein koloſſaler Trog, „Pandou oruna", d. h. „Färberwanne", welcher zum Gelbfärben der Prieſtergewänder diente; etwas mehr nach Norden befindet ſich ein zweiter von rieſigen Dimenſionen. Es iſt der aus einem Granitblock gehauene Elefantentrog, 2½ Meter lang und 1½ Meter hoch und breit. Er wird als Gefäß bezeichnet, in dem die Reisſpenden in Empfang genommen wurden, welche den Hunderten von Prieſtern zufloſſen, die im Bezirk des Tempels verſammelt lebten. Vielleicht war dieſe ungeheure Reisſchüſſel das Pendant zu der unglaublich großen, 62 Fuß langen, 3½ Fuß breiten, 2 Fuß tiefen

„Bowle", die im Erzpalaſt ſteht, in welcher der Lieblingstrank für die tauſend Prieſter des Palaſtes gebraut wurde. Nicht weit von dieſem immenſen Baſſin gewahrt man eine ſargähnliche Steinwanne, in Form und Größe dem menſchlichen Körper nachgebildet, welche der Tradition zufolge dem König als Bad diente, wenn er am Stich eines ſchwarzen Skorpions litt.

Nach den Ruinen zu urteilen, die ringsumher im Grün verſteckt liegen, könnte man meinen, es habe ſich um jeden Tempel eine ganze Stadt gebildet. Zahllos ſind die Namen, mit welchen der Führer dieſen Stein, jene Säule oder jenen Steinbaldachin als Reſte der verſchiedenſten Bauten bezeichnet. Welch ein Leben muß einſt hier geherrſcht haben, und welche Grabesruhe und Totenſtille, welche grenzenloſe Einſamkeit liegt jetzt auf der Stätte herrlicher Vergangenheit. Phantaſtiſche Bilder ſteigen vor uns auf. Wir folgen der Erzählung des gelehrten Eingeborenen, und in märchenhaftem Glanz ſcheint ſich die lange, breite Straße zu beleben. Triumphbogen, mit aus Gold und Silber gewobenen Flaggen geziert und mit Blumen umwunden, überwölben ſie. Weiß „wie der Kern einer Kokosnuß" leuchtet der Mittelpfad, während rechts und links die Fußwege mit ſchwarzem Sand beſtreut ſind. Zu beiden Seiten der Straße ſchlingen ſich grüne Girlanden von Maſt zu Maſt. Zwiſchen Niſchen aus grünem Laub, in denen koſtbare, Lampen tragende Statuen aufgeſtellt ſind, ſtehen ſilberne Duftvaſen und goldene Becken, gefüllt mit Blumen. Unter dem Brüllen der Elefanten, dem Wiehern und Stampfen der Pferde, dem Schlagen des Tamtams und unter dem Klange der Zimbeln und Muſchelhörner jauchzt die endloſe Prozeſſion daher. Es rauſcht wie das Rollen des brandenden Meeres. Der Ruf „Saadhu", „Lange lebe der König", ſchallt durch die Luft. Duftender Weihrauch ſteigt zum Himmel auf. An der Spitze des Zuges erſcheint der mächtige König; ihm zur Seite die liebreizende

Königin. Sie tragen goldene Kronen. Auf ungeheuren, pomphaft aufgeschirrten Elefanten thronen sie in prunkvollen Türmen. Ihnen voran wandeln reich geschmückte Jünglinge und holde Jungfrauen. Sie tragen Fahnen und Früchte oder streuen Blumen. Hinter den Elefanten schreitet die Leibwache des Königs: Heldengestalten, Halbgötter, die mit einem Hieb ihres mächtigen Schwertes den Körper des Elefanten zu spalten vermögen. Ihnen folgen von weißen Zeltern gezogene schimmernde Wagen. Unter weißen und roten Ehrenschirmen sitzen die Großen des Reiches. Priester, Mönche, Nonnen, Pilger und Kriegsvolk, eine unzählige Menge von Tänzern, Taschenspielern und Musikanten jeder Art und jeglicher Nation drängen nach. Es ist Neumondfest. Sie ziehen zur Jettavara-Dagoba, die, über und über mit Büschen lieblich duftenden Jasmins bedeckt und in eine ungeheure schneeige Blütenlaube verwandelt, riesengroß sich zum Himmel emporhebt.

Doch nicht bloß heute allein wogt in der „via sacra" solch festliches Gepränge, nein, in dieser Zauberstadt wird jeder Tag zum Feste, und die Straßen prangen endlos neu in frischem Blumenschmuck und Kranzgewinden. In dem sagenumwobenen wunderbaren Priesterreich von Anuradhapura fließt das ganze Jahr als ein einziger langer herrlicher Feiertag festlich dahin. Kaum ist es möglich, sich von der Glanzperiode Anuradhapuras, von seiner Weitläufigkeit, seinem Luxus eine Vorstellung zu machen. Die ganze Stadt war in ihrer immensen Ausdehnung von einer Mauer umschlossen, und die Bauten Tissos und Dutthagaminis bildeten den Mittelpunkt derselben. Von Nord nach Süd, von Ost nach West durchquerten sie sechzehn Meilen lange Straßen. Da gab es eine Mond-, Königs-, Fluß- und Ochsenstraße, und in der Mondstraße standen z. B. allein elfhundert zweistöckige, reich ornamentierte Häuser. An den Kreuzungen dieser Straßen waren Lehrhallen erbaut. Priester riefen aus goldenen Muscheln die

Menge zum Gebet oder, um das „Geſetz“ zu hören. Seen und Tanks waren angelegt, wie wir ſie heute noch in der Nähe der Ruanwelli-Dagoba ſehen. Bewäſſerungskanäle durchzogen die Wieſen und Anlagen, die in ihrer duftigen Pracht die ganze Stadt zu einem paradieſiſchen Garten machten.

Vorbei iſt aller Glanz des Lebens. Von dichtem Dſchungelgrün überwachſen, liegt die vielſagende Trümmerwelt in einſamer Verlaſſenheit. —

Die Hitze iſt unerträglich. Es iſt ein Uhr, als wir matt und müde ins resthouse treten. Hier erwartet uns das lunch, Suppe aus Mooswaſſer, ein paar mit ranziger Kokosnußbutter zubereitete Sumpfgerichte, dazu verſchimmeltes Brot. Als Getränk lauwarmes Sodawaſſer. Der Kaffee iſt ungenießbar. Nach dieſen kulinariſchen Genüſſen pflegen wir ein paar Stunden der Ruhe.

Auf vier Uhr iſt der Wagen beſtellt, mit dem wir eine Rundfahrt über die äußere „circular road“ unternehmen wollen. Aber was für ein ſonderbares Gefährt erſcheint! Den einzigen Wagen mit dem einzigen im Orte verfügbaren Pferde hatte bereits der „gekränkte Engländer“ zu einer Tour nach Mihintale gemietet. Allerdings ſehr zu ſeinem Schaden. Das bockige Pferd ging nicht vorwärts, ſondern im Kreiſe, und er mußte die acht Meilen nach dem Felſentempel größtenteils zu Fuß zurücklegen. Für uns blieb nur ein „bullockcart“. Auf zwei hohen Rädern wippt ein langer Tunnel aus geflochtenen Palmblättern auf und nieder. Ein paar kleine Zebuochſen ſind der „abſonderlichen“ Equipage vorgeſpannt. Der Kutſcher ſitzt zwiſchen den Zugtieren auf der Deichſel. Er ſpringt ab, um den Karren zurückzuhalten, wenn der Weg abwärts, oder mitzuziehen, wenn er aufwärts führt. Unter dem halbkreisförmig gewölbten Palmendach ſtehen drei Wiener Rohrſtühle und eine kleine Kiſte, welche zugleich dem Führer als Sitz und uns als Stufe dient, um ein- und

auszusteigen. Mit einem schwachen Trabversuch beginnt die Fahrt. Der Tunnel wiegt sich auf und ab, schwankt von rechts nach links. Die Stühle, auf denen wir sitzen, rutschen hin und her. Wir stoßen uns gegenseitig die Köpfe, sinken uns unfreiwillig in die Arme und sind froh, als sich die mutwilligen Oechslein zu einer ruhigeren Gangart bequemen.

Auf gut gehaltener Straße fahren wir durch ein wundervolles Parkland, das außerdem von grasigen Wegen durchkreuzt wird, welche die einzelnen Sehenswürdigkeiten verbinden. Zahllos sind die Ruinen, die im Dschungel in kleineren und größeren Lichtungen angehäuft stehen und liegen. Vor allem sind es die „Pokunas", die Badeplätze der Priester, der Könige und der Laien, die wir heute besuchen. Jedes Kloster, jeder Palast und jedes Wohnhaus hatte sein eigenes Bad. Als ganz besonders interessant gilt das „Kuttam Pokuna". Es ist ein Zwillingsbad, welches einen merkwürdigen Beweis für den großartigen Luxus in damaliger Zeit liefert. Durch einen grün bewachsenen Pfad getrennt, liegen zwei schön gebaute Tanks dicht nebeneinander. Mit Steinplatten belegte Terrassen fassen sie ein, und mehrere Treppen mit hübschen Geländern führen in das Bassin hinab. Einer der beiden Tanks ist restauriert, während der andere in seinem verfallenen Zustand wohl den Archäologen zum Studium reserviert bleibt. Ebenso wie das „Kuttam Pokuna" ist auch das Königinnenbad bemerkenswert, welches eine Nische zeigt, die direkt am Wasserspiegel liegt und als der Raum bezeichnet wird, in dem die Königin ihre Gewänder ab- und anzulegen pflegte.

Alle paar Minuten müssen wir aus dem Tunnel kriechen. Kaum, daß wir, von dem Anblick irgendeines Badeplatzes der Priester, der Königin oder der Elefanten befriedigt, abermals unter unser Schattendach geklettert sind, befiehlt der Führer: „Bitte aussteigen, hier ist ein Tempel zu sehen." Wir turnen zurück auf die Straße und stehen vor einem

ungeheuren Grashügel, unter dem die dreihundert Fuß hohe Dagoba verſchüttet liegen ſoll, die einſt von Walagambâhu zum Andenken an die glückliche Errettung ſeiner Gattin aus malabariſcher Gefangenſchaft errichtet worden war. Oder es heißt: „Dort iſt ein Palaſt zu beſichtigen.“ Wiederum krabbeln wir aus dem Schacht heraus, in dem man nur ganz gekrümmt ſtehen kann, und werden vor eine Plattform geführt, auf der ein paar Dutzend geborſtene Säulen ſtehen. Bald müſſen wir hierhin, bald dorthin gehen, immer ein- und ausſteigen.

Unſer Führer Srumini iſt ein kluger, elegant ausſehender Singhaleſe. Aber er verlangt zu viel von unſern akrobatiſchen Fähigkeiten. Er war Schullehrer, verlor jedoch ſeinen Poſten, weil er dem Trunk verfiel und, ſtatt alltäglich in die Schule zu gehen, jeden dritten Tag bewußtlos im Graben aufgefunden wurde. Es iſt ſchade um den Mann! Halb Gelehrter, halb Poet, weiß er viel wahre, viel ſagenhafte Dinge aus grauer Vorzeit zu erzählen, als noch froh bewegtes Leben in der heute unſichtbaren Königsſtadt wogte. — Wie mit großen Scheuklappen fahren wir einher. Gelüſtet es uns wirklich einmal, mehr als das braunrote Genick unſeres Kutſchers zu ſehen, müſſen wir uns den Hals verrenken und können dann doch nicht mehr als ein paar Bäume erblicken. Schließlich werden wir dieſer läſtigen gymnaſtiſchen Uebungen müde. Mit einem kühnen Sprung verlaſſen wir den Karren, um den übrigen Teil des Weges zu Fuß zu gehen. Trotz der vorgerückten Nachmittagsſtunden hat es noch immer dreißig Grad Reaumur im Schatten. Langſam folgen wir einem grasbewachſenen Weg.

Unter einer von bunt blühenden Lianen überwucherten Tamarinde ſteht ein reizender kleiner Baum. Vier ſchlanke Säulen tragen ein flaches Dach mit verzierten Architraven, feinen Simſen und hübſchem Fries. Die Linien der Skulpturen ſind trotz der Jahrhunderte, während derer ſie den

Elementen preisgegeben waren, noch so wundervoll erhalten, als ob sie erst kürzlich gemeißelt worden wären. Der zierliche Baldachin muß einem Königspalast angehört haben, denn der Architrav ist mit dem zu Ranken verschlungenen Boblatt verziert. Dieses Blatt galt als so heilig, daß es nur auf dem königlichen Palast und auf den Gegenständen abgebildet werden durfte, die dem persönlichen Gebrauch des Herrschers dienten. — Nun gelangen wir zu einem wundervollen Festsaal mit herrlichem Laubdach. Zwischen einer Gruppe aufrechtstehender hoher Monolithe wachsen mächtige Bäume empor. Die Dschungelrebe windet sich zu grünen Girlanden und schlingt sich in großen Bogen festlich von Säule zu Säule. — Wir gehen weiter und weiter. Wohin wir blicken, gewahren wir Säulen, Mondsteine und Trümmer.

Eine schwermütige Ruhe liegt auf der versunkenen Märchenstadt. Nur der herbe Schlag des scheuen Dschungelvogels tönt leise aus der Ferne. Die Luft ist feucht und schwül. Etwas geheimnisvoll „Wartendes" durchdringt die stimmungstiefe Dschungelpoesie. Mit einer gewissen Befangenheit blicken wir um uns, spähend, ob sich die üppige Tropenwildnis nicht teile und Gestalten längst verklungener Zeiten aus dem undurchdringlichen Grün hervorbrechen. — Wie gebannt, bleiben wir plötzlich stehen. Dort, aus dem düsteren Zwielicht des Dickichts steigt eine geisterhafte Erscheinung vor uns auf. Ein gigantischer Buddha erhebt sich grau und ernst mitten in der Tiefe des Waldes. Feierlich kehrt er die Handfläche gegen uns und scheint dem weiheloſen Fremdling seinen neugierig nahenden Blick zu verwehren. In schattenhafter Größe steht der „Vollendete" vor uns. Kein Laut dringt durch die Einsamkeit. Selbst der unermüdliche Dschungelvogel ist verstummt. — Alles schweigt. — Es ist totenstill — wie verwunschen stehen wir inmitten dieser fernen, ausgelebten Welt. Die grünen Baumwände scheinen auf uns einzudringen, uns erdrücken und,

wie alles, was einſt auf dieſer wunderſamen Stätte ſtand, verſchlingen, begraben zu wollen. Die luftloſe Eingeſchloſſenheit des Dſchungels beklemmt die Bruſt, man glaubt, zu erſticken.

Die Sonne iſt bereits untergegangen, als wir das resthouse erreichen. Wie ausgeſtorben liegt es im ſtillen Garten unter den hohen Bäumen. Auf die Ankunft der Poſt, die mit einer Verſpätung von zwei oder drei Stunden erſt gegen elf Uhr eintreffen ſoll, wird mit dem Dinner nicht gewartet. Ermüdet, bilden wir eine ſchweigſame Tafelrunde, in welcher der „gekränkte Engländer" aber fehlt. Er iſt mit dem rundziehenden Pferde von ſeiner Tour nach Mihintale noch nicht zurückgekehrt. Die Temperatur bleibt heute bis zum ſpäten Abend unerträglich heiß. Vergebens ſuchen wir unter der Veranda in den bequemen Singapurſtühlen Kühlung. Der unermüdliche Ruf des Dſchungelvogels klingt wie der Schlag des Hammers in einem nahen Steinbruch quälend durch die ſchwüle Nacht.

Ich bin heute kaum fähig, meine täglichen Aufzeichnungen zu machen. Gänzlich ermattet gehe ich früh zur Ruhe — doch nur kurz war der Schlaf. Nach kaum einer Stunde werde ich durch das Poltern der ankommenden Poſtpaſſagiere geweckt. Die Zimmereinteilung paßte den neuen Gäſten nicht. Betten werden hin- und hergetragen, und die Unzufriedenen räſonnieren. Auch die Hunde der Nachbarſchaft ſind erwacht und rebellieren. Erſt kläffen ſie die Fremden, dann den Mond an. Eben haben ſich die Hunde beruhigt, da beginnt das unheimliche Bellen der Schakale, die das Haus umkreiſen. Das kann eine heitere Nacht werden, denke ich mir. Da fällt ein Schuß. — Lautloſe Stille folgt. Wie die Wehklage eines Sterbenden, eines Erſtickenden, dringt ein gräßlicher Verzweiflungsſchrei durch die ſchweigende Nacht. — Ein Stöhnen — und dann nichts mehr. — Der Mond ſcheint geiſterhaft in den kleinen grünen Hof vor meinem Fenſter. Dunkle Schatten huſchen unhör-

bar vorüber! Welch grauſe Tat mochte da draußen im finſteren Dſchungel geſchehen ſein? — Neugierde und Furcht hielten mich eine Weile wach, dann ſiegte die Müdigkeit, und ich ſank in tiefen Schlaf.

8. Februar. Heute morgen erkundige ich mich ſogleich nach dem Unglück, das ſich dieſe Nacht ereignet haben mußte. „Unglück?" wiederholte der Boy blödſinnig, und ſieht mich verſtändnislos an. „Der Schuß, wen hat er getötet?" fragte ich. „Ach, lady, den hat ein Engländer abgefeuert, um die Schakale zu verſcheuchen." „Aber der Verzweiflungsſchrei, die Klage, das Stöhnen eines Menſchen, woher kam dieſes?" frage ich weiter. Entſetzt wendet ſich der Boy ab, und lebhaft geſtikulierend beteuert er, nichts gehört zu haben. „Poor lady," flüſtert der gute Charley. Mein Schickſal war beſiegelt. Es war der „Teufelsvogel" geweſen, und wer ſeinen Warnungsruf hört, der muß ſterben. Das war ja eine recht angenehme Enthüllung. Aber ich will durchaus nicht ſterben, ſondern vielmehr den Todesverkünder ſehen. Man ſagt mir, daß dies unmöglich ſei. Deshalb wird er wohl auch ſo gefürchtet ſein. Niemand hat je den unſichtbaren Vogel geſehen. Die wenigen, die ihn aber dennoch ſahen, beſchreiben ihn als eine Eulenart, deren buntes Gefieder ebenſo herrlich ſei, wie der Geſang des Vogels gräßlich und abſcheulich klingt.

Es iſt Sonntag. Um 6½ Uhr erſcheint der wippende Tunnel. Wir beſteigen den dunkeln Schacht mit der Ausſicht auf das braunrote Genick des Tamilen. Langſam ſetzen wir uns in Bewegung. Die Straße führt an Dagobas, Klöſtern und Pokunas vorüber. Einer dieſer verlaſſenen Badeplätze iſt ganz beſonders reizvoll. Inmitten dichten Baumgeſtrüpps liegt unter wundervollem blauem Himmel ein lieblich mit Nymphäen überzogener Teich. Nicht weit von dieſem blumenbedeckten Weiher gewahren wir wieder eine jener einſam im Walde aufgeſtellten Buddhafiguren.

Schwarz und riesengroß sitzt der „Erleuchtete“ unter mächtigen Bäumen. Seit Jahrtausenden sinnt er mit trübem Lächeln vor sich hin. Im Schattenspiel des sanft bewegten Laubes scheinen sich seine Züge zu beleben.

Nach einer Stunde Fahrt verläßt die äußere „circular road“ den Dschungel, um alsdann an einem großen See entlang zu führen. Es ist der Bassawa-kulam (kulām und wāwa bedeutet See), einer der acht großen Tanks, die einst in Anuradhapura lagen. Von allen Bauten, welche die singhalesischen Fürsten ausführten, haben keine staunenswertere Spuren hinterlassen als ihre Bewässerungswerke. Es ist ein merkwürdiges System künstlicher Seen, Tanks und Kanäle. Mit Umsicht und Geschick waren sie über das ganze Land verteilt und bewässerten es nach Bedarf, ihm die dreimalige Jahresernte sichernd. Gesundheit, Kraft, Reichtum und Blüte des singhalesischen Reiches stand und fiel mit dem richtigen Funktionieren dieser Wasseranlagen. In den Seen wurden die in sie geleiteten Flüsse gestaut und der niederfallende Regen aufgefangen. Meistens waren die Bodenverhältnisse bei der Anlage der künstlichen Seen ausgenützt, das abfallende Terrain durch einen Damm abgeschlossen worden.

Der „Kalawāwa“, welcher heute, wie vor zweitausendfünfhundert Jahren, die Zentralnordprovinz der Insel mit Wasser versorgt, ist der zweitgrößte Tank Ceylons. Bei einem Umfang von sechzig Kilometern nimmt er drei große Flüsse in sich auf. Ein kolossaler, elf Kilometer langer und sechzig Fuß hoher, von riesigen Steinblöcken und Erde aufgeführter Damm schließt ihn ab. Eine zwanzig Fuß breite Straße führt über ihn hin. Alle Tanks oder künstlichen Seen wurden nach dem gleichen Prinzip angelegt. Die Dämme sind mit Schleusen versehen, welche den Abfluß des Wassers regulieren.

Im Norden Ceylons liegt ein Tank, „der Wanny“ oder Riesensee, der erbaut wurde, um der dortigen Be-

völkerung, welche nur alle drei Jahre auf eine Ernte rechnen durfte, für den jährlichen Ertrag ihrer Felder Gewähr zu leisten. Dieser „Riesentank" hatte die Größe des Genfersees. Allein, er trat niemals in Funktion. Infolge falscher Berechnung der Höhenverhältnisse wurde das Wasser nicht gestaut, sondern verlief sich. Die Holländer fanden seinerzeit auf dem Terrain des Tanks vierundzwanzig armselige Dörfer angebaut.

Unter Prakkrama (1253 n. Chr. Geb.), dessen Regierung als eine Renaissance für Ceylon geschildert wird, wurden eintausendvierhundertundsieben Tanks zum allgemeinen Gebrauch, hundert Tanks für Klöster erbaut und außerdem eintausenddreihundertfünfundneunzig Tanks restauriert. Der König erkannte die Wichtigkeit des Bewässerungssystems, die Tragweite seiner Erhaltung. Ueber das ganze Land verteilte er „Merksteine", deren Inschriften die Pflege der Tanks anbefahl. Auf manchem Felsen sieht man die Mahnung eingemeißelt. Als man aufhörte, ihrer zu achten, sank Macht und Reichtum dahin. Nur durch den Königsdienst „Raja Kariya" war die Erbauung und Erhaltung der großartigen Wasseranlagen möglich gewesen. Dieser zwang jeden einzelnen Untertanen zu einem fünfzehntägigen Frondienst im Jahr, und verpflichtete die Dorfgemeinde zur Instandhaltung ihrer Tanks. Mit der laxeren Behandlung des „Raja Kariya" begann der Verfall der Tanks. Mit seiner Aufhebung traten entsetzlicher Wassermangel, Mißernten und Hungersnot ein, denen verheerende Seuchen folgten. Ganze Dörfer starben aus.

In Erkenntnis der Gefahren, welche die Vernachlässigung der Wasserwerke mit sich führt, begann die englische Regierung vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren mit der Wiederherstellung der alten Anlagen. Jeder Gouverneur der Insel sucht, wie die alten mächtigen singhalesischen Fürsten, seinen Ruhm im Ausbauen und im Anlegen von Irrigationswerken. Sir Arthur Hamilton Gordon war es,

der 1888 vor allem die Notwendigkeit erkannte, den „Kalawäwa" und den „Yoli-Ela", den Riesenkanal, wieder herzustellen. Dieser sechsundachtzig Kilometer lange, vierzig Fuß breite Kanal versorgte einst während seines Laufes aus dem „Kalawäwa" nach Anuradhapura achtzig große Dorftanks mit Wasser, und speiste schließlich, abgesehen von zahllosen kleinen, die drei großen Tanks der alten Hauptstadt, den Kalawäwa, den Bassawa-kulam und den Bulankulam. Der Tissawäwa, an dem die Ruanwelli-Dagoba liegt, ist im dritten Jahrhundert vor Chr. Geb. von Tisso erbaut. Alle andern Tanks der Stadt wurden durch ihn mit Wasser versehen. Drei derselben sind restauriert und heute wieder im Gebrauch. Streng sind sie den verschiedenen Bedürfnissen zugeteilt. Einer der Tanks ist zum Baden für Mensch und Tier, der zweite zum Waschen der Gewänder bestimmt, während der dritte als Reservoir für Trink- und Kochwasser dient. Jeden Sonntag, so sagt unser Führer, werden die Tanks in den Yoli-Ela abgelassen, worauf frisches Wasser in dieselben eingeführt wird. Dem Tissawäwa selbst darf sich niemand nähern, kein Tropfen Wasser darf aus ihm benutzt oder geschöpft werden. Durch diese Maßregeln hofft die Regierung der Verunreinigung des „gesegneten Wassers" vorzubeugen.

Soweit es sich um die Bewässerung der Reisfelder handelt, scheinen die Irrigationswerke auf der Insel vorzüglich zu funktionieren. Ueberall bedeckt das Land ein smaragdgrüner Teppich aufkeimenden Reises. Mit dem Trinkwasser aber steht es nicht ganz so günstig. Für den Europäer ist es niemals genießbar. Kaum daß man es als Waschwasser ohne Gefahr gebrauchen kann. Selbst der Eingeborene leidet vielfach unter dem halbverfaulten Trinkwasser, ganz besonders im Innern des Landes, wo die Kokosnuß nicht gedeiht und es das einzige durststillende Mittel ist. In Jahren der Dürre entstehen dort, wo die Tanks nicht in Ordnung gehalten worden sind, entsetzliche

Zustände. Das Wasser versickert, und die Bevölkerung kann es nur tropfenweise aus einer Schmutzlache schöpfen. An Baden oder Waschen der Gewänder läßt sich nicht mehr denken, und gräßliche Krankheiten sind die Folge davon. Die furchtbarste Seuche ist ein lepraartiges Leiden, „Parangi" genannt, das mit ähnlichen Erscheinungen verbunden sein soll, wie sie beim Beriberi auftreten.

Der Tank, den wir vor uns sehen, wo die „circular road" aus dem Dschungel tritt, ist der Bassawa-kulam. Wir verlassen den Karren und folgen zu Fuß der Straße, die auf dem Damm hinführt, der den großen reizenden Waldsee staut.

Am jenseitigen Ufer liegt die Jettawara-Dagoba, die wir aber nicht aufsuchen. Eine Dagoba ist ja doch wie die andere. Links vom Damm reihen sich Wälder an Wälder, ein Ozean grüner Baumwipfel. Weit am fernen Horizont glaubt man als blauen Streifen das Meer zu gewahren. Im Vordergrund ragt zwischen bizarr geformten Felsen, tiefem Grün und glitzernden Teichen der von Tisso erbaute „Isuruminiyatempel" hervor. Wir steigen den steilen Damm hinab. Unten liegt geheimnisvoll versteckt ein smaragdgrüner Nixenteich. Er ist ganz mit großen Lotosblättern überwachsen. Auf schlanken Stielen stehen stolze weiße Blüten. Gleich Diamanten funkeln kleine Wassertropfen in ihren Kelchen.

Der in seiner ersten Anlage dem König Tisso zugeschriebene Isuruminiyatempel macht einen höchst eigentümlichen Eindruck. Vor einem seltsam geformten Felsen steht ein modernes Giebelhäuschen, durch das man in den Tempel eintritt. Darüber, und zwar in die Felsen eingebaut, gewahrt man einen ernsten Priesterpalast mit flachem Dach und ganz engen Fensterluken. Auf hoher Felsenplatte erhebt sich, alles überragend, ein Säulentor. Frei zeichnet es sich vom blauen Himmel ab, in den es geradeswegs zu führen scheint. Zu beiden Seiten türmen sich abgerundete Steinblöcke empor.

Links im Hintergrund ſieht man die zum Tempel gehörende, ſchneeweiß getünchte Dagoba. Der Name, Iſuruminiya — von Eiswara = „allmächtiger“ und Muniya = „Asket“ abgeleitet —, den der Tempel trägt, ſoll aus der Zeit ſtammen, als weder der brahmaniſche noch buddhiſtiſche Glaube auf der Inſel bekannt war; er iſt von der urſprünglich ſo genannten Felſenmaſſe auf den von Tiſſo erbauten Tempel mit Wihara übergegangen. Außer ſeinem Namen iſt aber alles andere an dem Bau buddhiſtiſchen Urſprungs. Die Mauern und Felſen ſind mit grotesken Fresken und Skulpturen bedeckt. Der Torwächter Dwarpal erſcheint überall angebracht, und der halbkreisförmige Mondſtein liegt vor Treppen und Toren. Auch ein beſonders großer „Jogaſtein“, wie wir ſchon viele ſahen, wird uns im Hof gezeigt, für „Uneingeweihte“ höchſt verwunderliche Objekte. Der Jogaſtein ſtellt eine viereckige Platte dar, in welche eine gewiſſe Anzahl (neun bis zwanzig) runder Vertiefungen eingemeißelt ſind. Bei den gelehrten Buddhiſten gelten die Platten als Meditationsſteine.

Sie dienten den Mönchen der Vorzeit zu ihren Denkübungen, ſollten ihnen die Selbſtverſenkung erleichtern, ihnen helfen, den höchſten Grad von Heiligkeit, die Erkenntnis ihrer wahren Natur zu erlangen. Die kleinen Höhlungen wurden mit ſüß duftenden Oelen gefüllt, und dann ſetzten ſich jene Mönche oder Asketen, welche das Jogatum erſtrebten, ſtundenlang vor ſie hin. Angeſtrengt blickten die Sinnenden ſo lange auf den Stein, bis vor ihren müden Augen alles flimmerte und ſie Bilder ſahen, welche die Qualen der Hölle zeigten. Hatten ſie alſo die Schreckniſſe des Böſen erblickt, dann hoben ſie die Augen, und geblendet von dem leuchtenden Glanz des Himmels, wähnten ſie die Herrlichkeiten des Paradieſes zu erſchauen.

Die Archäologen ſchreiben dieſen Steinen allerdings einen andern Zweck zu. Sie nehmen an, daß dieſelben zu Geſellſchaftsſpielen gebraucht wurden, bei denen man

Kugeln in die Vertiefung warf, oder daß ſie dazu gedient hätten, Wertſachen — Perlen und Juwelen — in ihre einzelnen Höhlungen aufzunehmen. Als koſtbare Opfergabe wurde die ganze Tafel, wie man glaubt, dann zunächſt der Reliquie unter den Altar eingemauert.

Seitlich am Fuße des Felſens, auf welchem die Dagoba ruht, ſind Baracken aufgeſchlagen, in denen heutzutage die Prieſter wohnen. Wenigſtens kommt von dort her der Pförtner, der uns den Tempel öffnen ſoll. Wie er die Stufen feierlich emporſteigt und vor dem Tempeltor würdevoll ſtehen bleibt, glauben wir faſt, den heiligen Petrus in höchſt eigener Perſon zu erblicken. Gelb gewandet, den gewaltigen Himmelsſchlüſſel im Arm, ſteht er ernſt zwiſchen den Dwarpals und harrt gelaſſen unſeres Erſcheinens. Jetzt ergreift er den halben Meter langen und entſprechend dicken Schlüſſel mit beiden Händen, öffnet das Tor, und läßt uns in eine enge Höhle ein, in der kaum fünf Perſonen Platz finden. Den Altar ziert ein kleiner, aus dem Felſen gehauener Buddha, eingerahmt von zwei alten Figuren, die zu predigen, und vier Elefantenköpfen, die aus der Felswand hervorzubrechen ſcheinen.

Nachdem unſer „Himmelspförtner" ſeinen Rieſenſchlüſſel abgegeben hat und wieder zum einfachen Führer geworden iſt, geleitet er uns auf die Höhe des Felſens. Man zeigt hier oben eine Fußſpur Buddhas, offenbar eine Nachbildung jener auf dem Adamspik. Die Form iſt ſtiliſiert und über einen Meter lang. Eine hübſche Fernſicht erſchließt ſich hier dem Auge. Vor dem Tempel, am Fuß des ſteil abfallenden Felſens, erblicken wir den Tempelhof mit ſeinem heiligen Tank, ein wenig weiter unter überhängenden Bäumen, umgeben von ſaftigen Reisfeldern, einen zweiten und dahinter Wald und Wälder bis ans Ende der Welt. Zwiſchen ſich eng aneinanderſchiebenden Steinwänden klettern wir über ſchmale hohe Stufen hinab. Unter einem vorſpringenden

Felſenrand iſt eine Bank aus dem Steinblock herausgehauen. Irgend ein Mönch hat auf ihr ſein Leben verbracht und iſt auf ihr ſterbend zum Heiligen geworden. Weiter unten blicken wir in ein finſteres Loch, deſſen Türe offen ſteht. Es iſt die Zelle eines Büßers, der ſich aber augenblicklich nicht zu Hauſe befindet. Im Hofe werden wir von Groß und Klein neugierig umringt, und zu dem nahen Teich begleitet, in dem ein Dutzend Krokodile ſorgfältig gehegt und gepflegt werden. Eine ganze Weile ſtanden wir an dem träumeriſchen Weiher, ſahen wohl das Waſſer ſchwanken, von ſeinen greulichen Bewohnern aber gewahrten wir nichts.

Die Mittagsſtunde naht, die Sonne brennt, die Hitze iſt glühend. Wir müſſen die Rückfahrt antreten. Nur zögernd können wir uns von dem wunderlichen Tempelbau trennen. Mit dem Säulentor, das in den Himmel gebaut zu ſein ſcheint, der ſchneeweißen Dagoba, dem Giebelhäuschen, dem glitzernden Tank, dem goldenen Bobaum gleicht dieſe alte Prieſterreſidenz, tief eingebettet im Dſchungel und zwiſchen plumpe Felſengruppen eingezwängt, der Hexenburg eines mächtigen Zauberers.

Der Bobaum iſt bereits zu einem nahen Feſt über und über mit Flittern geſchmückt. Es kniſtert in ſeinen Zweigen, die in der Sonne wie lauteres Gold glitzern.

Wir eilen, ſoweit es die Hitze geſtattet, den bullockcart zu beſteigen. Das Lunch war vorüber, als wir zum rest-house gelangten, und wir mußten uns mit höchſt fragwürdigen „beaux restes“ begnügen.

Nachmittags wurde der Karren wieder benutzt. Diesmal ging es nach Pulerankulama, wo aber wenig mehr als die Baſis eines oktogonen Palaſtes zu ſehen war, den der König einſt bewohnte. Ein unterirdiſcher Gang verband den Palaſt mit einer Dagoba. Dieſes Tunnels, der, um ſeine Richtung geheim zu halten, in vielen Windungen nach dem Tempel führt, bediente ſich der Fürſt im Notfall als „Fluchtröhre“. Die in Frage ſtehende Dagoba iſt

noch nicht aufgefunden, während der geheimnisvolle Gang aus- und aufgegraben vor uns liegt und man das besondere Vergnügen genießt, in einen tiefen, gelben Graben hinabblicken zu dürfen. Um den Palast gruppieren sich zahllose „Laienhäuser", die alle an den glatten Prellsteinen kenntlich sind. Wohl zwanzigmal beteuert unser Führer mit einer seltsam stilisierten, sagen wir, mit einer verrenkten Handbewegung, daß die Häuser der „laymen" nur glatte Steine besessen hätten, Tempel und Klöster dagegen immer solche mit Türhütern als Symbol der Wachsamkeit.

Es reizte uns, einmal weiter in den Dschungel einzudringen. Wir gingen zwischen den ein wenig auseinanderstehenden Bäumen hindurch, sprangen unvorsichtig genug über ein trübes Gewässer und drangen auf einem Elefantenpfad vor. Nach kaum hundert Schritten stockte uns der Atem, die Luft wurde schwer und stickig. Dornen und wildes Gestrüpp zerrissen Kleider und Gesicht. Es war unmöglich, weiter zu kommen. Eine Schar Affen sprang über unsere Köpfe weg, kletterte in den Zweigen herum und schüttelte wütend die Aeste. Nach Gordon Cumming sind es „Wanderus" (Presbytes cephalopterus), die uns so ihre Verachtung und ihren Zorn über die Störung ausdrückten. Es ist die nämliche Art, wie wir sie in Indien sahen. Sie ist leicht zu zähmen, und ihrem patriarchenhaften Exterieur verdankt sie die Auszeichnung, nach Indien überführt worden zu sein, wo sie, wie z. B. im Durgatempel zu Benares, heilig gehalten wird. Die „Wanderus" haben ein dunkelgraues Fell, grauweißen Bart und einen weißen Schopf auf dem Kopf, sie sehen höchst würdevoll aus, wenn sie, in Nachdenken versunken, vor einem Altar sitzen. Ihre Stimme klingt unheimlich und erinnert an das „I—a" unseres Esels.

Den Plan, in den Dschungel einzudringen, gaben wir endgültig auf. Behutsam an einem schmalen Sumpf entlang gehend, der mit einer dicken, giftig grünen Moosschicht

überzogen ist, gewannen wir die Straße wieder. Seltsame Geräusche hörten wir: Schnelles Rascheln, tiefes Geknurre, schrille Schreie, schluchzende Töne und das süße Gurren der Dschungeltauben. Wir fühlten uns wie aus Todesgefahr errettet, als wir wieder auf der „circular road“ standen, erschraken aber nicht wenig über eine kolossale, fünf Meter lange Schlange, die uns auf dem Wege entgegenglitt. Ich war durch den Anblick wie paralysiert. Leider versäumte ich, mein Objektiv auf das Riesentier zu richten, und kam so um ein höchst interessantes Bild. Die Schlange beachtete uns übrigens nicht. Zielbewußt verschwand sie in einer buschüberwachsenen Erdhöhle, in deren Tiefe sie auf herrlichen Schätzen ruhen mag.

Glücklicherweise wurden wir auf diesem Spaziergang nicht von den springenden Blutegeln überfallen. Wir entgingen ihnen wahrscheinlich deshalb, weil es seit zwei Tagen wenig geregnet hatte. Bei trockenem Wetter verschwinden sie nämlich vollständig, um sogleich nach einem Regenschauer wieder in Scharen zu erscheinen. Auf dem dickeren Teil ihres dünnen Körpers aufgerichtet, wiegen sie sich hin und her und fahnden mit ihren fünf Paar Augen nach allen Seiten auf Beute. Es sind kleine braune Wesen, einen halben Zentimeter lang, die sich fadendünn zu ein paar Zentimeter Länge ausdehnen können. Ist man unvorsichtig genug, sich ins Gras zu setzen, so sollen sie von allen Seiten zu Hunderten heranspringen und sich am Körper festsaugen, ohne daß man es merkt.

Statt nach dem resthouse zurückzufahren, stiegen wir an der Ruanwelli-Dagoba aus. Srumini hatte uns von den schönen Buddhafiguren gesprochen, die man hier durch einen Priester erlangen könne. Es waren Opfergaben frommer Pilger aus Indien, Siam und Ceylon, die verkauft wurden, um deren Erlös zur Restaurierung der Dagoba zu verwenden. Graf Lippe erstand ein kleines Kunstwerk, ich begnügte mich mit dem Erwerb einer Er-

innerung: einem Buddha, der auf zusammengeringelter Kobra sitzt und von ihrer aufgeblähten Haube geschützt wird. Der ernste, gelb gewandete Priester, offenbar durch den Handel sehr befriedigt, schenkte uns ein paar grünspanüberzogene Münzen. Sie zeigen, wie er behauptet, die Inschrift von „Sri Parakkrama Bahu 1127". Wir wollen es ihm glauben.

Als wir uns dem resthouse nähern, liegt es im letzten Abendsonnenglanz. Die Riesenbäume des Gartens und der Straße sind heute erblüht. Große orangefarbene Blumensträuße hängen zwischen dem tiefen Grün der Blätter. Eine Herde Ziegen, die ein leicht drapierter Hirte mit hohem Stabe weidet, zieht uns unter den feurig glühenden Bäumen entgegen, just so, als wären sie eben der Arche Noah entstiegen.

Nach dem Dinner gehen wir hinaus zur Ruanwelli-Dagoba. Es ist heute Vollmond. Wuchtig und breit ragt in kolossaler Höhe die Dagoba gen Himmel. Im Silberlicht des Mondes scheint sie, je länger man sie betrachtet, desto höher zu wachsen. Neben den Stufen, die auf die „Passada" — die für feierliche Umzüge bestimmte Plattform — führen, brennt ein mattes Licht. Unter einem provisorischen Dach hinter einem Glasfenster liegt ein schlafender Buddha. Zu seinen Füßen in einem kleinen von einem Messingpfau getragenen Käfig brennt das durch Kokosnußöl genährte heilige Feuer. Tropfenweise sickert es aus einem außerhalb des Schreines angebrachten Behälter. Einmal im Jahre, am Vollmondfest — 13. April — erlischt es und wird neu aus dem Stein geschlagen. Im flackernden Schein dieses ewigen Lichtes glaubt man die Gestalt eines christlichen Heiligen zu sehen.

Unheimlich und gewaltig ragen die Elefantenköpfe aus dem grauen Mauerwerk. Bleich und geisterhaft stehen die mächtigen Könige einer glänzenden Vergangenheit im kalten Glanz des Mondes neben uns. Beklommen blicken

wir zu ihnen auf. Ihr Ausdruck ist hart und grausam. Wir wagen kaum zu sprechen. Es ist, als fürchteten wir, auf diesem „Friedhof längst entschlafener Tage" den lebendigen Laut unserer Stimme zu hören.

Im Dunkel der Bäume, deren blumenschwere Zweige keinen Strahl des Mondes hindurchlassen, wandeln wir zum resthouse. Rechts und links glüht es im Grün. Millionen Leuchtkäfer schweben auf und nieder. Sie heben und senken ihre winzigen Flügel. Ein kleines Feuer leuchtet blitzartig auf. Wie Sterne funkeln sie im Laub.

Als ich in mein Zimmer trete, denke ich mit Grauen der verflossenen Nacht. Was für ungeahnte Laute werde ich zu hören bekommen? Einstweilen haben Frösche ihr mißtönendes Konzert begonnen.

9. Februar. Die Fremden, die vorgestern abend unter Lärmen und Toben das resthouse überfielen, sind heute Morgen in gleicher Weise wieder abgereist. Der „gekränkte Engländer", der sich mit uns versöhnt hat, ist nach Kandy zurückgekehrt. Graf Lippe und Alfred sind mit Skizzenbuch und photographischem Apparat nach Abenteuern ausgezogen. Ich sitze allein auf der Veranda des stillen resthouse. Die Boys und Kulis liegen im Rückgebäude und rühren sich nicht. Es ist acht Uhr. Die Riesenbäume stehen in frischer flammender Pracht. Die feurigen Blüten von gestern sind zur Erde gesunken und bedecken wie mit einem dicken roten Teppich Straße und Garten. Vom Dschungel herüber dringt das zarte Girren der Waldtaube. Bunte Falter, durchsichtige Schmetterlinge umgaukeln mich Wie Juwelen funkeln und strahlen sie in der Sonne. Ein Chamäleon kriecht über den Weg. Ich bewege mich. Es erblaßt vor Schrecken und sein Köpfchen wird feuerrot. Aber es flieht nicht. Behaglich bleibt es in der Sonne liegen. Die Luft ist schlaff und schwer. Manchmal weht ein lauer Wind über mich hin. Im großen Tulpenbaum säuselt es geheimnisvoll, und ich sitze

geſpannt, als ob Ungeahntes geſchehen müſſe. Ich lauſche — alle Vögel ſind verſtummt. Die Mücken ſchwirren nicht mehr — klingende Stille ringsum — die Feder entfällt mir — ich glaube — ich ſchlafe. —

„Excuse me, lady, quite alone", — ſäuſelt mir eine ſüßliche Stimme ins Ohr. Ein Singhaleſe im ſchwarzen Rock ſteht vor mir. Ich ſtaune, frage überraſcht nach ſeinem Begehr. Sanft neigt er ſeinen kleinen Kopf, haucht „Aoh", und ſtellt ſich mir als Reporter des „Observer" in Colombo vor. Er bereiſt für die Zeitung die Inſel, interviewend wen er erwiſcht. Er war glücklich, eine Deutſche gefunden zu haben, und beabſichtigte, mich nach allen Regeln der Kunſt zu inquirieren. Was ich über Ceylon, wie ich über England dächte? Ob ich für die Miſſion ſei, für die katholiſche, für die proteſtantiſche? Für gar keine, ſchleuderte ich ihm ungeduldig ins Geſicht. Ich hatte meine Erfahrung mit der falſchen Aya gemacht, die ihren chriſtlichen Roſenkranz jedesmal buddhiſtiſch abbetete und das Kreuz ſchlug, wenn ſie am gröbſten log. „Aoh, aoh", flüſterte der Singhaleſe ſanft entſetzt, und rieb ſich vergnügt die Hände. „Then you are buddhist, Lady?' Dieſe Konverſation mußte er in ſeine Zeitung geben. Er war entzückt, eine europäiſche Buddhiſtin — für die er mich hielt — gefunden zu haben. — „Please your name?" flehte er. Ich lüftete aber mein Inkognito nicht. Enttäuſcht und mit vorwurfsvollem Kopfſchütteln verließ er mich. Vielleicht hat er die „experience" literariſch verwendet.

Die verträumte Sommerſtimmung war verſchwunden. Die zunehmende Hitze hatte meine Tinte ausgetrocknet. Außerdem hatten hunderttauſend kleine Mücken den ſchwarzen Tod in ihr gefunden. Das Chamäleon liegt noch in der Sonne. Bei näherer Betrachtung zeigt es ſich übrigens, daß ich es nicht mit einem Chamäleon, ſondern mit einer Eidechſe zu tun habe, welche die Farbe wechſeln kann. Es iſt ein fünfzig Zentimeter großes Tier von

herrlich grüner Farbe, das aber noch zu den kleinen seiner Art gehört. Wir sahen drei bis vier Fuß lange Eidechsen, so groß wie kleine Krokodile. Kinder zogen sie an der Leine wie einen Hund mit sich herum. Sie heißen Tolla-goya, sind sehr zutraulich und fürchten den Menschen nicht. Sie wagen sich sogar in seine Gärten, um dort zu leben, d. h. zu sterben, denn sie werden sofort als Leckerbissen verspeist. Ihr Fleisch gilt für ebenso zart wie das des Kaninchens, und ihre Haut ist für Schuhwerk sehr gesucht. Außer dieser Tolla-goya, die wir sahen, gibt es noch andere, so die fünf bis sechs Fuß lange, schön gezeichnete, aber ekelhaft aussehende Kabra-goya. Diese Tiere leben meist an den Ufern der Flüsse. —

Die Schmetterlinge, die uns umflattern, sind nach Art und Menge zahllos. Dunkle Falter mit Samtflügeln und roten Punkten, dann solche, deren schwarze Schwingen mit gelbem oder blauem Atlas gefüttert scheinen; glänzend blaue, rote, grüne oder schimmernd weiße. Wer könnte sie alle aufzählen? Am zartesten, duftigsten, halb durchsichtig ist die „Sylphide", wahrlich nur ein Hauch! Außer diesen blendend schönen gibt es zahllose einfach gezeichnete Schmetterlinge. Die weniger leuchtend gefärbten Arten zeigen eine merkwürdige Wanderlust. Alljährlich vom November bis Februar, d. h. mit dem Einsetzen des Nordost-Monsuns erfaßt die lustige Schar ein Reisefieber. In unzähliger Menge schwärmen sie über die Berge hin. Niemand weiß, woher sie kommen, niemand, wohin sie ziehen. Und wenn der Wind auch noch so stürmisch bläst, die zarten Wesen halten ihren Kurs. Von unerklärlichem Instinkt getrieben, erkämpfen sie sich ihren Weg. Wie ein unendlicher Strom folgen sich Legionen auf Legionen. Für einen Schmetterlingssammler bietet die Insel unvergleichlich reiche Ausbeute. Ueberall werden prachtvolle Exemplare zum Kaufe angeboten.

Während ich hier sitze und schreibe, und nachdem die Sonne [illegible] paar Sekunden alles brennend heiß

beleuchtete und eine verhältnismäßig angenehme, weil trockene Hitze herrschte, geht jetzt plötzlich ein sintflutartiger Regenschauer nieder. Kaum, daß ich Zeit habe, es zu vermerken, ist alles überschwemmt — und jetzt ist der Guß vorüber, eine schwüle, feuchte Treibhausluft bleibt zurück. Die Herren kommen im Laufschritt, völlig durchnäßt, nach Hause. Sie müssen sich ins Bett legen, während ihre Sachen in der Sonne trocknen, die bereits alle Nässe des Gartens aufgesogen hat.

Früher als sonst beginnen wir heute nachmittag unsern Rundgang. Mr. Srimini, der täglich zwei Rupien bekam, hat alles vertrunken. Er liegt wohl in irgend einem Graben und träumt. Das lebende Lexikon fehlt uns sehr. Mit dem Buch von Cave und den „Buried Cities of Ceylon“ von J. M. Burrows beladen, ziehen wir aus. Noch einmal wollen wir die verschiedenen Dagobas besuchen. Während wir vor den einzelnen Bauwerken stehen, lesen wir das auf sie bezügliche vor. Ich höre, aber begreife nicht. Es ist zu heiß, zu unerträglich schwül zum Denken.

Auf einem schönen Parkwege gelangen wir zur „Abhayagiriya-Dagoba“, zur „Festung des Heils“. Ich hatte mir den Besuch dieses stupenden Baues als letzten Eindruck von Anuradhapura vorbehalten. Staunend stehe ich vor einem durch die sinkende Sonne hell erleuchteten Berg. Dichter, undurchdringlicher Wald bedeckt ihn. Weiße und lila Kletterreben, Schlinggewächse aller Art winden sich gleich Schlangen um die Baumstämme, ziehen sich von Ast zu Ast. Ein von keiner Seite zugänglicher Berg liegt vor uns. Auf der Spitze ragt aus den Bäumen auf viereckigem Unterbau ein hoher, runder, verfallener Turm. Und das soll alles Mauerwerk sein? fragt man sich zweifelnd. Es scheint unglaublich, daß Menschenhände solch ein Riesenwerk vollbracht. So zwecklos — so häßlich. Unten am Fuße stehen ein paar hohe Säulen. Vergleicht man sie

mit der überwachsenen Dagoba, so bekommt man annähernd eine Vorstellung von der gewaltigen Höhe derselben.

Walagambahu (89 v. Chr. Geb.) ist der Schöpfer dieses zyklopischen Baues. Der Einfall der Malabaren hatte den König vom Throne verjagt. Sein erstes Werk nach Wiedererlangung der Krone war die Errichtung jener kolossalen, vierhundert Fuß hohen Dagoba, der höchsten in Anuradhapura.

Die Reste dieser nationalen Denkmäler werden durch die Pyramiden der Aegypter kaum übertroffen. Aegypter sowohl wie Singhalesen scheuten weder Geld noch Mühe, solch staunenswerte Bauwerke zum Heil ihrer Seele auszuführen. Mahanamo, der religiöse Schriftsteller der Mahawanso, preist die Opferwilligkeit der großen singhalesischen Könige mit den Worten: „Also empfängt der wirklich Weise unvergänglichen Lohn durch seinen andernfalls vergänglichen Reichtum."

Obwohl der Abhayagiriya-Berg ganz unzugänglich erscheint, so ist er doch zu besteigen, wenn man die steilen Stufen benutzen will, die kerzengerade unter Baumgestrüpp aufwärts führen. Vor ein paar Jahren haben Gefangene sie angelegt. Der Turm sollte restauriert und die Reliquienkammer geöffnet werden. Es ging die Sage von fabelhaften Schätzen, die man hier zu heben hoffte. Durch das massive Gemäuer wurde ein Schacht getrieben, die Kammer erbrochen, aber völlig leer befunden. Nur ein paar wertlose Perlen lagen auf dem Boden zerstreut. Längst waren alle Kostbarkeiten geraubt worden. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, während der häufigen Ueberfälle durch Malabaren, hatten diese Plünderungen stattgefunden.

Wen es reizt, sich dem mühevollen Aufstieg zu unterziehen, soll einen lohnenden Blick über das weite Parkland haben, aus dem Säulen aufragen, Seen aufleuchten. Wir fühlen keine Lust, uns die Bäume von oben anzusehen,

hatten wir doch ſchon von dem Iſuruminiyatempel einen Blick über Millionen Wipfel genoſſen. Neben der Dagoba, die für eine der heiligſten Ceylons gilt, liegen die Trümmer eines großen Kloſters. Es war die Reſidenz der Prieſter, welche während einer langen Periode den Mittelpunkt der buddhiſtiſchen Hierarchie bildete. Außer den Reſten des verfallenen Kloſters und allen jenen mit einem Tempel verbundenen kleinen und großen Bauten, fallen uns ſchön geſchnittene Mondſteine auf; ferner Stufen, Prellſteine und eine vortreffliche ſiebenköpfige Kobra. Ganz verſchleiert unter Blumenranken entdecken wir ein reizendes Relief, das uns, wie damals in Gwalior, an italieniſche Arbeit erinnerte. Die hier dargeſtellte liebliche Geſtalt fällt ganz aus dem Rahmen buddhiſtiſcher Kunſt.

Den Bau der Dagoba nochmals zu beſchreiben, erſcheint überflüſſig. Er ſtimmt in der Anlage mit dem der Ruanwelli überein, nur daß er höher und größer im Umfange iſt. Auch die Abhayagiriya-Dagoba hat einen Elefantenweg, eine „Paſſada", auf welcher ein kleines Muſeum der beſten Funde aufgeſtellt iſt.

Die Aufnahmen, die wir von den beiden Dagobas gemacht, geben keinen Begriff von den gewaltigen Bauten.

Der Heimweg von der Dagoba zum resthouse glich einer Flucht. Ein fürchterlicher, mit Donner und Blitz verbundener Gewitterregen überraſchte uns. Graf Lippe und Alfred kamen heute zum zweiten Male „in die Traufe". Ich war wie aus dem Waſſer gezogen. In Colombo wurde uns verſichert, die Regenzeit ſei vorüber. Deshalb verſäumten wir, uns mit Schirmen und Mänteln vorzuſehen, und waren nun allem Unwetter preisgegeben.

Täglich meint man, die Tage müßten länger werden, aber immer bleiben ſie ſich gleich. Die fünfundvierzig Minuten, um die ſie hier im Laufe eines ganzen Jahres ſchwanken, merkt man kaum. Auch heute war es ſchon dunkel, als wir das resthouse im Sturmſchritt erreichten.

Zum Trocknen meiner durchnäßten Sachen fand ſich weder Zeit noch Gelegenheit. Jetzt galt es, die Toilette zum „Dinner" zu erſinnen. Ein zweites Kleid hatte ich verſäumt, einzupacken. Aus meinem roten „saut-de-lit" verfertigte ich mir einen Rock mit ſeltſam ſpitzer Zipfelſchleppe, zog die einzige Bluſe, die ich noch bei mir hatte und die leider von grüner Farbe war, dazu an und ſah wirklich ganz abſcheulich aus. Die Herren kamen im zugeknöpften Ueberzieher zu Tiſch. Sie fühlten ſich ſehr verlegen, denn ein „gedreßter" Engländer und ſeine junge Frau in Geſellſchaftstoilette nahmen an der Mahlzeit teil. Die beiden ſorgfältig gekleideten Gäſte ſchienen unſer Koſtüm — mit Recht — ſehr ſonderbar zu finden. Ich beeilte mich, unſer Ausſehen zu erklären. Errötend und ſchüchtern, als ob ſie die Worte ſuche, ließ ſich die hübſche Frau auf ein Geſpräch ein. Sie war die Gattin eines Ingenieurs, der im Innern des Landes mit der Traſſierung der Bahn nach Norden beſchäftigt war. Sieben Monate hatte ſie im tiefſten Dſchungel gelebt. Eine Palmblatthütte war ihr Heim geweſen; der zementierte Boden in derſelben ihr einziger Luxus. Ihren Mann ſah die junge Frau nur jeden Monat ein paarmal im Fluge. Ihre Dienſtboten waren ihr an Weihnachten davongelaufen; ſie konnten die Einſamkeit nicht ertragen. Nur die Aya war zur Pflege ihres neunzehn Monate alten Kindes bei ihr im Dſchungel geblieben. In der Nähe der Hütte „wechſelten" Elefanten, und alltäglich hörte ſie die Tiere nach dem Waſſer ziehen. Ihre Behauſung war ein Geſtell aus friſchem Holz, mit Taliputblättern gedeckt und ſeitlich belegt. Das friſche Holz verfaulte und bildete den Nährboden für Moskitos. Außer den Moskitos waren die weißen Ameiſen eine furchtbare Plage. Die giftigen Stiche der biſſigen Inſekten brachten ihr das Fieber, während die Ameiſen in aller Stille die Holzpfeiler ihrer Hütte aushöhlten und die Sicherheit ihres Aufenthaltes untergruben. In ewiger Sorge, das Dach möge

über ihrem Kopfe zusammenbrechen, oder ein Elefant könne es im Vorübergehen mitnehmen, lebte das arme Geschöpf einsam in tödlicher Angst dahin. Ihre Ernährung bestand aus Konserven und Reis. Sie hatte sich zwar einen kleinen Geflügelhof angelegt, aber sie mußte die Hühner angebunden halten, damit sie sich nicht im Dschungel verliefen. Die Pflege war mühsam, und sie gab die Hühner auf, das heißt, sie hat vor drei Monaten das letzte aufgegessen und seit der Zeit kein Fleisch mehr bekommen. Als Neuvermählte nahm das junge Paar, wie viele Engländer, die gut bezahlte Stellung in den Kolonien an. Aber nicht etwa, weil sie glaubten, von dem Gehalt etwas erübrigen zu können — das kleine Vermögen der Frau wird sogar verbraucht —, sondern wegen der hohen Pension. Von dem Gehalt läßt sich nichts zurücklegen. Abgesehen davon, daß der „Appoo" (sprich Appu), wie der Oberdiener heißt, der dem kleinsten Haushalt unentbehrlich, genau weiß, wieviel sein Herr Jahreseinkommen hat und danach die Ausgaben einrichtet, so sind auch die Lebensmittel im Dschungel so teuer, daß selbst ohne blutsaugenden Appoo nichts übrig bleibt. Mit vier Dienstboten zog die junge Frau in den Dschungel, dem Appoo, Koch, sweeper und der Aya. Daß ein Boy fehlte, nahm ihr der Appoo sehr übel. Diese Dienstboten mußte die junge Frau aus Colombo mitnehmen. Die Löhne beliefen sich auf monatlich hundertundvierzig Rupien, wofür sich die Leute allerdings selbst zu verpflegen haben. Alle Sendungen sind mit großen Unkosten verbunden; ein Dutzend Flaschen Sodawasser stellt sich z. B. auf zweieinhalb Rupien = drei Mark und fünfundzwanzig Pfennig. In einer Flasche ist aber kaum mehr als ein gutes Quart. Bei der herrschenden Hitze kann man also sein Vermögen in Sodawasser vertrinken. Die junge Frau klagte bitter, daß das ganze Gehalt ihres Mannes durch den Haushalt verschlungen werde. Nach sieben Monaten trostlosen Aufenthaltes im Dschungel waren sie endlich ver-

ſetzt worden. Die Dame reiſte nach Keckerawa, einer Station zwiſchen hier und Dambul. Sie ſieht dieſem neuen Aufenthalt wie dem in einer Großſtadt entgegen, und doch iſt es nur ein armſeliges Dorf. Aber ſie wird dort in einem Bungalow, in einem gemauerten Haus mit Fenſtern und Türen wohnen. Seit drei Tagen iſt ſie unterwegs. In zwei bullockcarts, wie wir einen auf unſern täglichen Fahrten benutzt hatten, unternimmt ſie den Umzug. Im erſten Karren ſind die Matratzen und Betten auf dem Boden ausgebreitet. Auf dieſem Lager weilt ſie täglich zwölf Stunden, während das Gefährt etwa zwölf Meilen im Schritt zurücklegt. Im zweiten Karren folgt das Gepäck. Die junge Frau war erſt vor ein paar Stunden angekommen und erwartete, hier Nachricht von ihrem Mann zu finden. Sie hoffte, die Reiſe gemeinſam mit ihm fortſetzen zu können. Wie einfach und als ſelbſtverſtändlich ſie ihre Erlebniſſe erzählte! In einem duftigen Kleid ſaß das zarte gebrechliche Weſen vor uns. Ihre Haut glich der einer Toten, nur, daß ihr kleine hektiſche Flecken auf den Wangen brannten. Sie fühlte das Fieber nahen, welches geſtern die Aya geſchüttelt und ſie unfähig zu jeder Dienſtleiſtung gemacht hätte. Mit wehmütig zitterndem Ton und dankbarem Lächeln pries die liebende Mutter Gott, der die Gnade habe, ſie davor zu bewahren, am gleichen Tage mit der Aya vom Fieber erfaßt zu werden. „Was würde dann aus ‚poor baby‘ werden?“ fügte ſie ſanft hinzu.

Wir waren von der Schilderung ihres Lebens und Leidens im Dſchungel tief ergriffen.

10. Februar. Früh um fünf Uhr ſtehe ich auf. Im Nebenzimmer weint das Baby, und ein leichtes Stöhnen dringt durch die Wand. Es kommt von der armen fiebernden Frau. Und wir? — wir ziehen hinaus zu Genuß und Freude! — — —

Um sechs Uhr geht die Post. Sie sollte uns vor sechs Uhr im resthouse abholen. Wir warten vergebens. Auf der Missionskirche schlägt es sechs, die Post ist nirgends zu sehen. Besorgt, sie möge uns vergessen haben, ziehen wir mit Sack und Pack zum Postbureau. Welche Ueberraschung erwartet uns hier! Das Haus liegt in tiefem Schlaf. Nichts regt sich. Durch ein trübes Fenster blicken wir in einen mit Qualm erfüllten kleinen Raum. Eine Oellampe im Verlöschen, nirgends eine Menschenseele. Die Postkutsche steht noch da, wie sie gestern abend ausgespannt wurde. Aber unter dem Postwagen in der sogenannten Schaukel entdecke ich zwei Natives, die in Morpheus Armen ruhen. Wir rufen „Kuli", keine Antwort. Wir schreien „he Post", Charley etwas auf Singhalesisch, was mehr Erfolg hat. Verschlafen gähnend tritt der Herr Posthalter aus dem „Bureau". Er scheint sehr überrascht, stößt dann einen Laut aus, der die Kulis auf die Beine bringt, und schimpft Unverständliches in den Stall. Die Pferde werden herausgezerrt, der Kutscher nimmt gravitätisch die Zügel aus den Händen des Pferdekuli, und wir klemmen uns zwischen ihn und die bekannte Eisenstange. Der Kutscher knallt mit der Peitsche, die Kulis reißen die Pferde, die sich mit allen Vieren gegen das Anziehen sträuben, an den Ohren vorwärts. Eben als ich denke, „jetzt fahren wir los", da flötet eine ölige Stimme neben mir „please your name", der Reporter stellt sich als Mr. Salomon vor. Er verhindert die Post am Abfahren, er will meinen Namen. Alfred kritzelt ihn auf ein Blatt Papier, und fort geht es im Galopp. Möge Herr Salomon Freude an unserm Namen erleben!

Mit Unbehagen sehen wir einem regnerischen Tage entgegen. Abwechselnd gießt es in Strömen, oder die Sonne brennt wie Feuer. Wir sind durch und durch naß, trotzdem wir gegen den Regen völlig geschützt sitzen. Die Feuchtigkeit durchdringt eben alles.

Eine Schar Schulkinder kommt uns entgegen. Wo mag die Schule ſein? Die kleinen Singhaleſen tragen ihre Bücher unter dem Arm. Außer dieſen aber halten ſie ein Blatt der Taliputpalme in der Hand. Wie ein koloſſaler Fächer iſt es zuſammengepreßt. Ein Regenſchauer geht nieder. Der „Fächer" wird entfaltet, und das Blatt erſetzt den Regenſchirm. Groß und klein zieht mit einem ſolch eng zuſammengefalteten Palmblatt über Land. Wenn Freunde gemeinſam reiſen, legen ſie ihre Blätter abends mit dem Stiel gegeneinander und kriechen über Nacht in dieſes glockenförmige Zelt. Die Blätter der Taliputpalme erreichen eine Länge bis zu fünfundzwanzig Fuß.

Als wir vor ein paar Tagen nach Anuradhapura fuhren, ſchwammen auf den Tanks nur ſchwere, dunkle Blätter. Heute heben ſich aus dem ſtillen Waſſer ſilberne und goldene, roſige und bläulich ſchimmernde Blüten. Waſſerſchlangen ſtrecken ihre Köpfe zwiſchen ihnen empor.

An der Straße ſtehen große Regenbäume. Sie fangen das Waſſer in ihren ſenſitiven Blättern auf und laſſen es ihnen entfließen, wenn die Sonne hervordringt. Am Wieſenrand wächſt roſa blühender Klee. Seine feinen Blättchen ſchließen ſich ängſtlich während des gewaltigen Regenſchauers.

Die Pferde ſcheinen noch widerſpenſtiger als auf der Hinfahrt. Kein Geſchrei, keine Peitſchenhiebe bringen ſie weiter. Es iſt qualvoll, das mit anſehen zu müſſen. Nicht übler Wille, ſondern Schwäche liegt bei ihnen vor. Wer ſollte auch die Tiere heute morgen gefüttert haben? Wir ſtehen vor einem Berg und kommen nicht hinauf. Es gießt in Strömen. Die Pferde ziehen und rutſchen, der Wagen geht rückwärts, direkt dem tiefen Graben zu. Der Kutſcher ſagt „never mind", ich bin aber durchaus nicht dieſer Anſicht, ſondern verlange, daß die Eingeborenen doch wenigſtens ausſteigen ſollten. Das geſchah mit einigem Widerſtreben. Die Pferde laufen im Galopp davon, die

natives in flatternden Gewändern hinterdrein, in Todesangſt, die Poſt zu verlieren. Wir durften die Pferde nicht in ihrem Eifer ſtören, nicht anhalten. Wer weiß, ob wir ſie je wieder in Gang gebracht hätten. Wie der Wind flogen die Eingeborenen und ſprangen, als ſie die Kutſche erreichten, wie Affen hinein. Hier ſchnatterten ſie um die Wette mit den Hühnern, welche unten in dem Wagen gackerten. Als wir durch Keckerawa kamen, gedachten wir der jungen Frau, die dem Aufenthalt in dieſem traurigen Neſt ſo erwartungsvoll entgegenſah, und ſtellten dazu einige philoſophiſche Betrachtungen an.

Um ein Uhr treffen wir in Dambul ein. Nach dem lunch ſitzen wir auf der Veranda des resthouse, deſſen ſchwarze Rolläden herabgelaſſen ſind. Heute müſſen ſie gegen den Regen ſtatt gegen die Sonne ſchützen. Es iſt zum Leſen zu dunkel, und wir ſchlafen in den Singapurſtühlen ein. Später, nach einer Abwechſlung verlangend, ſind wir ausſchweifend genug, eine Taſſe Tee zu beſtellen. Brr! wieder die grünſchwarzbraune Brühe und tauſendjährige Kakes dazu. Inzwiſchen lichteten ſich die Wolken, und wir beſchließen, noch heute den Felſentempel zu beſuchen.

Von der Veranda des resthouse aus betrachtet, ſieht die große Felſenmaſſe, in welcher die Tempel verborgen liegen, wie der kahle Schädel eines Rieſen aus, dem ein Haarbuſch am Hinterkopf wächſt. Schwarz und düſter ohne eine Spur von Vegetation ſteigt der langgeſtreckte Berg fünfhundertundfünfzig Fuß ſchroff aus der Ebene auf. Eine Meile muß man klettern. Auf ſteilen, in den Felſen eingehauenen Stufen über glatte Steinplatten hinweg, gelangt man zum Eingang der Tempel und zu einer ſehr lohnenden Ausſicht. Im Norden bilden die ſich maleriſch aufbauenden Berge der Provinz Kandy einen ſchönen Hintergrund. Im Oſten ragt aus dem dunkeln Grün des Dſchungels der ſchroffe Felſen Sigiri hervor. Im Norden

liegt die Ebene, und zu unsern Füßen erblicken wir weite, frischgrüne Reisfelder. Alles Tempelgut. Den Eingang des Tempels links liegen lassend, steigt man auf nicht ungefährlichem Weg noch hundert Fuß höher, um die Spitze des Berges zu erreichen. Allein, wir unterließen das Wagnis, glücklich, bei der feuchten Hitze bis hierher gekommen zu sein. Wir betreten das Tempelgebiet durch ein rohes Ziegeltor. Senkrecht steigt der Felsen in unheimlicher Nähe zur Rechten empor. Links gähnt ein tiefer Abgrund. Auf dem schmalen Tempelhof steht eine einzige Palme, gelb gewandete Priester mit ihren kleinen Gehilfen tauchen von allen Seiten auf. Es beginnt der Rundgang. Die Felsentempel sind aus natürlichen Höhlen hervorgegangen. Während der Ueberfälle und Kriege der Malabaren boten sie den fliehenden Singhalesen-Königen sichere Schlupfwinkel. Besonders Walagambahu war es, der nach Wiedererlangung seines Thrones die Höhlen, in denen er Zuflucht gefunden hatte, vergrößern, darin Buddhafiguren aufstellen ließ, ihnen Priester zugesellte und diesen Land zu ihrem Unterhalt schenkte. Die Erweiterung der Höhlen wurde dadurch erzielt, daß eine sechzig Fuß hohe Mauer aufgebaut wurde, welche einen überhängenden Felsen mit dem Vorsprung verbindet, auf dem wir jetzt stehen. Eine gedeckte Holzgalerie führt an der Außenwand und zugleich am Rande des Abgrundes entlang. In dieser liegen die Eingänge zu den Tempeln.

Fünf Höhlentempel ziehen sich von Ost nach West und dringen fünfzehn bis hundertundfünfzig Fuß tief in den Felsen ein. Sie sind teils von Natur, d. h. durch Felsen, teils durch Kunst, nämlich durch eine aufgeführte Mauer getrennt. Ihre Höhe, die nach der Tiefe zu abnimmt, schwankt zwischen zehn und dreißig Fuß.

Der Eindruck beim Betreten der ersten Höhle, der „Maha Deva Davala", Tempel „des großen Gottes", ist überwältigend. Wir schweigen betroffen. Eine süßliche

Grabesluft weht uns entgegen. In der dunkeln Tiefe, wo die Decke ſich beinahe auf den Boden ſenkt, liegt eine ungeheure Rieſengeſtalt, ein immenſes, ſiebenundvierzig Fuß langes Götterbild. Es iſt aus dem Stein gehauen und ſpringt in gewaltigen Formen hervor. Der Kopf ruht in der Hand des rechten Armes. Gekrümmt, ſtützt ſich das Idol auf ein Kiſſen, in dem die Spuren ſeiner Schwere eingedrückt ſind. Dieſem gigantiſchen Buddha gegenüber ſteht ein unſcheinbarer, halb vermoderter Viſchnu. Der kleine Holzgott iſt ſonderbarerweiſe der große Heilige in dieſem Tempel.

Solch unvermitteltes Nebeneinander buddhiſtiſcher und brahmaniſcher Bildwerke wirkt überraſchend. Nirgends trat uns die Vermiſchung beider Glaubensrichtungen ſo auffallend entgegen, wie eben hier.

Nachdem wir uns an das Dämmerlicht gewöhnt, gewinnen die Wände Leben. Unzählige, betende Geſtalten heben ſich nach und nach aus dem Halbdunkel ab. Alle ſtreben mit geſtreckt zuſammengelegten Händen dem Mittelpunkt des Plafonds zu, wo ein licht glänzender Buddha ſitzt. Seine rechte Hand hält er gehoben, die Finger erſcheinen geſpreizt nach abwärts gebogen, nur der Daumen und der Zeigefinger berühren ſich. Kompoſition und Bewegung erinnern ſehr an alte chriſtliche Heiligenbilder.

Die Wandmalereien ſind roh und laſſen ſich wohl am beſten mit altbyzantiniſchen Fresken vergleichen. Die Prieſter behaupten, dieſe in der Farbe vorzüglich erhaltenen Bildwerke ſeien zweitauſend Jahre alt. An ſolches Wunder könnte man in der trockenen Luft Aegyptens glauben, hier bei der triefenden Feuchtigkeit der Felſen ſcheint die Behauptung etwas unwahrſcheinlich. Alfred, der Skeptiker, ſieht in den Kunſtwerken die in Leimfarbe ausgeführten Malereien eines Kunſtjüngers aus Colombo. *)

*) Die Reſtaurierung geſchah, wie uns ſpäter in Colombo geſagt wurde, in den letzten Jahren auf Koſten einiger Radjas.

Weſtwärts auf der ſchmalen Galerie weitergehend, gelangt man durch ein maſſives Tor in die zweite Höhle, die „Maha Wihara“ oder „großer Tempel“. Sie iſt die umfangreichſte und weitaus impoſanteſte Höhle. Durch ein paar kleine Fenſter und die offene Tür dringt das Tageslicht in den geräumigen Saal, der hundertundſiebzig Fuß lang, fünfundvierzig tief iſt, in der Nähe des Eingangs zwanzig Fuß hat, während die Decke an der Rückwand auf vier Fuß herabſinkt. Den Fußboden bildet geglätteter Felſen, der Plafond iſt mit Stoff überſpannt und mit zahlloſen Buddhas wie hiſtoriſchen Szenen bedeckt. Dem Eingangstor gegenüber ſtehen und ſitzen meiſt überlebensgroße Buddhas, die einen unter vorſpringenden Baldachinen, die andern in Niſchen oder frei an der Mauer. Rechts von der Tür iſt die Wand wieder mit ähnlichen Figuren beſetzt. Links gewahrt man eine Dagoba, deren Spitze den Plafond berührt, dann folgen wieder Statuen. Etwa fünfzig trübſinnende Buddhas und ſchwermütige Propheten halten Wacht. Unter ihnen erblickt man auch eine Statue Walagambahus und die Kirti Niſſangas, von dem erzählt wird, er habe zweiundſiebzigtauſend Buddhafiguren im Tempel aufſtellen laſſen. Die Nullen kann man getroſt ſtreichen. Um die Figuren zu ſehen, werden ſie mit einer Kerze von unten bis oben abgeleuchtet. Man ſieht dann gerade ſo viel, als das Licht beſcheint.

Ganz nahe der Dagoba vertieft ſich der Boden zu einem kleinen Baſſin. Ununterbrochen fallen große Waſſertropfen von der Decke hinein. Es iſt heiliges Waſſer, das zu heiligen Zwecken dient. Um dieſen kleinſten Tank ſtehen in Töpfen ein paar Palmen. Gelb und kränklich ſind die Pflanzen im licht- und luftloſen Raum geworden. Die Dunkelheit berührt unheimlich. Lautlos bewegen ſich die Prieſter auf nackten Füßen hin und wieder. Aus dem Zwielicht ſteigen ſchattenhafte Göttergeſtalten ſchreckhaft hervor. Es herrſcht Totenſtille. Nur das leiſe, monotone

Tröpfeln des heiligen Waſſers unterbricht dieſe Grabesruhe. Eine abergläubiſche Furcht beſchleicht mich. Aengſtlich höre ich auf den Widerhall unſerer Schritte.

Neben der Haupthöhle liegt, durch einen Felſenſpalt damit verbunden, ein kleiner niederer Raum. Decken und Wände ſind mit Fresken-Darſtellungen aus der Geſchichte Ceylons bemalt, ſo z. B. iſt die Landung des Fürſten Wijeyo (543) ſehr amüſant wiedergegeben. Das Schiff fährt auf leicht bewegtem Meer dahin. Fiſche ſtrecken die Köpfe aus den Wellen und bedrohen es. Die Fiſche ſind aber ſo groß, daß das Fahrzeug mit Mann und Maus in ihrem Rachen verſchwinden könnte. Auch der Zweikampf, den König Dutthagamini mit dem Fürſten Elala vor den Toren von Anuradhapura ausfocht, iſt anſchaulich dargeſtellt, nur, daß der Spieß des Königs die Länge eines Maſtbaumes beſitzt. Es würde zu weit führen, wollte ich all die ſonderbaren Bilder aus der Geſchichte vergangener Jahrhunderte erwähnen.

Die Malerei der alten Singhaleſen erſcheint im ganzen höchſt mangelhaft. Ihre Figuren zeichnen ſie manchmal richtig, manchmal treffen ſie auch die Proportionen zwiſchen dieſen und der Umgebung. Allein überall fehlt die Perſpektive, und die meiſten Gruppen zeigen etwas Abſurdes.

Die dritte Höhle ſtammt aus dem 18. Jahrhundert. Kirti Sree Radja (1750), der letzte König von Ceylon, ſtellte fünfzig mit großem Heiligenſchein umgebene Buddhafiguren in ihr auf.

Im ſtumpfen Winkel ſchließen ſich an dieſe weſtwärts liegenden Tempel noch zwei kleine Höhlen an. Sie ſtammen aus neueſter Zeit und bieten keinerlei Intereſſe. An der äußeren Mauer hat man die Todſünden und ihre Strafen in draſtiſcher Weiſe aufgemalt. Zwei große engliſche Soldaten in berlinerblauen Röcken ſtehen Schildwache. Sie ſcheinen aufzupaſſen, ob auch gewiſſenhaft gerädert, gebrannt und geprügelt wird.

In jedem einzelnen Tempel hatte man uns einen Opferteller entgegengehalten. Aber wir ſind gewitzigt. Erſt in der letzten Höhle legten wir unſern Obulus von einer Rupie pro Perſon auf die Platte.

Der Abſtieg geſchah halb gehend, halb gleitend, unter Donner und Blitz. Die unerhört hohen Stufen in ſitzender Stellung herabrutſchend, kam ich unter Hilfe eines Bettelgreiſes, der plötzlich aus dem Buſchwerk auftauchte, mit heilen Gliedern, wenn auch ziemlich durchnäßt, im resthouse an. Von Trocknen der Kleider konnte nicht die Rede ſein. Das ganze Bungalow ſteht unter Waſſer und tropft von Feuchtigkeit. Es regnet in Strömen, aber zum Trinken haben wir nichts! Keine Flaſche Limonade oder Sodawaſſer iſt mehr im Hauſe. Der Wirt ringt die Hände, wir verſchmachten. Man bietet uns Kokosnußmilch an, aber ſie ſieht unappetitlich aus. Ich bleibe bei dem grüngelbbraunen Teeſudel. Wollte die Brühe doch wenigſtens erkalten! Wenn ich nur einmal in langen, durſtigen Zügen nach Herzensluſt trinken könnte. Immer mehr! Immer mehr! Ertrinken im Trinken! Von dem Dinner iſt nichts Bemerkenswertes zu ſagen, toujours perdrix! Außer uns ſitzen ein paar Engländer am Tiſch, und zwei ſchwache Dämchen aus Südafrika, die von Amerika kommen und nach Kaſchmir, Indien, Birma uſw. gehen.

11. Februar. Von allen Nächten unſerer Reiſe war die verfloſſene die unangenehmſte. Das Bett beſtand aus einem Holzbrett, auf dem eine halb verfaulte Matratze lag. Die Härte war Nebenſache, aber der Geruch! Entſetzlich! Die Wäſche des Bettes griff ſich feucht an, die Luft blieb drückend heiß. Man fröſtelte und glaubte zugleich vor Hitze erſticken zu müſſen. Welch ein Unbehagen! Das Nachtlicht erloſch. Ich lag im Dunkeln. Jetzt wurde alles lebendig um mich her. Es raſchelte im Plafond, huſchelte über die Wände, kniſterte auf dem mit Sand

beſtreuten Fußboden. Vor der Tür grunzte ein Schwein, ein Hund heulte auf, dann brummte, puſtete, fauchte etwas, dann fielen die Blumenſtöcke auf der Veranda um, und endlich war ich überzeugt, daß Bären und Leoparden vor meiner Tür kämpften. Ich hatte wohl Fieber.

Meine animaliſche Wärme trocknete ſchließlich den „Prießnitz-Umſchlag", in dem ich lag. Jetzt hätte ich ſchlafen können. Doch mit Tagesanbruch war das Haus wach. Jeder froh, Bett und Zimmer verlaſſen zu können, drängte ins Helle, in die freie Luft hinaus. Hell war es, ſtrahlend hell, als wir vor das Bungalow traten, von der freien Luft fühlte man ſich dagegen arg enttäuſcht. Schwül und dunſtig lag ſie auf uns. Wie durch einen Silberſchleier ſah man die Welt. Die Erde dampfte unter den glühenden Strahlen der Sonne. — Das Frühſtück war genießbar. Das Brot und der tauſendjährige Zwieback waren aufgegeſſen; wir bekamen ſtatt deſſen eine Nationalbäckerei — friſche Reisfladen — die ausgezeichnet waren.

Die Poſt wird um ein Uhr erwartet. Wir ſchleppen uns zu einem maleriſchen Brunnen, der unter ſaftig grünen Bäumen liegt. Braune Nymphen ſtehen am Rande. Aus golden glänzenden Lotas gießen ſie das aus der Tiefe geſchöpfte Waſſer über Kopf und Schultern. Sie verſteckten ihr Geſicht, als wir uns nahen. Ein Aeffchen ſitzt auf einem Aſt und ſchaut den Mädchen aufmerkſam zu. Es iſt zu heiß zum „Bummeln", und wir kehren ins resthouse zurück. Die engliſche Südafrikanerin ſitzt auf der Veranda und aquarelliert. Obwohl ihr Papier auf einen Blechrahmen aufgezogen und der Block in einem Blechkaſten hermetiſch verſchließbar iſt, hat die Feuchtigkeit in dem Papier große Blaſen gezogen.

Bäume und Sträucher, die das Haus umgeben, aufmerkſam betrachtend, näherte ich mich achtlos einem ſchmalen, mit Gebüſch beſtandenen kleinen Graben. „Lady, snakes", klang es warnend aus einem Dutzend Kehlen

vom resthouse herüber. Ich habe keine Schlange gesehen, nur ein sehr großer Erdwurm lag geringelt im Grase. Ich stöberte ihn aus seiner Ruhe auf. Ein ekelhaftes, etwa dreißig Zentimeter langes, daumendickes Tier, glänzend schwarz mit roten Streifen über dem Rücken, und wohl hundert kleinen gelben Beinen, kriecht über den Weg. Im sumpfigen Grund in der Nähe der Seen sollen diese Tiere hohe maulwurfartige Hügel aufwerfen.

Schon um halb ein Uhr kommt die Post. Die Passagiere nehmen das lunch, und nach kurzem Aufenthalt beginnt die Fahrt mit all den schon bekannten Schikanen. Die Bocksitze sind von einem Engländer und einem Norddeutschen besetzt. Wir und mit uns, außer dem Boy, noch zwei Eingeborene müssen ins Interieur. Im letzten Augenblick steigt noch eine europäisch gekleidete Frau mit ihrem Sohne ein. Die Frau hat eine Hutschachtel bei sich, von der sie sich nicht trennen mag, und die sie mir ungeniert zur Hälfte auf den Schoß stellt. Das scheint hier so Sitte. Es ist sehr eng. Da, im allerletzten Augenblick, verlangen noch zwei besser aussehende Singhalesen, mitgenommen zu werden. Die Eingeborenen haben den Vorteil, nur ein Drittel unseres Fahrpreises zu zahlen, und den Vorzug, immer mitgenommen zu werden, wenn auch Europäer abgewiesen wurden. Allerdings können sich die Leute sehr einschränken. Wie Striche sitzen sie nebeneinander.

Etwa gegen zehn Uhr kommen wir an die Straße, die nach dem Felsen Sigiri abzweigt. An der Weggabelung steht in strömendem Regen ein Europäer mit seinem Rad. Die Singhalesen rücken gutmütig zusammen, und er findet, halb im Wagen sitzend, halb auf dem Trittbrett stehend, Platz. Das Rad wird aufs Dach gehoben. Der junge Mann ist, nach dem Dialekt zu schließen, Schwabe. Er lebt in Colombo, um seine kaufmännischen Kenntnisse zu vervollkommnen. So oft er Zeit

findet, und es die Hitze erlaubt, macht er per Rad Ausflüge durchs Land. Diesmal wollte er nach dem Felsen Sigiri, wo interessante Ausgrabungen im Gange sind. Das Wetter zwang ihn jedoch zur Rückkehr. Als er heute morgen lautlos auf seinem Stahlroß durch den Dschungel glitt, sprang ein Leopard nur wenige Meter von ihm entfernt in einem großen Satz über die Straße weg. Glücklicherweise fallen die Leoparden den Menschen nicht an, sondern halten sich mehr an seine Hunde. —

Der Aufenthalt in dem Interieur der Kutsche ließ wirklich viel zu wünschen übrig. Ein Geruch herrschte, daß ich immer wieder verzweifelt fragte, was wohl in den Paketen unter unsern Füßen verpackt sein möge. Es war, als ob der ganze Wagen mit verwesten Tierleichen angefüllt wäre. Der Seemannsknaster, den der Engländer auf dem Bock rauchte, schien mir ambrosischer Duft gegen diese unheimlich aufsteigenden Gerüche, deren Provenienz sich nicht erkennen ließ. Die Pakete müssen untersucht werden, erkläre ich. Da dreht sich der Norddeutsche auf dem Bock um und fragt kleinlaut: „Geniert Sie der Geruch? Es ist eine vier Meter lange Schlange, die gestern geschossen wurde. Die Haut liegt unter Ihrem Sitz. Ich bringe Sie meiner Frau mit.“ Ob mich die Schlangenhaut geniere? Eine naivere Frage hat wohl noch nie ein Mensch getan. Die Schlangenhaut wurde hervorgezogen und unter den Wagen zu den Hühnern gelegt. Hoffentlich sind sie an der Nachbarschaft nicht zugrunde gegangen.

In Nalanda stieg die Frau mit der Hutschachtel, die ich die ganze Zeit mithalten mußte, samt ihrem Sohn aus. Wir atmeten auf. Nalanda ist ein schönes, unter Tamarinden gelegenes Dorf. Hier erwartet uns eine große Ueberraschung. Endlich erblicken wir, wonach wir auf der ganzen Fahrt gespäht, einen Wädda. Scheu und mißtrauisch steht er abseits; er sollte Stalldienste versehen. Allein, nur widerwillig schien er das Leitseil zu halten, das man ihm

zugeworfen hatte. Wie es nicht anders zu erwarten war, ist dieser, in ein paar Lumpen gehüllte Wilde ein gezähmter Wädda. Wie ein wilder Buschmann stand der Mensch vor uns. Ein Urwald wuchs ihm auf dem Kopf. Nie waren seine Haare geschnitten, gekämmt oder gewaschen worden. Verfilzt stehen sie ihm rings um den Schädel, hängen ihm in langen Strähnen über Rücken und Achseln und lassen den Kopf unproportioniert groß auf den schmalen Schultern des skelettartigen Körpers erscheinen. Das Gesicht mit den unstet blickenden Augen, der eingedrückten Nase und den wulstigen Lippen, den vorstehenden Kinnbacken und Zähnen hat einen weinerlichen Ausdruck. Man sagt, der Wädda könne nur weinen, nicht lachen; er verachte den glücklich Lachenden. Gerade so sieht der Mann aus. Aber Professor Geiger in Erlangen widerlegt diese Ansicht in seinem Buch über Ceylon und behauptet, dies wäre eine Fabel, ebenso wie die Meinung, die Wäddas seien halbe Idioten. Er muß es wissen, denn er hat persönlich mit ihnen verkehrt und das Glück gehabt, sich ein paar Wäddas aus Bintenne, ihrer Heimat, verschaffen zu können.

Ob die Wäddas Nachkommen der Ureinwohner Lankas, ob verwilderte Singhalesen, oder verwilderte Ureinwohner, darüber streiten die Gelehrten. Nach singhalesischer Ueberlieferung sind sie Nachkommen des von Wijeyo 543 vor Christi Geburt auf Lanka vorgefundenen Volksstammes der Yakkos, der mit den Nagas die Urbevölkerung der Insel ausmachte. Die Yakkos (Yakkas = Dämonen) tragen ihren Namen von dem Dämonendienst, dem sie huldigten, während die Nagas (Naga = Schlange) Schlangenanbeter waren. Die Nagas flüchteten bei der Ankunft Wijeyos nach Norden. Dieser Teil der Insel hieß von da ab „Naga dipo" Schlangeninsel! Und merkwürdig genug, noch heute besteht dort der alte Schlangenkultus. Auf einer kleinen Insel bei Jaffna

werden in einem Tempel lebende Kobras von Prieſtern und Prieſterinnen ehrfurchtsvoll verehrt.

Von den Yakkos, welche ſich mit der Gefolgſchaft Wijeyos, den Magadhaleuten vermiſchten, ſtammen die Singhaleſen. Auf jene Yakkos aber, die zur Zeit Wijeyos in die Berge und Wälder flüchteten, führt die Tradition die Wäddas zurück. Das von ihnen bewohnte Gebiet — das Wäddaland — liegt im Süden und Südweſten von Kandy in der Gegend von Badulla. Der Diſtrikt beſteht teils aus parkähnlichem Land, teils aus ungeſundem Dſchungel mit niedrigen Felshügeln. Dieſe ſumpfigen Niederungen, das „Bintenne", gleichen in all ihren Einzelheiten dem „Tarrai", das ſich am Fuße des Himâlaya hinzieht.

Man unterſcheidet zwiſchen Küſten-, Dorf- und Felſen-Wäddas. Die Küſtenwäddas, die ſich an der Weſtküſte Ceylons aufhalten, ſind ein wenig ziviliſierter und verrichten ſogar bei den Tamilen Fiſcherdienſte. — Dorf- und Felſenwäddas zeigen nur geringe Unterſchiede. Auch die Dorf-Wäddas leben hauptſächlich von der Jagd. Da ſie ſich mehr an der Peripherie des Waldes aufhalten, treten ſie auch häufiger mit den übrigen Eingeborenen in Verkehr. Obwohl die Dorf-Wäddas ein wenig Reis bauen, ſo kann man ſie doch nicht eigentlich ſeßhaft nennen. Die engliſche Regierung iſt zwar eifrig bemüht, ſie an feſte Wohnſitze zu gewöhnen, pflanzt Kokosnußpalmen um ihre Hütten, weiſt ihnen Reisfelder an, gibt ihnen Sämereien, allein, die Wanderluſt kommt doch immer wieder zum Durchbruch. Sie verlaſſen ihre Hütten und ſchlagen dieſe wo anders auf. — Die Geſamtzahl der Wäddas wird auf zwölfhundert geſchätzt. Ein unbedeutender Bruchteil hiervon trifft auf die Felſen-Wäddas.

Die „blaublütigen" Kekelé-Wäddas oder Felſen-Wäddas, die man kaum je zu Geſicht bekommt, ſind geblieben, was ſie von je geweſen, ein nomadiſierendes Jägervölkchen ohne feſten Wohnſitz, aber mit anerkanntem

Landbesitz. Sie leben in den unzugänglichsten Teilen des Urwaldes. Jede Familie hat ihr Revier, das von den andern als Eigentum geachtet wird. Unter vorspringenden Felsen oder in den Aesten der Bäume suchen sie Obdach. Sie folgen dem Wild auf seinen Wanderungen nach den Wasserplätzen, wobei ihre kleinen, vortrefflichen Hunde die Fährte sehr geschickt verfolgen. Der Wädda geht als echter Wilder nackt. Er trägt nur einen Lendenschurz aus Blättern oder einem Lumpen, den er irgendwo gefunden hat. Seine Jagdgeräte sind ebenso primitiv wie seine Kleidung. Eine kleine wuchtige Axt und ein sechs Fuß langer Bogen mit ein paar längeren und kürzeren Pfeilen dienen ihm als Waffe. Die eiserne Spitze des Pfeiles ist das einzige Bedürfnis des Wäddas, das ihn gelegentlich in die Nähe menschlicher Wohnsitze führt. Er legt dann vor das Haus eines singhalesischen Schmiedes nächtlicherweile ein Blatt nieder, das die Form und Größe der gewünschten Pfeilspitze anzeigt. Als Bezahlung läßt er etwas Fleisch, Honig oder ein Tierfell zurück. In einer der nächstfolgenden Nächte kommt er wieder an diesen Ort und erwartet den bestellten Pfeil zu finden. Ward er zur Zufriedenheit bedient, so verleiht er dieser wohl noch durch ein besonderes Geschenk Ausdruck. Ist ihm aber der Schmied nicht zu Diensten, so hat derselbe sein Leben verwirkt. Bei erster Gelegenheit tötet ihn der Pfeilschuß des Wädda. Der Schütze hält den Bogen in der Rechten und spannt mit der linken Hand. Sein Schuß fehlt selten, und den Elefanten trifft er sicher mitten ins Herz. Hat der Schütze aber auf ein Federwild gerechnet, und fehlt ihm der große Pfeil, wenn er auf einen Elefanten stößt, so schleicht er sich an und wartet, bis dieser seinen mächtigen Fuß bewegt. Schnell sendet er einen kleinen Pfeil in die Fußsohle. Ein wütendes Aufstampfen treibt den Pfeil tiefer in den Fuß. Derselbe eitert; er vermag die schwere Last des gewaltigen Körpers nicht länger zu tragen. Der

Elefant bricht zusammen und wird ein Opfer des schlauen Wilden.

Alle Wäddas, die „gezähmten" wie die „blutblütigen", besitzen außer vorsichtigem Beschleichen des Wildes noch ein weiteres Hilfsmittel in ihren dressierten Büffeln. Sie legen dem Tiere einen Strick um eines seiner Hörner. Gewohnt, dem Zug des führenden Leitseils zu folgen, geht dasselbe zu der Stelle, wohin es der Wädda zu haben wünscht. Hinter dem Büffel verborgen, nähert er sich dem arglosen Wild zum sicheren Schuß. Diese Art des Anpürschens mit dem Jagdbüffel ist nicht nur den Wäddas eigentümlich, sondern wird auch von den übrigen Eingeborenen der Insel angewendet.

In der Nahrung sind die Wäddas nicht besonders wählerisch. Erstaunlich ist die Abneigung, welche sie, wie die Singhalesen, gegen das Elefantenfleisch hegen. Auch das Fleisch der Bären, Büffel, Panther und Schakale verschmähen sie. Als bevorzugte Leckerbissen gelten ihnen vielmehr Ratten, Ichneumons, Eichhörnchen, Schildkröten Fledermäuse, Krähen, Rieseneidechsen und geröstete Affen. Ihre Hauptnahrung ist jedoch das Hirschfleisch. In lange Streifen geschnitten, wird es über dem Feuer getrocknet. Ueberflüssigen Vorrat wickeln sie in Baumrinde und versenken ihn in einen hohlen Baum; mit Lehm oder Honig wird die Höhle luftdicht verschlossen.

Die Wäddas gelten für friedfertig und wahrheitsliebend, für treue, zärtliche Ehegatten. Sie leben in Monogamie. Die Ehen werden ohne besondere Zeremonien geschlossen. Der junge Mann spricht sein Verlangen durch das Darbringen von Nahrung an die Eltern des begehrten Mädchens aus. Der Antrag wird meistens angenommen. Entweder der Freier führt die Braut gleich ohne weiteres mit sich fort, oder er holt sie nach ein paar Tagen. Der Ehebruch soll nur höchst selten vorkommen. Dann aber rächt sich der Beleidigte an dem Beleidiger durch einen

ſicher treffenden Pfeilſchuß. Eine Wäddafamilie beſchränkt ſich meiſt auf vier bis ſechs Perſonen. Obſchon Kindermord unter ihnen nicht üblich iſt, ſterben die Wäddas doch allmählich aus.

Während die wilden Wäddas ohne ausgebildete Religionsformen ſein ſollen und in den Nakkas ihre zu Teufeln gewordenen Ahnen fürchten, betrachten die Dorf-Wäddas dieſelben als gute Geiſter. Der Dämonendienſt hat bei dieſen die Form des Ahnenkultus angenommen. Vor einer Unternehmung rufen ſie die Geiſter der Verſtorbenen an und opfern ihnen unter Tanz und Geſang mit Wurzeln und Honig gebratenes Fleiſch, das die Anweſenden nachträglich unter ſich verteilen und verzehren. Profeſſor Geiger ſagt, außer dieſen Geiſtern der Verſtorbenen, welche über das Wohl der Lebenden wachen, hätten die Wäddas noch acht oder neun Gottheiten. Böſe Geiſter ſchienen ſie nicht zu kennen. Dagegen beſäßen ſie Zauberſprüche zur Abwehr von wilden Tieren, wie Elefanten, Büffeln, Panthern und des beſonders gefürchteten Bären.

Die Wäddas gehören nach Anſchauung der Singhaleſen zu einer hohen Kaſte, und einer ehelichen Verbindung mit ihnen, die auch manchmal vorkommen ſoll, ſteht nichts im Wege. Die einheimiſche Tradition betrachtet ſie als eine Miſchraſſe von Aboriginern und Ariern, ſie führt ihren Stammbaum auf Wijeyo, den erſten König Lankas, zurück.

Als Wijeyo einſt erſchöpft von Hunger und Müdigkeit unter einer Palme eingeſchlummert lag, fühlte er ein leichtes Fächeln, das den Fliegen wehrte. Ueberraſcht ob der Fürſorge, öffnete er die Augen und erblickte ein holdes Mägdlein, das ihm winkte, ihm zu folgen. Es war Kuweni, die einzige Tochter eines Nakko-Aelteſten. Wijeyo begehrte die Nakkoprinzeſſin zur Gattin. Doch kaum durch ſie zur Macht gelangt, verſtieß er ſie und machte eine indiſche Prinzeſſin zur Königin. Kuweni hatte dem König zwei Kinder ge-

boren, einen Knaben und ein Mädchen. Nachdem sie beide in die Obhut des Onkels gegeben hatte, wanderte sie zur Stadt, um die Königin zu sehen. Sie wurde erkannt und erschlagen. Der Onkel floh mit den Kindern in das Gebirge. Hier lebten Bruder und Schwester als Mann und Weib. Ihre Nachkommen sind die Wäddas. Mit dieser singhalesischen Tradition soll die der blaublütigen Felsen-Wäddas übereinstimmen.

Um acht Uhr kamen wir nach Matalé. Es regnet noch immer. Wir können von Glück sagen, die Postfahrt mit geraden Gliedern überstanden zu haben. Eine Reise in solcher Kutsche scheint mir mehr Gefahren zu bieten, als eine Seefahrt um die Welt. Die Straßen von Matalé sind finster. Nur in den Kaufbuden brennen ein paar armselige Oellampen. Das resthouse ist hell erleuchtet. Mehr als ein Dutzend Europäer sitzen rauchend um den großen Speisetisch. Werden wir wohl noch Unterkommen finden? Eine herkulische Gestalt mit langem weißen Bart — der erste große, dicke Mann, den ich auf Ceylon sehe — kommt uns entgegen. Es ist der Wirt. Wir fragen, ob noch Betten frei seien. „Perhaps by and by", lautete die mysteriöse Antwort. Sollten wir vielleicht einer nach dem andern im Laufe der Nacht untergebracht werden? Dies mußte wohl eine singhalesische Redewendung sein. Statt „vielleicht nach und nach", bekamen wir sofort zwei erträgliche Schlafräume.

12. Februar. Nach dem Frühstück besuchten wir die zwei Meilen von Matalé entfernte Alu-Wihara. Ein Wagen für vier Personen war bestellt. Ein Engländer wollte sich anschließen. Indessen fuhr ein Ponywägelchen für drei zwölfjährige Kinder vor. Der Engländer mußte zurückbleiben. Wir nahmen wohl oder übel in dem Chaischen Platz. Charley machte sich noch dünner, als er ohnehin ist, und setzte sich neben den Kutscher. Das Pony zieht an.

Langsam und mühselig kommen wir vorwärts. Man fühlt sich als Barbar. Indessen, zu gehen, wäre bei der entnervenden Hitze unmöglich. Die tropische Waldherrlichkeit, die wir durchfahren, ist traumhaft schön. Unsere rote Landstraße zieht sich durch frisch grünende und immergrünende Baumpracht: stolze Palmen, graziöse Akazien, Myrten-, Satin-, Eisen- und Gummibäume, Bananen mit goldgelben Riesentrauben beladen, Tamarinden, Mais, Zuckerrohr. Schlank aufstrebende Papayas entfalten ihre wundervollen Kronen wie zu einem großen Schirm. Unter den schweren, tiefzackigen Blättern hängen grün schillernde Früchte. Zarte Farne ziehen sich an dünnen Fäden um buntfarbiges Laub fremdartiger Bäume und klettern bis in die höchsten Aeste hinein. Wie ein leichter Schleier fällt das durchsichtige Gewirre über gelbflammende Blütenbüschel und süßduftende weiße Sterne wieder zur Erde herab. Den verschwenderischen Reichtum, die berückend feinen Farbentöne in Worten darzustellen, ist unmöglich.

Nach einer kleinen Stunde sind wir am Ziel. Ueber moosbewachsene, schmale, durch massige Pflanzenwände eingeengte Steinstufen, gelangen wir auf die Höhe des Felsens. An der Alu-Wihara ist wenig zu sehen. Wieder ein paar Höhlen mit bunten Malereien, vergrößert durch eine aufgeführte Mauer, die einen überhängenden Felsen stützt. Interessant ist die Alu-Wihara nur wegen ihrer literarischen Bedeutung. In ihr versammelte Walagambahu die Priester, welche die buddhistische Lehre, die bisher nur auf mündlicher Tradition beruhte, in der Palisprache auf Palmblätter niederschrieben.

Die Lage der Alu-Wihara ist malerisch, der Blick in die Landschaft anmutig. Die Felsen, welche sich zu engen Spalten zusammenfügen, sind sehr pittoresk. Ihre inneren Wände scheinen mit weichem schwarzem Samt überzogen zu sein. Es sind Myriaden Fledermäuse, die sich dicht aneinanderdrängen. Leider verbreiten sie einen widerlichen Ge-

ruch, ſo daß man eilig von dannen flieht. Als wir den Felſen herabſteigen, ſehen wir zum erſtenmal ein fliegendes Eichhörnchen. Größer und weicher im Fell, gleicht es dem unſrigen, wenn es von Aſt zu Aſt hüpft, will es aber einen weiteren Sprung wagen, ſo hat es alle Aehnlichkeit verloren. Es ſpreizt ſeine vier Beinchen, die durch eine Haut verbunden ſind, und ſchwebt wie ein viereckiges Stückchen Pelz, den Schweif als Steuerruder gebrauchend, wohin es will. Iſt es auf die Wieſe oder den Zweig niedergeſunken, dann zieht es die entfaltete Haut ein und huſcht flink auf ſeinen vier Beinchen davon. Die Metamorphoſe ſieht ſehr luſtig aus.

Das Pony brachte uns im Schritt nach Matalé zurück. Am Fiſchmarkt verließen wir den Wagen. Große Fiſchvorräte liegen ausgebreitet. Zum Schutz gegen die Fliegen ſind ſie dicht mit feinem Sand beſtreut. Kein Wunder, daß man den ganzen Mund voll Sand hat, der zwiſchen den Zähnen knirſcht, wenn man ein Fiſchgericht ißt. Es ſind lauter ſilbergraue Flußfiſche mit roſa und gelben Floſſen, kein Vergleich mit den phantaſtiſchen Seefiſchen der Fiſchhalle von Colombo. Dort ſchillern in allen Farben des Regenbogens die wunderlich geformten Papagei-, Mond- und Feuerfiſche und wie ſie alle heißen mögen. Aus grünen Köpfen leuchten goldene Augen; glänzend ſchwarz geſtreift, hell- und dunkelblau gefleckt ſind die Körper mit rotem, gelbem oder ſilbernem Schweif. In ihrer unendlich bunten Mannigfaltigkeit möchte man ſie mit Schmetterlingen vergleichen. Dieſe glänzend gefärbten Fiſche gelten nicht durchaus für wohlſchmeckend. Dagegen iſt der ſilberſchillernde Ceylonhering nicht nur ſchön, ſondern auch ſehr fein im Geſchmack. Entgrätet und gedörrt, wird er vielfach zum Curry und Reis ſerviert. Wie ſieht es aber hier wieder zwiſchen den Buden aus. Nicht anders als nach einem grauſigen Blutbad. Tamilen und Singhaleſen, Männer und Frauen, alles kaut „Betel“. Das Spucken iſt über alle

Maßen degoutant. Aber das Betelkauen soll gesund sein. Man behauptet, der Kalk, der in der Mischung enthalten ist, ersetze Vegetariern den Fleischgenuß. Das Betelblatt, in dem die Delikatesse eingewickelt ist, und von dem sie ihren Namen trägt, gleicht unserm Efeu, nur daß es fetter und fleischiger ist. Aus ein paar Stückchen der Arekanuß und dem Kalk gebrannter Muscheln wird das Reizmittel zusammengesetzt. Scharf und beißend, färbt es das Zahnfleisch des Gewohnheitskauers orangerot.

Wir eilen, den Bahnhof zu erreichen. Der Zug steht bereit. Aus dem Fenster der zweiten Klasse blickt ein wunderhübsches Geschöpf, das den Pfad der Tugend verlassen zu haben scheint. Ob es das „Rodiyamädchen" eines Europäers ist? Der Europäer sieht auf Schönheit, nicht auf Kaste. Das schöne Kind sitzt ganz allein im Coupé.

Die buddhistische Lehre verwirft zwar das Kastenwesen, aber dessenungeachtet, bestehen zwischen den Singhalesen dieselben gesellschaftlichen Unterschiede, wie bei den Hindus. Der Singhalese bleibt in dieser Hinsicht seiner brahmanischen Abstammung getreu, die er auf Wijeyo und dessen Gefolgschaft zurückführt. Wie der Hindu, so teilt auch er die Bevölkerung in vier Kasten. Die dritte hat zwei, die vierte sechzig Unterabteilungen. Man sollte glauben, daß hierdurch Raum für alle geschaffen worden wäre. Doch dem ist nicht so. Nach diesen fünfundsechzig Gesellschaftsschichten folgen die „outcasts", die von der Gesellschaft „Ausgestoßenen"! Auch die „Rodiyas" zählen zu diesen, allein mit Hochmut blicken sie herab auf alle jene, die noch tiefer stehen, so auf den Betelbüchsenmacher, den Wäscher, den Barbier. Sonderbar, daß gerade der „Dhobie" und der „Anbetteyos" zu den Unreinsten gehören! Haben doch beide für die Reinlichkeit der Hohen und Großen zu sorgen. Der eine reinigt seine Wäsche, der andere seift ihm das Gesicht ein.

Die zahlreich verbreiteten Rodiyas sind ein interessantes Geschlecht. Der Menschenschlag ist kräftiger als die Singhalesen höherer Kaste. Die mitunter schönen Mädchen gelten für höchst verführerisch, und das galante Leben ist ihr Beruf. Ueber die Herkunft der Rodiyas gibt es verschiedene Versionen. Sie werden entweder auf die Tschandalas zurückgeführt, welche die tamilischen Fürsten von Indien zur Verrichtung niedriger Arbeiten herüberkommen ließen, oder auf Verbrecher, die sich in den Dschungel retteten. Die Ueberlieferung erzählt von einem königlichen Jäger, der für das Wild der fürstlichen Tafel zu sorgen hatte, und der ohne Beute von der Jagd heimkehrte. Um der Ungnade des Königs zu entgehen, schlachtete er ein Kind, löste die Knochen heraus und setzte es dem König vor. Die Schandtat wurde entdeckt, der Jäger floh in den Dschungel, und die Rodiyas sollen seine Nachkommen sein. Der Rodiya selbst schmückt seinen Stammbaum allerdings romantischer aus. Nach seiner Tradition besaß der große Prakrama Bahu (1147) eine Tochter, Namaratnawali, die er wegen eines Vergehens vom Hofe verbannt hatte. Trotz des väterlichen Verbotes aber kehrte sie in den Palast zurück und redete in der Vorhalle mit einem Diener, des Namens Rodda. Der Mann schenkte ihr Gehör. Zur Strafe wurde Rodda mit der Prinzessin verbannt. Sie zogen in die Einsamkeit, und „Rodiya" hieß ihr Geschlecht. In späteren Zeiten wurden ganze Familien der höheren Kaste als Strafe für Verräterei zu Rodiyas degradiert. Es ist also nicht erstaunlich, wenn diese „Ausgestoßenen" ein schönes, vornehmes Aeußere zeigen.

Die Rodiyas sind die Zigeuner Ceylons. Sie befassen sich mit Wahrsagerei, verstehen sich — wie man sagt — auf magische Künste, verkaufen Zaubermittel und bringen sich ohne bestimmtes Handwerk so gut oder schlecht wie möglich fort. Sie sind klug und gewandt. Sehr zum Erstaunen der übrigen Eingeborenen wählte Ernst Häckel während

ſeines Aufenthaltes in Kandy einen ſchönen Kodiya als Gehilfen. Er rühmt ihn als geſcheit und zuverläſſig in ſeinen Arbeiten. Unter engliſchem Geſetz ſind die Kaſtenunterſchiede aufgehoben worden. Der Abſtand zwiſchen den höheren und niederen Klaſſen der Bevölkerung beſteht aber trotzdem in alter Weiſe fort, wenn die Ueberzeugung ſich auch wohl nach und nach geltend macht, daß vor dem europäiſchen Richter gleiches Recht für alle gilt.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, wir ſchliefen auf dem Wege von Matalé nach Kandy, ſtatt uns an der blühenden Wildnis und den Palmenwäldern zu begeiſtern. Kurz vor Kandy ſtieg das ſchöne Mädchen aus. Nicht weit vom Bahnhof liegt ein luftiges Bungalow zwiſchen Teeplantagen.

In Kandy kamen wir um ein Uhr an. Sehr angenehm berührte es uns, unſere alten Zimmer wieder beziehen zu können.

Zum Dinner erſcheinen Herr Federer und Frau von R., Herr und Frau Baronin Gemmingen. Wir konſtatieren, daß unſere gemeinſame Reiſe hauptſächlich aus Wiederſehen und Abſchiednehmen beſteht. Uebermorgen gehen alle wieder nach Colombo voraus.

13. Februar. Jenſeits des Berges, der den Kandyſee abſchließt, rauſcht die Mahawelli-Ganga — der Sandfluß. Hoch aus den Bergen, nahe dem Adamspik, entſpringt er unter Rhododendron, ſtürzt über Felſen hinab in die waldige Ebene, und fließt als herrlicher Strom durch die ſchönſten Teile des Landes. In ſeinem mächtigen Flußbett badet alltäglich nachmittags um drei Uhr die Elefantenherde eines reichen Plantagenbeſitzers. Als wir heute den Badeplatz beſuchen wollten, durften wir uns dem Ufer nicht nähern. Alles iſt abgeſperrt und mit Teppichen belegt. Der Gouverneur von Ceylon, der gegenwärtig in Kandy weilt, wird erwartet. Wir verſuchen, dennoch vorzudringen,

da geht einer der bekannten Platzregen nieder. Nirgends eine Zuflucht! Die Teppiche, die bis zum Ufer hinab den Lehmboden bedeckten, schwimmen in einer gelben Brühe. Die Dienerschaft sieht keine Hilfe, sie läßt sich ruhig anregnen. Wir sputen uns, die Wagen zu besteigen, und eilen zum Hotel zurück. In einer Reihe geschlossener Karossen fuhr die Gesellschaft an uns vorüber.

Mr. Fips aus Amerika wird heute abend erwartet. Es ist einer von den Nawabs aus dem Dollarland. Das gesamte Personal befindet sich in Aufregung, der dicke Manager am meisten. Jetzt gilt es zu — verdienen. Eine ganze Etage wird für den Krösus bereit gehalten. Wer im Wege stand, wurde auslogiert. Es kann nicht fehlen, Mr. Fips wird zufrieden sein, und der Manager auch.

Mr. Fips kommt an und verlangt „ein Zimmer"! Tableau.

14. Februar. Eine halbstündige Eisenbahnfahrt brachte uns um sieben Uhr nach Paradeniya, dessen botanischer Garten einen Weltruf genießt. Mit seinen wunderbaren Palmenalleen, Baumgruppen, Wiesen und Seen, seiner wunderfarbenen Blumenfülle erinnert er in nichts an die gewohnte Steifheit einer solchen Anlage. Von drei Seiten durch die Mahawelli-Ganga umspült, liegt er auf einer Halbinsel. Prachtvoll gehaltene Wege durchziehen den Garten nach allen Richtungen. Gleich am Eingangstor steht eine Reihe großer Kautschukbäume (Ficus elastica). Unheimlich sehen die ungeheuerlichen Bäume aus. Mächtige Luftwurzeln wachsen vom Hauptstamm herab. Wie riesige Reptilien winden sich ihre langen Erdwurzeln in weitem Umkreis über den Boden hin. Gegenüber dieser Gruppe Ficus elastica steht eine Reihe üppiger Mahagonibäume. Nun durchschreitet man das Tor des Gartens. Das erste, was man sieht, ist eine Gruppe einheimischer Palmen; als Mittelpunkt die Königin ihres Geschlechts, die Talipotpalme,

umgeben von allen Arten ihrer Gattung. Weiter Gruppen ausländiſcher Palmen von Cuba, Indien, China, Afrika. Man fühlt ſich überwältigt von dieſer Pracht. Buntfarbige Papageien fliegen hin und her und kreiſchen leider recht unmelodiſch durcheinander. Wir kommen an einem Wunderbaum mit noch nie geſehenen Blumen vorbei. Wie ſoll ich ihn beſchreiben? Auf einem Baum, der einer mächtigen Kaſtanie ähnelt, zwiſchen kräftigen glänzenden Blättern, wächſt eine Blume, die einem großen Strauße gleicht. Das Innere derſelben iſt eine dicke rote Knoſpe, deren Blätter ſich wie die einer Artiſchocke feſt zuſammendrängen. Ein paar Reihen großer Blätter, in Geſtalt und Form wie jene der Azaleen, flattern, immer heller werdend, um die Blüte, die viel größer als die größte Sonnenblume iſt.

In der „Carica papaya" machte ich die Bekanntſchaft des Baumes, der den Eingeborenen gute Dienſte leiſtet, wenn ihre Digeſtion durch übermäßiges Rekordeſſen gelitten hat. Der Saft, den die Blätter und die unreife Frucht der Carica papaya liefern, enthält ein Ferment, das dem des tieriſchen Magens ähnlich iſt. Reizend iſt die Mimosa pudica. Wie ſaftiger Klee ſieht die zierliche Pflanze aus, deren Blätter ſich bei Erſchütterung des Bodens ſchließen, wenn ſich ihr von ferne jemand naht.

Auf köſtlich klaren Teichen ſchwimmen blühende Lotosblumen aller Nuancen in unzähliger Menge. Eine hochſtämmige Palmenallee läuft kerzengerade an der einen Seite des Gartens entlang. Die Mahawelli-Ganga fließt trübe nebenher. In künſtlich angelegten Buchten, welche die Ganga ſeltſamerweiſe mit ganz klarem Waſſer verſorgt, ſtehen Bambusſträucher aus Java und Malakka. Jeder einzelne Strauch bildet einen Wald für ſich. Hundertfünfzig Fuß hoch und fünfundzwanzig Zentimeter dick ſind die glänzenden grünen und gelben Rohre. Graziös beugen und wiegen ſich die ſchweren Wedel über den Teichen. Es ſcheint kaum glaubhaft, daß das Wachstum dieſer ungeheuren Maſſe das Re-

ſultat weniger Monate ſei. Aus einer unſichtbaren, unter der Erde fortkriechenden Wurzel ſpringen all die zahlloſen Stämme hervor. Sie blühen und ſterben, um im folgenden Jahre in gleicher Fülle wieder zu erſtehen. Bis zu ſechzig Stämmen zählt man oft an einem einzigen Buſch. Während der Regenzeit im Juni ſchießen ſie in einer Nacht fünfzig Zentimeter in die Höhe. — Das weibliche Bambusrohr iſt hohl und beſteht aus regelmäßig aufeinander geſetzten waſſerdichten Abteilungen, die, abgetrennt, kleine Käſtchen liefern. Die zarten Pflanzen des Gartens werden in ſie eingeſetzt, um ſo auch verſchickt zu werden. Das männliche Bambusrohr iſt ſolide und wird zu härterem Dienſt verwendet, z. B. zur körperlichen Züchtigung. Ein Tulpenbaum, wie wir deren ſo viele in Anuradhapura ſahen, blüht in beſonderer Pracht. Er heißt wegen ſeiner zart gelb gefärbten Blüten mit rotem Kelch, die, wenn die Sonne untergeht, mit ihr verblaſſen, Suriya oder Sonnenbaum. An einem großen Brotbaum oder Jack hängen koloſſale Früchte. Sie ſollen ein Gewicht bis zu ſechzig Pfund erreichen.

Man könnte in alle Ewigkeit aufzählen und würde doch nicht zu Ende kommen. Nur der Orchideenhäuſer und des Muſeums muß ich noch erwähnen. Die Orchideenhäuſer ſind große runde Lauben mit kleinen Pavillons auf dem Blechdach. Immergrünes Laub hüllt ſie völlig ein. Leider ſtanden nur wenige der farbenprächtigen Orchideen in Blüte. — Das Muſeum des botaniſchen Gartens enthält eine gut geordnete Sammlung aller Arzneimittel, Drogen und Gewürze, welche auf Ceylon wachſen. Desgleichen waren auch die Querſchnitte aller auf der Inſel vorkommenden Holzarten aufgereiht: Ebenholz, Mahagoni, Eiſen-, Satin-, Eichenholz, Kalamanderholz, das ſich nur noch ſelten findet, das Holz des Bo- und Jackbaumes, endlich das ungeheuer harte Nadunholz, aus dem die Singapurſtühle angefertigt werden, uſw. In der Nähe des Muſeums liegt ein Laboratorium. Unter der Vorhalle ſtanden ein paar

Käfige mit Tieren. In einem Glaskaſten wand ſich um einen dürren Baum die „eye snake“, wie die ſmaragdgrüne Schlange heißt, die wir im Dſchungel geſehen haben, und die dieſen Namen wohl wegen ihrer Liebhaberei trägt, Menſch und Tier in die Augen zu ſchießen. Verwirrend war die Kollektion Blatt- und Holzinſekten, die zur Familie der Mantis gehören, und die ich unter dem Namen mimicrys kannte. Niemals würde man glauben, etwas anderes als ein braunes oder hellgrünes Blatt zu ſehen, bewegten ſich dieſe ſcheinbaren Blätter nicht frei umher. Auch das Holzinſekt wird niemand für etwas anderes als für einen blattloſen Stiel halten. Ich habe mir ein kleines, grünes Inſekt, vorſichtig mit Nadeln aufgeſpießt, in eine Schachtel verpackt. Aber ich fürchte, es dürfte, wenn es erſt ausgetrocknet iſt und mürbe wird, zerfallen, ſomit die Reiſeſtrapazen nicht überſtehen.

Um den Reichtum und den Wert dieſes ungeheuren Treibhauſes unter freiem Himmel richtig ſchätzen zu können, müßte man Sachverſtändiger ſein. Für uns Laien war der Eindruck des Gartens vor allem als großartige Anlage ein Genuß, eine herrliche Augenweide.

Nach Kandy zurückgekehrt, mochte ich die Zeit nicht ungenützt verſtreichen laſſen, und wollte verſuchen, ein paar um dieſe Zeit gut beleuchtete „Waldinterieurs“ aufzunehmen. Alfred begleitete mich. Nach kaum einer Viertelſtunde mußten wir das Unternehmen aufgeben. Die Hitze war glühend; man fühlte die Sinne ſchwinden. Wir eilten nach dem Hotel zurück.

Als wir nachmittags einen erneuten Verſuch machen, die Elefantenherde des reichen Plantagenbeſitzers im Bade zu überraſchen, finden wir ſie vollzählig zur Stelle. Ein Dutzend mächtiger Tiere liegt im Waſſer, puſtet, ſchnaubt und ſpritzt das mit dem Rüſſel gefaßte Waſſer über ſich hin. Auf einzelnen Tieren ſitzen „Mahuts“ und reiben und fegen mit Bürſten und Steinen an ihnen herum. Sobald

ſie uns erblicken, erhebt ſich einer der Rieſen und kommt aus dem Waſſer geſtampft, andere folgen. Ein Baby, das aber die Größe eines Ochſen beſitzt, iſt auch darunter. Ruhelos ſchwingen ſie die Rüſſel, an denen vorn der „kleine Finger" verlangend zittert, in hohem Bogen hin und her. Wir hatten uns mit Leckerbiſſen aller Art für ſie verproviantiert, und es war verwunderlich zu beobachten, mit welcher Geſchicklichkeit auch das geringſte Krümchen mit dem Finger erfaßt und in das ungeheure Maul geſchoben wurde. Ihre gewöhnliche Ration iſt achtzig Pfund grünes Futter und achtzehn Pfund Körner pro Tag.

Ich kann nicht ſagen, daß ich mich inmitten der Elefanten gerade ſehr behaglich gefühlt hätte. Die Nähe der koloſſalen Füße weckte grauſige Vorſtellungen in mir. Auf ein koſendes Wort — jeder Elefant hat ſeinen Namen — auf einen leiſen Wink des Mahuts, hebt einer der Rieſen gehorſam ſeinen rechten Vorderfuß auf. Der Mahut ſtellt ſich in das Innere desſelben, wird behutſam aufgehoben und ſchwingt ſich dann auf den Hals des Tieres. Die Herde kehrt ins Waſſer zurück. Die Elefanten legen ſich auf die Seite und die Mahawelli-Ganga rauſcht kühlend über ſie fort.

Die meiſten Elefanten auf Ceylon werden zum Ausroden des Dſchungels, zum Tragen des Bauholzes, Aufrichten von Dämmen, zum Brückenbau und zum Wegemachen verwendet. Unſchätzbar ſind ſie für die Kultivierung des Landes. Die ſchwerſten Ackerbaumaſchinen ziehen ſie ſpielend. Freilich bedarf der Elefant einer langen Lehrzeit und Schulung, wie der Mahut ſagt. Doch es lohnt die Mühe, da er ein Alter von achtzig bis hundert Jahren erreicht. So groß er iſt, ſo zart iſt ſeine Geſundheit. Die Füße ſind überaus empfindlich. Die bei Tag und Nacht gleich gut ſehenden Augen neigen zur Entzündung, und die Haut ſpringt bei unaufmerkſamer Pflege wie die eines verhätſchelten Stadtkindes. Trotz ſeines Gewichts iſt der Elefant ein ausgezeichneter Schwimmer und vorzüglicher,

ſehr geſchickter Bergſteiger. Fußſpuren auf dem Adamspik zeigen, daß auch er die Wallfahrt unternommen hat. In ruhigem, gleichmäßigem Schritt legt der Elefant täglich fünfzig engliſche Meilen zurück. Wird er aber überanſtrengt, ſo fällt das willige Tier plötzlich tot um. Die Märe vom gebrochenen Herzen, an dem der Elefant ſterben ſoll, erzählt hier jeder. Als Beiſpiel wird angeführt, wie ein erſt kurz vorher gefangener Elefant, der ſich gutwillig in alles fügte und aus der Hand fraß, tot zuſammenbrach, als ihm das Geſchirr angelegt wurde und er einen Wagen ziehen ſollte. Der Mahut ſagt, er ſei an gebrochenem Herzen geſtorben, aus Empörung über die Schmach, knechtiſche Dienſte tun zu ſollen!

Die Elefanten werden auf eine nur bei den Singhaleſen übliche Art mittels des ſogenannten „Kraals" gefangen. Eine unſichtbare Paliſade, eine feſte, undurchdringliche Umzäunung wird ſo geſchickt im Dſchungel errichtet, daß der wilde Elefant die Falle nicht merkt. Vier bis fünftauſend Treiber umzingeln das Revier, in dem eine Elefantenherde ausgekundſchaftet wurde. Tag für Tag wird der Spielraum kleiner, in dem die Tiere freie Bewegung genießen. Täglich werden ſie dem Eingang des Kraals näher zugetrieben. Haben ſie denſelben aber überſchritten, ſo ſind ſie gefangen. Zahme Elefanten empfangen ſie freundlich und umflirten ſie eifrig. Während ſie mit Zärtlichkeit die aufgeregten Fremdlinge zu beruhigen trachten, verſtecken ſie zugleich den Mann, welcher, mit einer feſten Schlinge verſehen, herankriecht, um ſie um den Fuß des friſch gefangenen Rieſen zu werfen. Iſt dies geſchehen, ſo wird der Gefangene an einem Baum feſtgelegt, wobei die zahmen Kollegen verſtändnisvoll helfen.

Einſt richteten die Elefantenherden ungeheuren Schaden an, zertraten in einer Nacht die Lebensarbeit eines „planters" und vernichteten die ſchönſten Kokosnußplantagen. Um dieſen Verwüſtungen abzuhelfen, wurden

auf den Kopf eines getöteten Elefanten zehn Rupien Belohnung ausgesetzt. Bald aber trat die Kehrseite ein. Die Dickhäuter drohten auszusterben, wie die Büffel in Amerika. Seit 1872 erhebt die englische Regierung hundert Rupien für den Erlaubnisschein, einen Elefanten zu schießen. Heute sollen die Herden beinahe ihre frühere Stärke erreicht haben. Besonders in den nördlichen Provinzen, wo unsere blasse Ingenieursfrau im Dschungel gelebt hat, sind die größten Elefanten herdenweise vertreten. Das Eldorado der Jäger aber liegt in den Teilen der Insel zwischen Badulla und Magama. Ein sechzig Quadratmeilen großer Urwald ist das ergiebigste Jagdgebiet für Elefanten, wilde Büffel-, Schrei- und Schweinehirsche, wie sonstiges fremdartiges Wild.

Auf Ceylon einen Elefanten zu schießen, ist nur eine Frage des Geldes. Man stellt sich unter die Fürsorge eines Unternehmers, der die Jagd arrangiert und für die Erlegung eines Elefanten garantiert. Dem Unternehmer zahlt man ein vereinbartes Tagegeld, zwölf bis fünfzehn Rupien, dafür schafft er die Jäger, die Zelte, die Verpflegung. Gegen ein paar hundert Rupien kann man sicher sein, zum Schuß zu kommen.

Unser Boy Charley zeigte sich bei unserer heutigen Ausfahrt als Interpret sehr gewandt. Da wir ihn nur noch wenige Tage besitzen, durchbrechen wir unsere majestätische Reserve und lassen uns huldvoll in ein Gespräch mit ihm ein. Zu unserm größten Erstaunen vernehmen wir, daß er von Hause aus Bergwerksmanager ist, und daß er in seiner Stellung elf Bücher zu führen hatte — vielleicht war es auch nur ein einziges! Jedenfalls schreibt und liest er tadellos. Auch weit gereist ist das dürre Männchen. Er war in Birma, Japan, Java und Aegypten.

15. Februar. Die Reisegesellschaft hatte sich wieder einmal getrennt. Frau von R. und Herr Federer, Baron

und Baronin Gemmingen fuhren heute morgen nach Colombo. Wir folgen übermorgen. — In meinem Zimmer zeigt das Thermometer morgens 22½, in der Sonne steigt es bis zu 44, im Schatten sinkt es auf 25½ Grad Reaumur. Als feuchte Hitze eine höchst unangenehme Temperatur. Die beiden letzten Tage, die wir noch in Kandy weilen, gelten Spaziergängen in der nächsten Umgebung. Mit großem Geschick sind die Promenaden angelegt, alle gleich schön, gleich schattig und mit reizenden Durchblicken in die Ferne. Entzückend ist „Lady Hortons Walk". Langsam ansteigend führt die Straße an dem jenseitigen Abhange des nördlich von Kandy gelegenen Berges hinauf. Dieser Weg bietet einen wundervollen Rundblick. Zu unsern Füßen fließt die Mahawelli-Ganga. Wie ein breites Silberband zieht sie sich durch ein herrliches Waldtal. Zwei blaue Bergketten erheben sich nordwärts in feucht glitzernder Ferne. Ein wenig links und näher eine hohe Felsenpyramide und gegenüber, von Wolken leicht umhüllt, fünf massige Kuppeln. Wir stehen am Rande des Berges. Neben uns, unter uns, über uns Riesentannen, blühende Cinnamoneichen, Kittoolpalmen, die wie Frauenhaar gekräuselt sind, und Blätter- und Blumenbäume in dichten wilden Massen und wundervoller tropischer Pracht.

Es ist Sonntag. Ganz Kandy lustwandelt, die Christen wie die Buddhisten. Die kleinen getauften Mädchen sehen gar drollig aus. Ihre dunkeln Körperchen stecken in rosafarbigen und himmelblauen Kleidern. Schmale Gesichtchen schauen altklug aus dem bis zum Kinn geschlossenen Leibchen hervor. Je drei in einer Reihe gehen die Kinder Hand in Hand, blicken rechts und blicken links, prüfend, ob man auch hört, wie fein sie englisch plappern, ob man sieht, wie europäisch sie sich zu benehmen wissen. Die armen kleinen Aeffchen, wenn sie doch wüßten, wie häßlich sie aussehen, und wie reizend neben ihnen ihre heidnischen Schwesterchen wirken, die nur mit einem silbernen Herz-

blättchen bekleidet ſind, das ihnen an einem grauen Faden um den Leib hängt.

Das ſo getragene Herz iſt dem Boblatt nachgeformt und als ſolches ein „Amulett“ gegen den böſen Blick.

Hinter den kleinen ſinghaleſiſchen Zierpüppchen kommt ein Troß wie Oxforder Studenten koſtümierte Buben. Nur einer trägt den weißen Schleier des Tamilen, der ihm in weichen Falten um die Glieder fließt. Wie ein Prinz ſieht der Knabe unter dieſen maskierten chriſtlichen Honoratiorenkindern aus. Wir ſprachen mit mehreren dieſer Jungen. Sowohl die europäiſch gekleideten unter ihnen, als auch jene in Nationaltracht, beſitzen dieſelben Kenntniſſe wie unſere Deutſchen gleichen Alters. Sie kennen die Geſchichte und Geographie ihrer Inſel und die Englands ganz genau, ſprechen außerdem fließend und mit gutem Akzent Engliſch.

16. Februar. In den letzten Stunden des letzten Tages ſuchen wir noch einmal die entzückenden Wege auf, die durch Waldesdunkel in Waldestiefe führen, wo zwiſchen hohen Bäumen und ſaftigen Büſchen feine Gräſer, feurige Blumen ſtehen, bunte Blütenpracht knorrige Stämme umſchmeichelt, ſich leichtes Gewinde von Zweig zu Zweig ſchlingt und geflügelte, durchſichtige Weſen ſeltſame Gewebe durch den Wald ziehen. In ſolch tiefer, grüner Wildnis traf Baron Gemmingen am letzten Tage vor ſeiner Abreiſe ein wundervolles Exemplar der Cobra, hoch aufgerichtet und mit aufgeblähter Haube an. Es war dies die einzige ungezähmte Cobra, die einer von uns auf der ganzen Reiſe erblickt hat.

Das Hotel iſt überfüllt, Fremde ſuchen in Kandy Kühlung, die teaplanters der Umgebung Amüſement. Letztere haben auf ihren „estates“ kein beſonders bequemes Leben. Das „Teepflücken“ ſetzt ſich das ganze Jahr hindurch fort, verlangt viel Aufmerkſamkeit und europäiſche Auf-

ſicht. Vor allem bilden die heftigen Niederſchläge eine ſtete Sorge des „planters“. Seine Kulturen ziehen ſich an dem Berggelände hin. Durch die furchtbaren Platzregen wird das beſte Erdreich des abſchüſſigen Terrains leicht fortgeſchwemmt und muß mühſelig aus den tieferliegenden Ländereien wieder heraufgeſchleppt werden. Nur ſelten findet man Singhaleſen auf den „estates“ beſchäftigt. Sie erachten die Feldarbeit für entehrend, ſofern ſie nicht direkt zum eigenen Unterhalt dient. Die kräftigen und fleißigen Tamilen, die zu Hunderttauſenden von Südindien nach Ceylon herüberkommen, bilden die Stützen der Pflanzer. In der Heimat verdienen ſie jährlich kaum vier Pfund, in Ceylon dagegen das Drei- und Vierfache. Sachverſtändige verſicherten mich, daß in einer allzuguten Bezahlung, d. h. in einer höheren, als ſie zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe benötigen, eine große Gefahr läge. Die Kulis arbeiten nur, ſolange ſie nichts erübrigt haben. Sobald ſie einen Ueberſchuß beſitzen, ſtellen ſie die Arbeit ein und feiern ein paar Tage. Solche Arbeitskräfte hindern den regelmäßigen Betrieb eines Unternehmens und zwingen den Arbeitgeber zu dem ſeltſamen Mittel, möglichſt wenig zu zahlen, um dauernd Arbeiter zu haben.

Heute abend verlangten wir die Hotelrechnung. Welche Ueberraſchung! Der „wundermilde“ Wirt hatte für die fünf Tage unſerer Abweſenheit uns achtzig Rupien und Graf Lippe vierzig Rupien aufſchreiben laſſen. Wir trauten unſern Augen kaum, und Alfred meinte, daß dieſer edle Herr von R. mit der rötlich glühenden Naſe und nach Whisky duftenden Atmoſphäre bezüglich des Erwerbſinns durch ſeine raubritterlichen Ahnen erblich belaſtet ſei. Kein Zweifel, er betrachtet die armen Reiſenden, welche in ſeine Hände fallen, als von Gott geſandte Ausſaugungsobjekte. Oder ſollte er das von den hieſigen ſpringenden Blutegeln gelernt haben?

Infolge unſerer Reklamationen motivierte er ſeine Forderung damit, daß er unſere Zimmer reſervieren mußte, weil der Boy des Grafen Lippe vor deſſen Zimmertür geſchlafen und jedem den Zutritt verwehrt habe. Wann aber hätte je ein Europäer die Worte eines natives beachtet, wenn es ihm nicht bequem geweſen wäre? Der Vorwand erſchien überhaupt lächerlich, wenn man ſah, wie der gewalttätige Menſch ſonſt mit den armen Eingeborenen umſprang. Hatte er doch vor wenigen Tagen einen unglücklichen „guide“, der, ſeinem leuchtenden Vorbild folgend, einen Reiſenden um weniges übervorteilt hatte, derartig geprügelt, daß der Bejammernswerte ins Spital gebracht werden mußte. von R. ließ denn auch ſofort uns fünfzig, dem Grafen Lippe fünfundzwanzig Rupien nach, wodurch er ſich eigentlich, wie Alfred ſagte, recht als degenerierter Epigone des ſtolzen Räubergeſchlechtes offenbarte. Wären wir hartnäckiger geweſen, ſo hätte er wohl auch den Reſt ſeines Rançons fahren laſſen, aber wir ſtanden vor der Abreiſe und wollten keine weiteren Unannehmlichkeiten haben, worauf der alte Schlaumeier natürlich gerechnet hatte. Solche Verſuche ſcheinen ſich übrigens bei ihm zur lieb gewordenen Gewohnheit ausgeſtaltet zu haben. Bei Baron Gemmingen hatte er es auch probiert, war aber gründlich abgeblitzt, ebenſo bei Mr. Fips. Eigentlich wären auch wir gewarnt geweſen, denn ſchon bei unſerer erſten Ankunft im Hotel hatte er uns angelogen. Damals verſicherte er uns, daß wir nicht darauf rechnen könnten, Poſtplätze in Matalé reſerviert zu finden, da er dieſelben für ſeine Gäſte auf Wochen hinaus vorgemerkt habe. Hätten wir dem edeln manager geglaubt, ſo wären wir um den ſchönen Ausflug nach Anuradhapura gekommen.

Zu meinem Bedauern muß ich konſtatieren, daß, nachdem wir auf unſerer ganzen Reiſe durch Indien ſelbſt von den gottloſeſten Heiden und Schwarzen immer ehrlich

und anständig bedient worden waren, es leider ein christlicher Deutscher gewesen ist, der eine unrühmliche Ausnahme gemacht. Nicht leugnen will ich allerdings, daß das Hotel gut geführt und das Essen trefflich ist. Wenn nicht die Frau des Wirts in unseliger Erinnerung an ihre Chansonettenzeit geglaubt hätte, die Gäste den ganzen Tag durch musikalische Vorträge unterhalten zu sollen, der Aufenthalt in dem guten Hotel, in dieser paradiesischen Gegend, wäre zu schön gewesen.

18. Februar. Schweren Herzens trennen wir uns von dem lieblichen Kandy. Eine Abschiedsstimmung beschleicht uns. Mit unendlichem Bedauern denken wir daran, daß uns nur noch wenige Tage des Aufenthaltes auf dieser „göttergeliebten Insel" bleiben, die nur vielleicht ein wenig zu heiß ist, um auf ihr ganz glücklich zu sein. Als wir den Zug besteigen, hat es achtundzwanzig Grad Reaumur im Coupé. Hinunter, immer weiter hinunter saust der Zug, dessen Tempo uns heute zum erstenmal zu schnell erscheint. Wir umfahren den majestätisch aufragenden Allagalla, einen spitzen Felsen, von dem einst die alten Könige Kandys jene Untertanen hinabstürzten, die schmählichen Verrat geübt hatten. Schnell folgen sich immer neue Panoramen, liebliche Szenerien. Wie viel ist noch zu sehen! Wir blicken nach rechts, nach links, um nur ja nichts zu versäumen; auf die Berge hoch über uns, wie in die weiten, tief unter uns liegenden Täler. Ueberall unbeschreiblich herrliche Vegetation. Eine wellige Hügellandschaft tut sich vor uns auf. Am Horizont in der Ferne sehen wir tiefblau den Adamspik. Leider konnten wir ihn nicht besteigen. Es fehlte uns der Mut, bei der großen Hitze eine so bedeutende Anstrengung zu wagen. Wie gerne hätte ich seinen weltberühmten Schatten gesehen, den er kurz vor Sonnenaufgang plötzlich in die Atmosphäre wirft.

In Colombo angekommen, fahren wir direkt zu Konsul Freudenberg und Thomas Cook, um unsere Post zu holen. Veraltet sind alle Nachrichten. Nie hat mich die Antwort auf einen meiner Briefe erreicht. Doch während man die Nachrichten liest, vergißt man für Augenblicke die Zeit, die zwischen den Zeilen liegt, und genießt die lieben Heimatgrüße ohne Nebengedanken.

Im „Galle-Face-Hotel" werden wir mit gewohnter Aufmerksamkeit empfangen. Zwei luftige Zimmer mit herrlich freiem Blick aufs Meer stehen für uns bereit. Es ist wohl heißer hier unten in der Ebene als oben in den Bergen. Allein, die Seebrise, die durch die Zimmer weht, wirkt belebend, beinahe erfrischend.

19. Februar. Um 7½ Uhr 23 Grad Reaumur im Zimmer.

Heute feiert die deutsche Kolonie den sechzigsten Geburtstag des Konsuls Freudenberg und Fürsten von Colombo. Im Hotel Brisdol haben die Freunde einen Festabend arrangiert. Um sieben Uhr versammelt sich die Kolonie, um sieben Uhr fünf Minuten fahren Konsul Freudenberg und Gemahlin vor. Mit den gebührenden Ehren, Blumen und dreimal donnerndem Hoch freudig empfangen, wird der Gefeierte in den reich geschmückten Saal des Hotels geleitet.

Es ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von einheimischen Fremden und flüchtigen Reisenden, die sich versammelt hat und nun an der Festtafel Platz nimmt. Nach dem Toast auf Seine Majestät den Deutschen Kaiser spricht Oberst von Raffey. In begeisterten Worten hebt er die hohen Verdienste des Jubilars hervor; sein großes Geschick, die vielseitigen Interessen der Landsleute zu berücksichtigen und zu wahren. Er betont, wie durch ihn die Stellung der Deutschen auf Ceylon an Ansehen gewonnen, wie durch seine tätige Umsicht sich der Handel

gehoben habe, und wie es ihm allein zu verdanken ſei, daß das Einvernehmen zwiſchen der deutſchen Kolonie und den Engländern ſich mehr und mehr freundſchaftlich geſtaltet.

Der ſchöne alte Herr ſteht, obwohl er beinahe ein Menſchenalter im tückiſchen Tropenklima gelebt und gearbeitet hat, noch in voller Geſundheit und Kraft vor uns. Nach Tiſch wird ein Gelegenheitsſtück aufgeführt, ſpäter muſiziert. Unter den anweſenden Damen iſt eine Deutſch-Engländerin, die mein beſonderes Intereſſe weckt. Mrs. Muſaeus Higgins gründete hier eine buddhiſtiſche Mädchenſchule mit dem Zweck, die Singhaleſinnen in ihrer Religion zu erziehen und ihnen ihre Nationaltracht zu erhalten.

20. Februar. Von dem heutigen Tage erwarte ich mir eine Offenbarung. Wir ſollen um neun Uhr bei dem Hellſeher von Colombo vorgelaſſen werden. Dem „wir" fehlt leider Graf Lippe, der verhindert iſt, mitzugehen. Außer Alfred und mir haben ſich der Führung des ſchon früher erwähnten Herrn K., deſſen Gattin und ein Amerikaner mit ſeiner Vorleſerin angeſchloſſen. „The Honorable Dr. Oronhyatekka, the last remaining chief of the Aztekes", ſtellt Herr K. die mächtige Erſcheinung als letzten Nachkommen Montezumas vor, neben dem ſeine Begleiterin wie eine Liliputanerin ausſieht. Mr. Oronhyatekka, der in ſeiner Heimat die „ſchwarze Wolke" heißt und mich beim Abſchied in ſein Wigwam einlädt, das irgendwo in Kanada liegt, iſt zu Hauſe ein bedeutender und einflußreicher Mann, der Gründer einer auf Gegenſeitigkeit beruhenden großartigen Lebensverſicherungsbank, die erſte, an der ſich Indianer beteiligen können. Als Aufnahmebedingung in dieſelbe gilt ein nüchterner Lebenswandel. Trinker ſind ausgeſchloſſen. Oronhyatekka, der nicht nur Geſchäftsmann, ſondern auch Menſchenfreund iſt,

will durch dieſe Maßregel dem unter den Indianern herrſchenden Branntweinunfug Einhalt gebieten, will durch ſie den Familien das Oberhaupt länger erhalten und zugleich den Aktionären eine möglichſt hohe Dividende ſichern.

Unſere kleine Expedition ſetzt ſich von der Ecke des Hotels Briſtol in Bewegung. Herr K. war durch ein Erlebnis in der verfloſſenen Nacht noch ſehr erregt. Er lag ſchlafend im Bett, als er ſich plötzlich mit ſeiner Matratze höher und höher gehoben fühlte. Entſetzt ſprang er auf. Eine enorme ſchwarze Ratte wälzte ſich unter der Matratze hervor und entfloh. Sein anerkannt tüchtiger Rattenfänger aber hatte ſich ins Nebenzimmer geflüchtet und lag, am ganzen Leibe zitternd, unter dem Sofa, was er auch immer tut, wenn ſich der abgeſchiedene Hausherr manifeſtiert. Durch dieſe geheimnisvolle Geſchichte in myſtiſche Stimmung verſetzt, beſteigen wir die Elektriſche und fahren durch endloſe Straßen unzähliger Vorſtädte. Endlich, an einem Kreuzweg, ſteigen wir aus. Wenige Häuſer weiter leſen wir: „fortuneteller“; was ſonſt auf der Tafel noch ſteht, iſt uns ſinghaleſiſch. Wir ſtehen vor einem alten holländiſchen Haus mit dunkler, nach der Straße hin durch Holzgitter abgeſchloſſener Veranda. Sie iſt mit Wartenden überfüllt. Kurz nach neun Uhr wird die Haustür geöffnet. Wir treten ein und befinden uns in einem dämmerigen Raum, mit der Durchſicht in einen lichtüberfluteten Garten. Auf dem Boden hocken und liegen Eingeborene auf ihren Matten. Seit vierundzwanzig Stunden warten ſie in gläubiger Einfalt darauf, vorgelaſſen zu werden, das Antlitz des „großen Lichtes“ zu ſehen. Kranke, Geſchäftsleute, Mütter, Mädchen und Jünglinge holen ſich ſeinen Rat und hoffen auf ſeine Hilfe. Alle blicken nach einer kleinen offenen Tür, die in ein längliches Zimmer führt. An der gegenüberliegenden Wand dieſes Zimmers ſehen wir in Rauch gehüllt eine weiße Geſtalt. Man bittet uns, einzutreten. Auf einer

für uns aufgestellten Stuhlreihe nehmen wir Platz. Vor dem mit Blumen und Bildern geschmückten Tisch sitzt mit geschlossenen Augen der Seher. Er beugt sich über die Duftpfanne, neben der ein trübes Oellicht brennt. Ein großes Buch liegt zur Seite des zauberkundigen Mannes aufgeschlagen. Herr K. erklärt dem Dolmetscher unser Begehren, der es weitergibt. Meinen Namen, die Stadt und die Straße, wohin die Reise des „Lichtes" gehen sollte, mußte ich angeben. Beides wird in das Zauberbuch eingetragen. Nachdem die Reiseroute festgesetzt worden, opfere ich mit dem Wunsche „sein Licht möge klar sehen", eine Handvoll Betel. Dann werde ich aufgefordert, mich auf meine Frage zu konzentrieren. Gebete und Sprüche murmelnd, wirft der Seher wieder Rauchpulver in die Pfanne und hält sich ein dampfendes Gefäß an den Mund. Als er sich genügend vorbereitet glaubt, stellt er eine schwarze Platte vor sich hin, füllt noch einmal die Schale mit Weihrauch, legt die Hände zusammen, und in blauen Nebel gehüllt, blickt er in diesen Weltspiegel. Sein „Licht" wandelte auf meinen Wunsch nach München, hat aber dort offenbar den Namen der Straße und die Hausnummer falsch gelesen — was in der frühen Morgenstunde eines deutschen Wintertages — wir sind der Münchener Zeit um 5½ Stunden voraus — erklärlich ist. Kurz, statt zu einer kinderlosen Dame verirrte sich das „Licht" in eine reich gesegnete Familie, über deren Haus eben der Storch zum fünften Male flog.

Seine noch folgenden, mich und die andern betreffenden Aussagen waren ebenso lichtvoll und wahrheitsentsprechend. Uns beugend vor der unerforschlichen Macht, die hier sich dem trüben Blick gezeigt, verließen wir das „große Licht". Seine Begabung hat dem Hellseher ein bedeutendes Vermögen eingetragen. Bei allen andern Gelegenheiten — so sagte man uns — nur leider gerade

heute nicht — pflegt er ganz ausgezeichnet in die Ferne zu sehen.

21. Februar. Durch die liebenswürdige Vermittlung der Frau Konsul Freudenberg konnte ich heute die von Mrs. Musaeus Higgins gegründete Schule besuchen. Mrs. Higgins, deren Gatte vor elf Jahren starb, suchte, um das Leben nach dem schweren Verlust noch fernerhin tragen zu können, eine ernste Beschäftigung. Als Wink des Schicksals erschien es ihr daher, daß in einem Inserat der „theosophischen Zeitung" unmittelbar unter der Todesanzeige ihres Mannes eine Lehrerin zur Leitung der buddhistischen Schule in Colombo gesucht wurde. Kurz entschlossen, bot Mrs. Higgins ihre Kraft an und erhielt eine zusagende Antwort. Alle Vorbereitungen zu ihrer Abreise von London waren vollendet, als ihr die Nachricht zukam, eine andere Dame habe im letzten Augenblick den Vorzug erhalten. Allein, nach wenigen Wochen folgte dieser Absage die Bitte, nun doch die Stellung antreten zu wollen. Die junge, vor kurzem eingetroffene Lehrerin war tot aufgefunden worden. Ob ermordet, oder durch eigene Hand umgekommen, wurde niemals ergründet. Mrs. Higgins schiffte sich mit dem nächsten Dampfer nach Colombo ein. Seit dieser Zeit widmet sie all ihre Kräfte in selbstloser Weise dem Unternehmen. Sie hatte bei ihrer Ankunft Verhältnisse angetroffen, die es ihr unmöglich machten, die Schule in der bisherigen Weise weiterzuleiten, weshalb sie sich von der bestehenden trennte und eine eigene, kleinere Anstalt gründete, in welcher die Kinder unbemittelter Eltern kostenlos oder gegen geringe Bezahlung (2 Rupien = 2 Mark und 60 Pfennig monatlich) aufgenommen wurden. In Mr. d'Abbrew, einem wohlhabenden Singhalesen, fand sie einen tatkräftigen und einsichtsvollen Gönner. Wenn auch nur in bescheidenem Umfang, so gelang es ihr doch, mit seiner Hilfe ihre Idee zu verwirklichen. Mr. d'Abbrew

ſtellte ihr einen Garten zur Verfügung. Ein Haus aus Lehm mit Palmdach („mudhouse") wurde errichtet, und für lange Jahre war hier die Stätte ihres Wirkens, ihr Heim. Nur wer ſolch niedriges Erdhaus geſehen hat, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, welch eiſerne Willenskraft, welche große Begeiſterungsfähigkeit dazu gehört, als Kulturmenſch in einer derartigen Behauſung auszuharren.

Eine große Ueberraſchung bietet die äußere Erſcheinung der Perſönlichkeit, die ſo tapfer alle Beſchwerden und Kämpfe überwand und unentwegt auf ihr ideales Ziel zuſchritt: der armen Bevölkerung durch Hebung ihrer ſittlichen Anſchauungen, Förderung ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten beſſere Lebensbedingungen zu ſchaffen. Es iſt eine kleine, rundliche Dame mit Kinderhändchen. Der Ausdruck ihres Geſichts verrät wohlwollende Güte. Aus ihrem Auge, aus ihrem ganzen Weſen ſpricht Zuverſicht und Vertrauen auf höhere Hilfe, die ihr auch immer in kritiſchen Augenblicken wird. Das Vertrauen auf die Vorſehung bildet die Kraft der höchſt ſympathiſchen Frau. Rührend iſt die Beſcheidenheit, mit der ſie von ihrer Arbeit erzählt. Als Mr. d'Abbrew den wohltätigen Einfluß ihrer Beſtrebungen erkannte, half er weiter und intereſſierte auch andere Singhaleſen für die Bildungsſtätte. Neben dem „mudhouse" baute Mr. Higgins mit kleinen Mitteln ein neues Haus für ihre Schule. Am gleichen Tage, als das Bungalow beziehbar wurde, fiel das „mudhouse" plötzlich ein. Weiße Ameiſen hatten die ſtützenden Balken ausgehöhlt. Während des Kochens der letzten Mahlzeit, die in dem alten Haus genommen werden ſollte, ſchrien die Kinder entſetzt auf, „das Haus ſtürzt ein." Den Speiſetopf ergreifend, floh Mrs. Higgins in das neue Bungalow, wo unter beſonderen Dankgefühlen der erſte Curry mit Reis verzehrt wurde.

Das einfache, kleine Gebäude, in dem Mrs. Higgins lebt und wirkt, ſteht neben einem von Palmen beſchatteten Spielplatz. Der Fußweg führt durch einen ſchattigen Garten

auf das Haus zu. Ueber eine etwas erhöhte Veranda tritt man in dasselbe ein, zuerst in den hellen Salon, in dem eine reiche theosophische Bibliothek aufgestellt ist. An den Wänden hängen die Porträts der Frau Blawatsky und der Annie Besant, der berühmten Gründerin und geistreichen Förderin der Theosophie. In einer Nische steht die Büste des Colonel Olkott, des Hohenpriesters der theosophischen Lehre. Dieser gewiß von den besten Intentionen beseelte Mann hat sich bei der englischen Regierung auf Ceylon sehr unbeliebt gemacht. Er veranlaßte die Neubelebung der buddhistischen Feste und Umzüge, bei denen es, wie z. B. in Galle, zu öffentlichen Ruhestörungen kam. Er reizte die buddhistische Priesterwelt gegen die christlichen Missionen auf. Seiner Einwirkung wird es zugeschrieben, daß die Priester auf den höchst sonderbaren Strafmodus verfielen, jenen Buddhisten, die sich dem Christentum zuwandten, den Segen des Teufelstanzes zu versagen. Zauberer und Beschwörer durften für den „Christen" nicht mehr wirken, und den Astrologen ward verboten, den Abtrünnigen das Horoskop zu stellen; wer sich taufen ließ, mußte 1½ Rupien Strafe zahlen; lauter Bestimmungen, die den meist nur äußeren Vorteil suchenden Eingeborenen davon abhalten, sich zum Christentum zu bekennen, da ihm dann die Tröstungen des alten Glaubens fehlen, die er in entscheidenden Augenblicken im geheimen immer wieder sucht.

Neben dem Salon befindet sich das Speisezimmer, in dem ein Harmonium steht. Rückwärts, an das Bungalow anschließend, liegt ein grüner, von bescheidenen Holzhallen und dem großen Lesesaal umschlossener Hof. In den Hallen finden die Mahlzeiten der Kinder statt, und in einzelnen abgetrennten Abteilungen erhalten die jüngeren Schülerinnen Unterricht. Neben der ersteren sind die Wirtschaftsräume vorgesehen. Außer zwei alten Weibern, welche die Küche unter sich haben, und einem alten Mann, dem die schwere Hausarbeit zufällt, werden alle übrigen Obliegenheiten von

den Kindern ſelbſt beſorgt. Die Schlafſäle ſind im oberen Stockwerk untergebracht. Nur halbhohe Wände trennen die einzelnen Räume, um freien Luftdurchzug zu geſtatten. Die Kinder beſſer ſituierter Eltern ſchlafen auf Feldbetten, die andern, nach Landesſitte, auf Matten. In jedem Raum führt ein älteres Mädchen die Oberaufſicht. Hier oben unter dem Dach hat auch Mrs. Higgins ihr Schlafzimmer, wenn man die beſcheidene Ecke des Hauſes, die ſich die ſelbſtloſe Frau vorbehielt, ſo nennen kann. Die Ernährung der Kinder beſteht zum Frühſtück aus einer Suppe, mittags und abends aus der Nationalſpeiſe Curry mit Reis.

Man darf ſich unter Curry mit Reis aber nicht etwa ein Gericht vorſtellen, das mit dem uns in Europa bekannten, wie Feuer brennenden Currypulver hergeſtellt iſt. Der Curry wird alltäglich friſch zugerichtet. Er iſt eine ſchmackhafte Miſchung von zarten Gemüſen, reifem Pfeffer, Curcume, grünem Ingwer uſw., der zugleich mit Kokosnüſſen, Krebſen und gedörrten Fiſchen zum Reis ſerviert und gegeſſen wird. In der endloſen Reihe verſchiedener Currzuſammenſtellungen liegt die Kunſt der ſinghaleſiſchen Köchin. Und auch am europäiſchen Tiſch wird dem Curry mit Reis große Aufmerkſamkeit geſchenkt. Er fehlt bei keiner Mahlzeit, nur, daß er hier oft aus Hammel- oder Hühnerfleiſch bereitet wird.

Die Schule beſteht aus acht Klaſſen, von denen die oberſte (achte) in zwei Abteilungen zerfällt. In der oberen Abteilung ſind die beſonders begabten Schülerinnen vereinigt, die ihr Studium fortſetzen und ſich weiter ausbilden wollen. Aus der Schule iſt bereits ein Mädchen mit dem Reifezeugnis für den Beſuch einer engliſchen Univerſität abgegangen. In dieſem Jahre folgt ein zweites. Unterſtützt wird Mrs. Higgins in den verſchiedenen Lehrfächern von Lehrerinnen, die in der Schule ausgebildet worden ſind. Die Stunden im Singhaleſiſchen, in Geographie, Geſchichte, Literatur, den alten Sprachen und im Zeichnen werden von

Lehrern, die übrigen Fächer, wie Englisch, Handarbeit und alle Anfangsgründe in den unteren Klassen von Mrs. Higgins und ihren Hülfslehrerinnen erteilt. Für Mathematik zeigen die Kinder wenig, dagegen für Zeichnen sehr viel Talent.

Ich habe selten so etwas Melodisches gehört wie den Vortrag singhalesischer Poesie. Mit auf- und absteigendem Tonfall werden die Verse halb singend gesprochen. Es klingt seltsam feierlich und anmutig zugleich.

Mrs. Higgins wurde von der Mission bei Beginn ihrer Tätigkeit heftig angefeindet. Die glänzenden Erfolge ihrer Schule und ihr wohltätiger Einfluß auf das Gemüt der Schülerinnen haben ihr aber nach und nach die Herzen aller ehrlich für das Wohl des Volkes besorgten Europäer gewonnen. Ihr Unternehmen wendet sich in keiner Weise gegen die Mission, wie früher irrtümlich angenommen wurde. Mrs. Higgins will durch ihre Schule in jene Volksschichten einzudringen suchen, in denen ein Uebertritt zum Christentum vorerst völlig ausgeschlossen ist. Sie bringt neues Denken und Fühlen in Kreise, die bisher ganz vernachlässigt worden waren.

22. Februar. In früher Morgenstunde besuchten wir den vielgerühmten Aussichtspunkt Colombos, das große Reservoir, welches die Stadt mit Wasser versorgt. Man besteigt einen mit Rasen überwachsenen, dreißig bis vierzig Meter hohen Ziegelbau und überblickt Colombo mit seinen 130 000 Einwohnern. Aber man sieht kein Haus und keinen Menschen. Die ganze Stadt liegt unter Palmenwäldern und in Zimtgärten versteckt. Kaum, daß ein paar Türme aus dem dunkelgrünen Gewoge hervorragen.

Colombo ist sehr weitläufig gebaut und bedeckt einen großen Flächenraum. Seine zahlreichen Vororte werden durch Kokosnußwälder getrennt, in denen sich deren Besitzer angesiedelt haben. Auch in den früheren Zimtgärten,

„cinnamon gardens“ ſind inmitten ſchön gepflegter Park- und Blumenanlagen elegante Bungalows entſtanden.

Wieder andere liegen an den „Lagunen“ (Süßwaſſerſeen), die ſich nach allen Seiten der Stadt verzweigen. Die Lagunen erſtrecken ſich die ganze öſtliche und weſtliche Küſte Ceylons entlang. Durch Kanäle verbunden, bilden ſie eine Hauptverkehrsſtraße des Küſtenlandes. In Colombo ſelbſt weckt das durch ſie gebildete „Slave Island“ traurige Erinnerungen. Auf ihm wurden zur Zeit der holländiſchen Herrſchaft allnächtlich die Staatsſklaven interniert, den Moskitos wehrlos preisgegeben. Die Lagunen gewähren inſofern ein ganz beſonderes Intereſſe, als ſie die einzigen natürlichen Süßwaſſerſeen auf Ceylon ſind. Ihre Entſtehung erklärt ſich folgendermaßen: Die von den Gebirgen herabſtürzenden Flüſſe tragen mit ihren Waſſermaſſen große Mengen von Stein und Sand zu Tal. Meeresſtrömungen, durch den NW.- und SW.-Monſun erzeugt, wirken ſtauend auf die Flußläufe, ſie zwingend, das mitgeführte Geröll der Berge an ihrer Mündung abzulagern. Hierdurch bilden ſich Wälle, „Barren“ genannt. Zugleich ſchwemmen die Strömungen des Meeres Sand und Steine an den Strand und vergrößern die durch den Fluß aufgeführten Wälle. Die Barren wachſen allmählich derart an, daß der vom Meer abgeſperrte Fluß ſeitlich einen Ausweg ſuchen muß. Auf dieſe Weiſe entſtehen lange Dämme, die ſich nach und nach mit reicher Vegetation überziehen. Innerhalb derſelben liegen große, ſtille Süßwaſſerſeen, die der zu einer andern Mündung gedrängte Fluß weiterhin mit Waſſer verſorgt. Die verſchiedenen Seen ſind durch Kanäle untereinander verbunden und haben an einzelnen Stellen Abflüſſe nach dem Ozean.

Dieſes Labyrinth von Lagunen bildet einen großen Zauber Colombos. Immer wieder fährt man an den Ufern der ſtillen, klaren, weitverzweigten Teiche hin, die von tro-

pischen Bäumen üppig umfaßt sind. Die weißen Bungalows, die an ihren Ufern zwischen dem reichen Grün auftauchen, sehen kühl und wohnlich aus, ihre Bewohner werden aber durch die Moskitos daran erinnert, daß dies Paradies auf Erden liegt.

Ziemlich zweifelhaft darüber, ob die Aussicht von dem Reservoir aus die Mühe des Anstieges lohnte, verlassen wir dasselbe. Auf halber Höhe steht ein Baumwollenbaum. Starr und steif streckt er seine blattlosen Aeste von sich weg. An den kahlen Zweigen hängen grüne Schoten. Oeffnet man sie, so liegen zwischen leichter, flaumartiger Wolle schwarze Samenkörner. Diese Baumwolle wird zum Füllen von Kissen und Matratzen gebraucht, da sie ihrer Kürze halber sich zum Spinnen nicht eignet. Das Entfernen der kleinen Samenkörner aus der Wolle ist sehr schwierig, und so werden sie mit derselben in die Gefäße eingefüllt. Oh, ich lernte sie kennen, diese kleinen Körner, die sich aus dem Innern der Kissen und Matratzen an die Oberfläche drängen, so daß man auf Schrot zu liegen meint.

Von dem Reservoir fuhren wir zum Museum, das in den Zimtgärten 1877 erbaut wurde. Es enthält auf Ceylon bezügliche Sammlungen, Mineralien, Antiquitäten, kunstgewerbliche Gegenstände, lebende Schlangen, ausgestopfte Tiere, sowie eine herrliche Kollektion von Schmetterlingen, Käfern und vieles andere.

Durch die Zimtgärten, in denen auch der Viktoriapark liegt, führen meilenweit schöne, abends sehr belebte Straßen. Jetzt ist niemand zu sehen. Arm und reich schlummert. Frau Konsul Freudenberg ist deshalb auch nicht wenig überrascht, als wir in dieser Glut bei ihr vorfahren, um uns bei ihr zu verabschieden und ihr für alle uns erwiesene Güte zu danken.

Um vier Uhr sind wir zu einem five o' clock tea in das Bungalow Hagenbeck geladen. Die ganze deutsche Kolonie und viele Fremde finden sich dazu ein. Es soll die

neue Truppe, die Hagenbeck zu einer Tournée nach Europa zusammengestellt hat, vor ihrer Abreise vorgeführt werden. Pünktlich versammelt sich der große Kreis in dem schönen Garten des träumerisch an einer der reizenden Lagunen gelegenen Bungalows. Bunte Teppiche sind über den Rasen gebreitet, Sessel und Stühle für die Gäste aufgestellt. Ein eleganter Teetisch steht unter rot glühenden Sonnenbäumen. Zwischen hochstämmigen Palmen schweift der Blick hinaus auf eine jener stillen Lagunen. Im Hintergrund, jenseits des lieblichen Sees, drängen sich seidenglänzende Musen mit ihren goldgelben Früchten, Alamandas, olivengrüne, rote und tiefgrüne Bäume und die graziöse Bambusstaude an das Ufer und spiegeln sich im Wasser, das ihr Bild wunderbar klar zurückwirft. Weiße Gestalten stehen hoch aufgerichtet in leichten Fahrzeugen. Sie gleiten, von der Strömung sanft getrieben, auf uns zu. Zwischen Lilien, die stolz auf schlanken Stielen ihre herrlichen lila Blüten tragen, und lichtgrünen Büschen legen sie an. Im Vordergrund hat sich unter den Palmen ein buntes Völkchen gelagert. Zigeuner von der Malabarküste, die von je Akrobaten waren, führen ihre überraschenden Künste mit erstaunlicher Geschicklichkeit aus. Auf schwanker Bambusstange erhebt sich eine Menschenpyramide, die bis zu den Kronen der Palmen reicht, schön gebaute, doch geschmeidige Männergestalten. Eine Gruppe lockender, bunt geschmückter Bajaderen mit feurig glühenden Augen steht zum Tanze bereit. Die schönste sitzt unter einem großen Latugabaum mit den köstlich grün-gelben Blättern und hält eine kleine strampelnde Nacktheit im Arm. Als Jüngstes zieht das Kind mit ihr über das weite Meer. Der Tanz der Bajaderen beginnt. Aus leichtem Hin- und Herwiegen, schnellem Vor- und Rückwärtsschieben der Füße, einem stetigen Heben und Senken der Arme mit stilisierten Bewegungen und endlich aus einem fortwährenden Tremolo des ganzen Körpers setzt sich der Tanz zusammen, der den Hindugöttern gefällt. Die

Bajaderen Südindiens tragen reich verzierte Röcke; ſich den Bewegungen der Glieder anſchließend, fallen ſie ſchlank am Körper herab.

Nach dem Göttertanz folgt das Wettrennen der Rieſenſchildkröten. Auf den ungeheuren Tieren ſitzen junge europäiſche Herren. Den Strohhut im Genick, ſchwingen ſie das Spazierſtöckchen kühn in der Rechten. Unter der mächtigen Schale der Reittiere reckt ſich an langem Hals der Kopf ehrgeizig hervor. Immer länger und länger werden die ſtumpfen Beine. Zwiſchen den ſo ſchwerfällig ſcheinenden Monſtertieren beginnt der Wettſtreit. Eine Schildkröte ſucht der andern vorzukommen. Die Reiter verlieren die Balance und liegen im Gras. Die Schildkröten fliehen im Eilmarſch ſchleunigſt fort. — Ausgezeichnete Zauberer produzieren ſich. Nie verſchwanden ſo große Mädchen in ſo kleinen Körben, nie tanzten Schlangen ſo gehorſam, verbeugten ſich ſo tief zum Klange der magiſchen Flöte. Ich kam mir vor, als erlebte ich ein Märchen, das man ſonſt artigen Kindern erzählt.

Die „season“ hat für Colombo begonnen. Die weniger ſchönen als lebensluſtigen Auſtralierinnen ſind, wie alljährlich, gelandet und haben dieſelbe durch ihre Ankunft eröffnet. In hypermodernen Toiletten — wie ſie glauben — und ſtaunenswert korrekten Friſuren ſuchen ſie im Hotel Galle-Face galante Abenteuer. Die Friſuren der Auſtralierinnen erwecken meinen Neid. Was ich auch beginne, ich bin immer à la Waſſermaus friſiert, die Hitze löſt alle Bande, trotzt jedem Brenneiſen. Wer nicht zum glatten Scheitel geboren iſt, muß eine Perücke tragen, ſagte der Friſeur des Hotels, als ich ihm mein Leid klagte, und zog ein paar Schachteln Haarfriſuren unter dem Ladentiſch hervor. Für die nächſte Reiſe ſehe ich mich vor.

„Galle-Face“ faßt kaum die Zahl der Gäſte. Abends iſt der Speiſeſaal überfüllt. Die faſhionable Herrenwelt der Stadt diniert im Hotel. Einzelne längere Tafeln ſind

besonders elegant gedeckt. Schiffskapitäne oder andere gewichtige Persönlichkeiten werden an denselben gefeiert. Auch die kleinen Tische sehen festlicher aus als früher. Das Buffet in der Mitte des Saales ist mit allen köstlichen Früchten Ceylons beladen. Sämtliche elektrische Ventilatoren sind in Bewegung. Im strahlend hell beleuchteten Saal spielt Tafelmusik. Die Bedienung ist musterhaft. Jeder Gast hat seinen Boy. Lautlos erfüllt er Wünsche, die noch gar nicht geäußert worden. In ihrem langen weißen Umschlagtuch, dem „Comboy", dem unbequemsten Kleidungsstück, das sich denken läßt, und ihrer kurzen weißen Jacke sehen die Leute äußerst reinlich und appetitlich aus. Aber was sind das für Männer mit ihren schlangenhaft weichen Bewegungen? Sind diese lieblichen Singhalesen mit ihren nackten Füßen — alle Dienerschaft geht barfuß — Männer, sind es Weiber, man weiß es nicht. Wie Mädchen, werfen sie schmachtende Blicke aus ihren feuchtglänzenden Augen. Wir haben z. B. einen „butler" mit biegsamer, schmiegsamer Gebärde, dessen Blick nur zu sagen scheint, „bin ich nicht schön?" Heute, als wir durch die Stadt fuhren, sah ich vor einem Hause eine reizende weibliche Gestalt. Sie legte eben ihr langes Haar leicht um den Kopf und drehte sich um. Sie hat einen Bart. Es ist ein Mann! Ebenso geht es uns mit unserm Stubenboy. So lange Charley Quarantäne in Madura hielt, besorgte das Hotelpersonal unsere Bedienung. Alfred läßt es sich nicht nehmen, der Boy ist ein Frauenzimmer. Er trägt Spangen um den vollen Oberarm, verräterisch klingende Reifen um die feinen Hand- und Fußgelenke. Sein Gewand ist eine weiß herabhängende Hülle. Weiches schwarzes Haar schlingt sich am Hinterkopf zu einem Knoten, aus dem eine Locke leicht auf den Hals fällt. Sein Gesicht erinnert an das der schönen Frau von F. Das ist der Stubenboy, der vor unserer Tür in der Ecke hockt, mit beiden Händen die Klinke umfaßt

hält und den Kopf träumerisch auf den weichen Armen ruhen läßt.

Jeden Abend ist Ball im großen Festsaal. Alle Fremden, die mit dem Schiffe ankommen, strömen herzu. Unter der gleichmäßig schwingenden Punkah drehen sich erhitzte Paare im Kreise. Für eine kurze Stunde hat sie der Zufall zusammengeführt. Sie wissen nicht, wie sie heißen, wer sie sind, aber tanzen vergnügt zusammen, froh, endlich einmal wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen.

Junge Mädchen habe ich auf der ganzen Reise weder in Indien noch auf Ceylon gesehen. Wohl einige reifere junge Damen und heiratslustige Witwen. Aber ich glaube nicht, daß aus Reise- — Lebensgefährten geworden sind.

Ein russisches Kriegsschiff ist heute im Hafen eingelaufen. Seine Kapelle spielt draußen im Garten. Herren und Damen ruhen in bequemen Stühlen und lauschen dem Klange der Musik. Zwischen den Kronen der Palmen hängen bunte Lichter. Wie große Leuchtkäfer glänzen sie durch das Grün. Leise dringt das Rauschen der Brandung durch die warme Nacht. Die Russen spielen schwermütige Weisen. Wehmütig klingt die Stimmung in uns wieder. Es ist der letzte Abend, den wir gemeinsam verbringen.

23. Februar. Schon liegt der „Prinz Heinrich" im Hafen, der uns die Reisegefährten entführt. Mit geteilten Gefühlen sehen wir sie nach Osten ziehen. Beinahe will es uns gereuen, daß wir nicht mit ihnen weitersegeln. Wenige Stunden später gehen auch wir an Bord.

24. Februar. Auf Deck des „Prinz-Regenten" herrscht geschäftiges Treiben. Verwandte und Freunde nehmen Abschied. Die Zeit drängt. Das Tam-Tam treibt die Zögernden, das Schiff zu verlassen. Sie eilen, die den Dampfer umlagernden Boote zu besteigen. Die Anker werden gelichtet. Der heulende Ton der Dampfpfeife gibt das

Zeichen zur Abfahrt. Kaum merklich ſetzt ſich unſer Koloß in Bewegung. Aus den Barken klingt ein letztes Lebewohl. Weiße Tücher wehen. Langſam fahren wir an dem ruſſiſchen Kriegsſchiff vorbei, unſere Muſikkapelle ſtimmt die ruſſiſche Nationalhymne an. Die Ruſſen grüßen zurück und ſpielen „Heil dir im Siegerkranz“. Begleitet von dieſen Klängen, dampfen wir hinaus in das weite Meer und ſteuern nach Weſten — der Heimat zu.

Anhang.

Ratschläge für eine indische Reise.

Eine Indienfahrt gehört von Jahr zu Jahr mehr in das Programm der Vergnügungsreisenden großen Stils. Auch ist die Frage nach ihren Kosten und Vorbereitungen so oft an mich gerichtet worden, daß ich glaube, meinem Tagebuch die Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete gesammelt habe, in Kürze beifügen zu sollen.

Die günstigste Zeit für einen Besuch Indiens liegt zwischen Anfang November und Mitte März. Ist der Entschluß gefaßt, die Reise nach dem fernen Osten anzutreten, so gilt es als wichtigste Vorbereitung, mindestens drei Monate vor der geplanten Abfahrt sich einen Platz auf einer der verschiedenen englischen, französischen, österreichischen oder deutschen Dampferlinien durch Einzahlung des halben Preises zu sichern. Ich würde stets einem Schiff des Norddeutschen Lloyd den Vorzug geben und mich hierdurch für die einzuschlagende Route bestimmen lassen.

Nach eigener Erfahrung sowohl, als auch nach den Aussagen aller Reisenden zeichnen sich die Dampfer dieser Linie durch größte Stabilität und ruhigen Gang, durch vorzügliche Verpflegung, tadellose Reinlichkeit und besondere Gefälligkeit der Angestellten und Bediensteten aus. Deshalb wählen selbst die Engländer mit Vorliebe die deutschen Schiffe zur Passage.

Dem Norddeutschen Lloyd obliegt der regelmäßige Postverkehr zwischen Deutschland, Japan und Australien. Die zuletzt gebauten Dampfer, wie z. B. „Prinz Eitel Fritz“ und „Prinz Ludwig“, gehören einer neuen Klasse an. Diese Schiffe sind nicht nur mit allen Sicherheitsvorkehrungen, sondern auch mit jedem Komfort der Neuzeit ausgestattet.

Durch einen einzigen Handgriff wird es der Schiffsleitung ermöglicht, von der Brücke aus nach vorausgegangenem Glockensignal sämtliche Schottentüren im Unterschiff gleichzeitig zu schließen. Der ganze Dampfer ist ferner mit einem Röhrennetz für Feuerlöschzwecke versehen. Eine Flottille von zwölf unsinkbaren Francispatentbooten und vier Halbklappbooten fertig zum Ausschwenken sorgt im Notfall für die Rettung der Passagiere.

Die Ausstattung des Dampfers ist sehr elegant und bequem. Vor allem zeigt sich das Arrangement der Kammern für die Kajütspassagiere als höchst praktisch. Außer Kabinen für eine Person ist eine Anzahl Zimmer derart eingerichtet, daß je zwei, durch eine Tür miteinander zusammenhängend, als gemeinsame Räume für eine größere Familie benutzt werden können. In den Passagierkammern zu zwei und mehr Personen befindet sich über jedem Bett ein Ausschalter für das elektrische Licht, ein Druckknopf für die Bedienung und ein elektrischer Anschluß zur Erwärmung der Brennschere. Elektrisch betriebene Flügelradventilatoren sind in allen Kammern vorgesehen. Ein Kindersalon und eine prächtige Turnhalle mit Apparaten für Reit-, Fahr-, Streck- und Ruderübungen vervollständigt die innere Einrichtung des Schiffes.

Alle 14 Tage verläßt ein Dampfer Bremen resp. Genua und Neapel und trifft nach siebzehntägiger Fahrt im Hafen von Colombo ein.

Bei der Wahl der Schiffskabinen achte man darauf, daß sie auf der nach Norden gekehrten Seite des Schiffes liegen, da diese viel kühler als jene der Südseite sind. Für die Ausreise also versuche man auf Backbord, d. h. auf der linken Seite des Dampfers, untergebracht zu werden.

Als die kühlsten, geräumigsten und ruhigsten Kammern pflegt man die auf dem Oberdeck gelegenen zu betrachten; sie werden von den alljährlich in die Heimat reisenden Kaufleuten bevorzugt, obschon die Luken dieser Kabinen bei bewegter See früher als jene der auf dem ersten Promenadendeck gelegenen Zimmer geschlossen werden müssen. Indessen haben letztere den Nachteil, daß die Ruhe ihres Bewohners viel größeren Störungen unterliegt. Die Passagiere pflegen ihren Spaziergängen und körperlichen Uebungen auf dem ersten Promenadendeck nachzukommen, während auf dem zweiten die Liegestühle aufgestellt sind und Gesellschaftsgruppen direkt vor den Fenstern der Kabinen sich plaudernd zusammenfinden. Wählt man aber trotz dieser Warnung die Kammer auf einem Promenadendeck, so ziehe man unbedingt eine solche auf dem ersten Promenadendeck vor, auf dem mehr promeniert und weniger geplaudert wird.

Die Preise der Kabinen richten sich nach ihrer Lage. Ein Retourbillet mit zweijähriger Gültigkeit berechnet sich ab Genua nach Colombo in der ersten Klasse mit Außenkabine auf 1475 Mk., Innenkabine auf 1213 Mk. Bei der zweiten Klasse, die in jeder Beziehung sehr gut, wenn auch einfacher gehalten ist, zahlt man für die Passage mit Außenkabine 1110 Mk., mit Innenkabine 929 Mk.

Ist der Tag der Abreise (z. B. von Genua aus) bestimmt, dann sollte man vier Wochen vorher Quartier in Colombo bestellen. In den Herbst- und Wintermonaten pflegen die Hotels in Colombo alle stark besetzt zu sein. Zu längerem Aufenthalt weise ich auf das entzückende

„Hotel Mount Lavinia", ſieben Meilen von Colombo entfernt, aber in 30 Minuten per Bahn zu erreichen, und auf das „Galle-Face-Hotel" hin; zu kürzerem Verweilen möchte ich „Grand-Oriental-Hotel", vis-à-vis des Hafens oder „Briſtol-Hotel" unweit des Landungsplatzes empfehlen.

Außer dieſer Vorſorge für ein gutes Quartier während der Seereiſe und bei Ankunft in Colombo iſt die Form, in der das Reiſegeld mitgeführt werden ſoll, in Erwägung zu ziehen.

Am bequemſten iſt es, durch einen Kreditbrief bzw. circular notes während der Reiſe ſeinen Geldbedarf zu decken. Man wendet ſich z. B. an Thomas Cook & Son (Filiale Cöln, Domhof 1), durch den Kreditbrief und circular notes in folgender Weiſe ausgeſtellt werden: Der Gegenwert eines Kreditbriefes oder der circular notes in Höhe bis zu 500 £ iſt bei Abnahme desſelben zu entrichten, und zwar geſchieht die Umrechnung zu dem jeweiligen Londoner Kurſe, d. i. kurze Sicht mit 4 Pfg. Aufſchlag.

Die Ausſtellung eines Kreditbriefes bzw. von circular notes ohne vorherige Zahlung erfolgt nur, wenn ein höherer Betrag, als der oben angeführte, in Frage kommt und ein ſolventes Bankhaus ſich verpflichtet, Bürgſchaft zu leiſten. In dieſem letzteren Falle wird eine Proviſion von 1 % von dem Geſamtwert des Kreditbriefes bzw. der circular notes in Anrechnung gebracht. Die Bürgſchaft leiſtende Bank muß ſich bereit erklären, für die auf Grund der Papiere erhobenen Summen dem Londoner Hauptbureau Scheck-Anweiſung auf Sicht einzuſenden.

Thomas Cook & Son hat in jeder Stadt von nur einigem Belang in Indien und Ceylon Vertreter, und man braucht ſich daher nicht mit größeren Summen zu beſchweren. Nur darf man nie vergeſſen, daß oft ſchon Freitags, immer aber Samstags und Sonntags die Banken geſchloſſen bleiben und zwiſchen Weihnachten und Neujahr, zu Oſtern uſw. kein Geld erhoben werden kann.

Als bares Geld, welches man bei ſich zu führen wünſcht, erweiſt ſich engliſches Geld als das vorteilhafteſte. Nur für Begleichung der Rechnung an Bord iſt deutſches Geld vorzuziehen.

Wenn man auch während der ganzen Reiſe vorausſichtlich niemals in die Lage kommt, den Paß vorzeigen zu müſſen, ſo bleibt es doch wünſchenswert, einen zu beſitzen.

Empfehlungsſchreiben, beſonders guter Bekannter an ihre Freunde drüben bieten große Annehmlichkeiten, zumal, wenn irgendwelche ernſtere Studien in Indien vorgenommen werden ſollen.

Zur Zeit, als der Touriſt noch ſeltener gen Oſten zog, galt eine beſondere Ausrüſtung für notwendig. Wir überzeugten uns jedoch, daß dies eine überflüſſige Sorge iſt. Sowohl Herren wie Damen bedürfen kaum einer andern Garderobe als jener, die ſie während der heißen

Sommerzeit und an kühlen resp. kalten Herbsttagen in der Heimat tragen. Nur wenn Damen im Winter Touren in den Himalaya zu unternehmen gedenken oder die Höhenkurorte desselben besuchen wollen, empfiehlt es sich, auch einen leichten Pelzmantel bei sich zu haben.

Für Herren sind Smoking und Frackanzug, für Damen ein paar Soiréetoiletten beinahe unentbehrlich. Sowohl auf dem Schiff, wie auch in allen Hotels Indiens und Ceylons erscheinen die Gäste zum Diner im Gesellschaftsanzug. Die eigentlichen Reisekleider, Flanellanzüge oder solche aus leichtem Tuch bzw. Khakie, lassen Herren am geeignetsten vor der Abreise anfertigen. Den weißen Smoking zu erwerben, bietet sich sowohl in Port Said wie später in Colombo Gelegenheit. Ebenso findet man hier den Tropenhelm, den man sich keinesfalls in Deutschland anschaffen sollte, da der deutsche Tropenhelm nicht nur in seiner Form allzusehr einem Soldaten- oder Feuerwehrhelm ähnelt, sondern auch viel schwerer als der englische ist, der aus „pith", d. i. Pflanzenmark, hergestellt wird. Für Damen findet man besonders leichte Exemplare. Indessen soll dies keineswegs davon abhalten, auch noch einen europäischen Hut mitzunehmen. Obwohl der Tropenhelm während der heißen Stunden des Tages, selbst bei kühlerem Wetter in der Mittagssonne nicht ohne Gefahr abgelegt werden kann, so halte ich doch morgens und abends das Tragen eines hellen Strohhutes für sehr angemessen.

Den Regen- und Sonnenschirm mit weißem Ueberzug zu versehen und hierdurch zu verdichten, darf man nicht unterlassen.

So leicht die äußere Kleidung auch gewählt werden mag, die Unterwäsche sollte doch aus irgendeinem Gesundheitsgewebe oder feinem Flanell angefertigt sein, und die Jägerleibbinde während der ganzen Reise bis zur Heimkehr von Port Said an getragen werden.

Mit Wäsche für wenigstens drei Wochen muß man sich versehen. Wenn auch auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd Chinesen deren Reinigung besorgen, so ist diese Einrichtung doch mehr für den Notfall gedacht. Von eleganter Wäsche irgendwelcher Art sollte man Umgang nehmen. Der indische Wäscher („Dhobi") ruiniert die einfachsten Stücke, vor allem aber die Herrenhemden in kürzester Zeit.

Für Morgen- und Nachtkostüm von Herren erweist sich das Pyjama aus Flanell, Seide oder Oxford als ganz unentbehrlich, und auch für Damen ist ein Nachtgewand, das als Schlafrock bezeichnet werden könnte, bei den langen Eisenbahnfahrten in Indien sehr bequem.

Für die Reise auf dem indischen Festland möchte ich das Mitnehmen von warmen Reisedecken als unerläßlich bezeichnen. Herren bedürfen eines leichten Ueberziehers zum Reiten, eines langen warmen Ulsters für Fahrten am frühen Morgen und für die Abende, an denen häufig regenartiger Nebel niederfällt, der die Kleider durchfeuchtet. Die Damen

müssen sich mit Jacke und Schal, einem sehr leichten Staubmantel und einem losen, warmen Uebermantel ausstatten, welch letzterer vor Sonnenaufgang und bei dem starken Nebelreißen zu tragen ist. — Kurz, man muß seine Kleidung so einrichten, daß sie aus verschiedenen Hüllen besteht, die man im Laufe des Tages bei zunehmender Hitze nach Bedarf abzulegen vermag. Man sollte nie vergessen, daß namentlich in der indischen Ebene die Temperaturunterschiede sehr erhebliche sind, daß es morgens und abends recht kalt sein kann, während sich die Sonnenglut um die Mittagszeit oft unerträglich steigert. Im Süden Indiens und auf Ceylon sind diese jähen Temperaturwechsel nicht zu befürchten. Hier ist der leinene oder rohseidene Anzug für Herren und Damen, für letztere auch das weiße Pikeekleid das geeignetste.

In allen größeren indischen Städten fertigt ein Nativeschneider nach englischem Muster die Kleidungsstücke für Herren und Damen zufriedenstellend an.

Soviel über die Frage, wie man sich am besten kleidet. Nun noch einiges bezüglich dessen, wie man sich das Nachtlager in Hotels und Eisenbahnwagen erträglich gestaltet.

Ausgenommen in den besten indischen Hotels, fehlt entweder das Bettzeug ganz oder es ist wahrscheinlich schmutzig, ebenso mangeln Handtücher und manchmal auch das Moskitonetz. Deshalb erscheint es dringend geboten, sich mit einem kleinen Vorrat Wäsche auszurüsten. Neben dem Moskitonetz ein halbes Dutzend Handtücher, Badetuch oder -Mantel, ein gutes Kopfkissen mit vier Ueberzügen, drei Bettücher, zwei Flanelldecken oder Reisedecken für die Person ist nicht zu viel. Dieses Bettzeug, zu dem sich in Colombo noch eine dicke hoch wattierte Steppdecke (Razais) gesellt, die nach Länge und Breite den Sitzen der Eisenbahnsofas entspricht und nachts als Matratze dient, wird in einem aus Segeltuch gefertigten hohen schmalen Sack, einem sogenannten Bettsack, oder in einer großen Plaidrolle transportiert. Niemals darf dieses Gepäckstück den Besitzer verlassen, weder auf der Eisenbahn, noch im Hotel, noch gelegentlich von Besuchen bei Freunden. In diesem Bettsack oder der großen Rolle wird in einer besonderen Tasche das Pyjama usw. verwahrt. Ohne dieses Bettzeug, das man auch in Colombo erwerben kann, würde der Reisende sich schlimmen Situationen aussetzen. Jederzeit könnte es ihm dann passieren, fröstelnd die Nacht verbringen zu müssen, um sich wahrscheinlich morgens mit einem Fieberanfall zu erheben. Solcher Erkältung zu begegnen, ist es deshalb geraten, eine kleine Apotheke in hermetisch verschlossenem Blechkasten bei sich zu führen. In Liebenthals Kurfürsten-Apotheke, Berlin W., Genthiner Straße 20, findet man sehr praktisch zusammengestellte Reiseapotheken für die Tropen, zu denen aber ein Fieberthermometer eigens verlangt werden muß.

In den meiſten „chemistries“ der großen indiſchen Städte, wie Madras, Bombay uſw., erhält man die Medikamente von Burroughs Wellcome & Co.

Eine Gummiwärmflaſche darf nicht vergeſſen werden. Auch ein gut eingerichteter kleiner Speiſekorb mit Spiritusmaſchine kann ſehr dienlich ſein, iſt aber nicht unbedingt notwendig, ſolange man die Touriſtenſtraße nicht verläßt.

Ferner erweiſt ſich eine Taſchenuhr mit Wecker als höchſt praktiſch.

Man kann zwar an Bord der Dampfer Deckſtühle mieten, ſie ſind aber nicht ſo bequem, wie ſie zumal für Damen wünſchenswert erſcheinen. Ich würde daher vorſchlagen, ſich eine Chaiſelongue aus Rohr oder Strohgeflecht in der Heimat zu kaufen und dieſelbe vor Abfahrt des gewählten Dampfers von Bremen rechtzeitig dorthin zu ſenden. In einem Begleitbrief an den Oberſteward des Schiffes bittet man dieſen, z. B. ab Genua, einen guten Platz für den Stuhl auf dem zweiten Promenadendeck zu reſervieren. Seinen Stuhl gibt man bei der Ankunft in Colombo bis zur Heimreiſe der Vertretung des Norddeutſchen Lloyd ins Depot.

Selbſtverſtändlich kann man auch in jedem Hafen Schiffsſtühle erwerben.

Das große Gepäck pflegt man mit dem Deckſtuhl zugleich als Frachtgut nach Bremen zu expedieren. Es iſt nicht nur billiger, ſondern auch einfacher, weil auf dieſe Weiſe alle Zollſchwierigkeiten umgangen werden. In Genua findet man Schiffskoffer, Hutſchachtel und was man ſonſt durch Aufſchrift beſtimmte, in ſeiner Kabine, während die übrige Bagage im unteren Schiffsraum verſtaut wurde. An zwei Tagen der Woche werden die großen Koffer auf Wunſch aus dem Magazin heraufgeſchafft, wodurch ſich Gelegenheit bietet, die nötigen Kleider uſw. je nach dem Wechſel der Witterung aus- oder wieder einzupacken.

Der Schiffskoffer, der 65 cm reſp. 110 cm lang und 29 cm hoch ſein darf, erhält ſeinen Platz unter dem Bett der Kabine. Dieſer Koffer ſollte auf Rollen laufen, um bei dem häufigen Ein- und Auspacken das Vor- und Zurückſchieben desſelben zu erleichtern.

Sobald man ſich an Bord des Dampfers befindet und ſich ein wenig orientiert, ſeine Kabine inſpiziert und ſich verſichert hat, daß alles Gepäck richtig zur Stelle und der angeordnete Platz für die Chaiſelongue oder den Amerikaner nach Wunſch gewählt wurde, wende man ſich an den Oberſteward, durch den die Plätze für die Mahlzeiten beſtimmt werden. Aus ſeiner „Tiſchordnung“ iſt die Verteilung erſichtlich. Ein Sitz an einem der Seitentiſche und zwar zunächſt der Eingangstüre, ſcheint

mir allen andern Plätzen vorzuziehen. Nun folgt noch die Verhandlung mit der Badefrau wegen der Stunde des Frühbades. Die verabredete Zeit muß gewiſſenhaft eingehalten werden, da auf einem beſetzten Schiff jede Stunde vergeben iſt.

Das Leben auf dem Schiff verläuft wie es auf Seite 5 des Genaueren beſchrieben, ebenſo iſt die Verteilung der Trinkgelder aus Seite 22 zu erſehen.

Die Zeit der Ankunft in Colombo hängt vom Wind und Wetter ab. Nie, ſelbſt wenn man den Hafen in früher Morgenſtunde erreicht und ausgeſchifft wird, ſollte man verſäumen, den Tropenhut zu tragen oder den Sonnenſchirm gegen die tückiſchen Sonnenſtrahlen aufgeſpannt zu halten. Schon von 10 Uhr an beginnen ſie höchſt gefährlich zu wirken.

Im Hafen von Colombo herrſcht betäubender Lärm, und man muß alle ſeine Sinne zuſammennehmen, um nicht ſich ſelbſt und ſein Gepäck zu verlieren. Mit wahrer Erleichterung atmet denn auch der Neuling auf, wenn zwiſchen den Köpfen der wirren Menge eine Mütze ſichtbar wird, welche die Aufſchrift „Thomas Cook & Son" trägt. Wie ein rettender Engel erſcheint uns der Bedienſtete dieſer Firma. Er weiſt uns den Weg zur Dampfbarke, die uns ans Land bringt, und übernimmt das Gepäck, das wir auf dem Zollamt zur Reviſion wiederfinden.

Beabſichtigt man, nur vorübergehend in Colombo zu verweilen, ſo iſt es vorzuziehen, das große Gepäck auf dem Zollamt zur Aufbewahrung zu belaſſen. Für jedes Stück werden 50 Cents, das iſt eine halbe Rupie, als Aufbewahrungsgebühr per Woche in Anſchlag gebracht.

Auf Ceylon und in Indien wird nach Rupien gerechnet; auf Ceylon zerfällt dies Geldſtück in 100 Cents, in Indien in 16 Annas. Die Anna zerfällt weiter in 4 Paiſas oder 1/4 Anna und dieſe in 3 Pies. Das Silbergeld beſteht aus Stücken von ganzen, halben, viertel und achtel Rupien; das Kupfergeld aus ganzen, halben und viertel Anna.

In beiden Ländern ſchwankt der Wert der Rupie, der ſich anfänglich auf zwei Schillinge belief, jetzt aber auf 1,33 Mark geſunken iſt.

Der sovereign gilt 15 Rp., iſt keinen Schwankungen ausgeſetzt, fehlt jedoch im Verkehr.

Auf indiſchen Banknoten, die in der Höhe von 5 Rp., 10 Rp., 20 Rp., 50 Rp., 100 Rp., 500 Rp. und 1000 Rp. umlaufen, ruht in Ceylon ein kleiner Diskont. Indiſches Geld wird hier außer den Zwei-

Annahmen angenommen, das Geld Ceylons hingegen auf dem Festland zurückgewiesen.

Nachstehend ein Vergleich zwischen dem üblichen Geld der beiden Länder:

	Ceylon		Indien		
	Rp.	Cents	Rp.	A.	P.
Silbermünzen	1	00	1	0	0
	0	50	0	8	0
	0	25	0	4	0
	0	10	0	1	7
Kupfermünzen	0	5	0	0	10
	0	1	0	0	2

Es ist sehr wichtig, immer gewechseltes Geld bei der Hand zu haben. Nie kann ein Schiffer, Kutscher oder Kuli herausgeben, was oft zu Ueberzahlung führt.

Von der jetty, dem Landungsplatz, an den Wagen zahlt man pro Kollo 4 Cents, für einen Wagen im Weichbild der Stadt die erste halbe Stunde 50 Cents, für die erste Stunde eine Rupie, für jede folgende 25 Cents. Die Rickschaw berechnet sich auf 25 Cents für die halbe Stunde. Nur selten gelingt es, diesen Tarif einzuhalten; Kutscher und Kuli finden immer Gründe für eine höhere Bezahlung.

Bei der Ankunft in Colombo ergeht gleich im Hotel die Frage an den Fremden, ob ein Boy für eine eventuelle Reise durch Indien gesucht werde.

Auf Ceylon ist ein Boy überflüssig. Hotel und „resthouse", wie die Unterkunftshäuser im Innern des Landes heißen, besorgen beide die Bedienung der Gäste durch ihre eigenen Angestellten. Anders ist es in Indien, wo in den meisten Hotels sich die Bedienung als höchst mangelhaft erweist, in den „Dack Bungalows", d. i. Regierungsunterkunftshäusern, aber oft ganz fehlt.

Unbedingt notwendig ist ein Boy in Indien durchaus nicht. Der station-master, der manager oder Babu des Hotels spricht immer Englisch, und in den besseren Läden findet man auch stets den einen oder den andern, der den Dolmetscher abgeben kann. Jedoch ist ein Boy, der Englisch und Hindostanisch spricht und sich als Interpret und Vermittler mit den Eingeborenen verwenden läßt, nicht zu unterschätzen. Auch lernt man durch ihn ein wenig Hindostani, mit dem man freilich nicht sehr weit kommt. Ich füge hier den kleinen Wortschatz ein, den ich mir im Laufe der Reise angeeignet habe, für dessen Korrektheit ich

jedoch keine Garantie übernehmen kann. Aus demſelben wurde Rām, rām = Grüß Gott, reſp. Gott ſchütze dich, am häufigſten verſtanden.

idhar ā, o,	Komm her.
tschup raho,	Sei ſtill.
tschale - jā, o,	Geh fort.
jaldī - karo,	Eile dich.
[1]) khabardār ho,	Vorſicht.
tscherāgh jala, o,	Mache Licht.
[1]) tschirāgh jalā, o,	Zünde die Lampe an.
battī bujhā, o,	Löſche das Licht.
[1]) ghul mat karo.	Macht keinen Lärm.
kharā raho,	Steht ſtill — halten.
aisā bak - bak mat karo,	Schwatzt nicht ſoviel.
bas, ab tum jā, o,	Gut, Sie können gehen.
tumhen mere sāth jānā hogā,	Gehen Sie mit mir.
mere - pās nakd nahīn hai,	Ich habe kein kleines Geld.
tarke hamka jagā - o,	Wecke mich früh.
tum ziyāda mangte ho,	Sie verlangen zu viel, ſind zu teuer.
āg, lā, o,	Bringe Feuer oder Licht.
aur lakrī lagā, o,	Lege Holz nach.
kutschh thandā pānī lā, o,	Bringe kaltes Waſſer.
ye kapre dhobī ko do,	Gib dieſe Kleidungsſtücke dem Wäſcher.
merī būt sāf - karo,	Reinige meine Stiefel.
main nahīn samajhtā,	Ich verſtehe nicht.
tol,	Gewicht.
samp,	Schlange.
ānā,	Komm.
kharāb,	ſchlecht.
achchhā,	gut.
asbāb,	Gepäck.
hisāb,	Rechnung.
barf,	Eis.
pānī wilāyatī,	Sodawaſſer (europäiſches Waſſer).
garm,	warm.
mailā,	ſchmutzig.
tschaukidār,	Wächter — Schutzmann.
harkārū,	Führer.
us tschūhe pakro,	Fange die Ratte.

[1]) kh und gh unterſtrichen ſind zwei Gutturale oder Gaumenlaute. Die gleichen Buchſtaben ohne Strich werden getrennt ausgeſprochen, wie in Trink-horn und tag-hell.

Wer aber ein wenig Bequemlichkeit liebt, sollte sich die Gelegenheit nicht versagen, dem Kuli befehlen zu können:

mere naukar bulā, o — Rufe meinen Diener.

Die 30 bis 45 Rupien, die der Bursche monatlich für Kost und Lohn erhält, und die geringen Spesen für die Eisenbahnfahrt — der siebente Teil eines Billetts I. Klasse — bedeuten eine kleine Ausgabe gegenüber den großen Vorteilen, die man durch den eingeborenen Diener genießt. Ihn trifft die Verantwortung für die Schar Kulis, die sich des Handgepäcks beim Einsteigen und Verlassen des Zuges bemächtigen, er hat für ihre Ablohnung zu sorgen. Er muß darauf achten, daß das große Gepäck richtig aufgegeben wird, die Nummer und der Bestimmungsort richtig geschrieben ist und das Rezepisse mit den aufgeklebten Zetteln des Koffers stimmt. Auch muß er Sorge dafür tragen, daß bei dem Verladen des Gepäcks auf Kreuzungsstationen kein Irrtum unterläuft. Wird dies versäumt, so kann es nur zu leicht geschehen, daß die Effekten, statt mit uns an dem Bestimmungsort einzutreffen, entweder erst einige Stunden später folgen oder daß sie nach irgendeiner Endstation weiterreisen. Jedenfalls ergibt sich aus solchem Versehen viel Unbequemlichkeit nebst beträchtlichen Mehrauslagen, weil alle Hotels außerhalb der Eingeborenenstadt und meist sehr weit vom Bahnhof entfernt liegen.

Auch für das Reinigen der Coupés hat der Boy Vorkehrungen zu treffen. Er muß das Aufmachen und Einrollen des Bettes besorgen, was bei der herrschenden Hitze für den Europäer oft eine schwere Arbeit bedeutet. Am Morgen nach den Nachtfahrten bringt er um 6 Uhr das Tschota hazirie, d. h. Frühtee, an das Coupé, beschafft frisches Waschwasser, reinigt die Stiefel usw. Im Hotel wird Behaglichkeit durch den Boy geschaffen, der die persönliche Bedienung seines Herrn versieht. Er packt die Koffer, legt die Kleider für die verschiedenen Tageszeiten zurecht, hält sich immer in der Nähe seines „Sahib" auf, um ihm seine Wünsche von den Augen abzulesen. Allerdings wird dieses Ideal eines Boy für den Fremden selten zu finden sein. Man muß natürlich bei der Wahl eines Dieners Vorsicht walten lassen. Auf schriftliche Zeugnisse allein sollte man sich nicht verlassen, sondern möglichst auf einer mündlichen Empfehlung bestehen. In gleicher Weise muß man in Bezug auf eine „Aya", die weibliche Dienerin, vorgehen. Die gewandtesten Zofen stammen aus der Gegend von Madras. Ihre Ansprüche für Kost und Lohn halten sich zwischen 25 und 30 Rupien. Meine Erfahrungen gehen dahin, daß eine Aya die Bequemlichkeit nicht besonders erhöht, daß vielmehr ein Ehepaar ohne Kinder durch einen tüchtigen Boy genügend bedient ist. Boy sowohl wie Aya läßt man sich am zuverlässigsten durch Cook empfehlen.

Ein Aufenthalt von drei Wochen genügt kaum, um einen Teil Ceylons nur flüchtig kennen zu lernen, trotzdem die Bahn nach Anuradhapura eröffnet ist und man mittels Motorwagens die bisher schwer erreichbaren Naturschönheiten der Insel bequem besuchen kann.

Von Colombo aus möchte ich eine Fahrt durch die Kanäle und Seen nach Negombo empfehlen, ferner die übliche Tour nach Mount Lavinig und dem Tempel von Kelani. Die Besichtigung des alten interessanten Hafenplatzes Galle sollte nicht versäumt werden. Man verläßt Colombo per Bahn 7,26 Uhr früh, ist um 11,10 Uhr in Galle und kann nachmittags 5,13 Uhr zurück, um 9,26 Uhr wieder in Colombo einzutreffen. Den Ausflug auf einen Tag zu beschränken, ist nicht nur eine große Anstrengung, sondern erscheint auch insofern bedauerlich, weil die Umgegend von Galle als ganz besonders reizvoll gilt. Eine Reihe sehr alter und merkwürdiger buddhistischer Klöster sind zu besichtigen und höchst anziehende Ausflüge zu unternehmen. Wer sich dafür interessiert, wilde Elefanten an den Trink- und Badeplätzen zu überraschen, findet von Galle aus Gelegenheit, per bullock-cart und mit einem „charmer" in das Innere des Landes vorzudringen.

Weiter ist Kandy und Nurelia zu besuchen. Auch die Besteigung des Adam Pic wird als herrlicher Ausflug gerühmt, den wir jedoch der Hitze halber und aus Furcht vor Uebermüdung unterließen.

Man verläßt Kandy um 10,30 Uhr vormittags und erreicht Hatton 1,50 Uhr mittags, woselbst lunch im Hotel Adamspic. Man fährt dann per Wagen nach dem 14 Meilen entfernten Laxapamo, wo das „rest-house" für Quartier und Mahlzeit sorgt. Nachts wird der Aufstieg unternommen, um vor Sonnenaufgang den Gipfel des berühmten Berges zu erreichen, der um diese Stunde das bekannte Schattenphänomen zeigt. Die Tour kostet 20 Rupien à Person und beansprucht etwa 24 Stunden.

Um über Dambulla mit dem berühmten Felsentempel und Sigiriya, die kühne Felsenfestung nach Mihintale und dann nach Anuradhapura zu gelangen, fährt man von Kandy nördlich. Mit Anuradhapura läßt sich der Besuch von Trincomali, einem interessanten Wallfahrtsort, und der Stadt Pollonarua verbinden, die als herrliche Stätte alter Kultur wunderbare Ausgrabungen zeigt.

Wie man sieht, ist Ceylon reich an Touren.

Für die Ueberfahrt nach dem Festland und die Reise durch Indien wendet man sich an Cook, der das Rundreisebillett zusammenstellt. Die eventuell nicht benutzten Teiltouren werden von der kulanten Firma anstandslos zurückgezahlt.

Der Preis der Rundreiſe, wie wir ſie wählten, beträgt I. Klaſſe etwa 500 Rp., II. Klaſſe 251 Rp., für Diener oder Aya koſtet die ganze Fahrt 71 Rp.

Das Gepäck iſt nicht teuer, man hat nämlich 120 Pfund à Perſon frei und ſtapelt auch ein gut Teil ſeiner Kollis im Coupé auf. — Um in den Genuß des Freigewichts zu treten, kann man ſein Gepäck indeſſen nur nach der Station aufgeben, welche auf dem Coupon des Fahrſcheines verzeichnet iſt. Gedenkt man jedoch die Reiſe an einer nicht auf dem Fahrſchein benannten Zwiſchenſtation zu unterbrechen, ſo muß man, will man des Freigewichts nicht verluſtig gehen, dem station-master oder dem Gehilfen beim Aufgeben des Gepäcks den Namen der Station ſagen, an der man dasſelbe „en route“ ausgeladen haben möchte. Es wird dann auf dem Gepäckſchein eine Bemerkung notiert und das Freigewicht iſt geſichert.

Durch Cook belegt man die Plätze des Dampfers, der alle Wochentage um 2 Uhr von Colombo nach Tuticorin, dem Hafen Südindiens, fährt, Cook reſerviert auch das Coupé in dem Zug, der den Reiſenden von Tuticorin nach nicht allzulangem Zögern gen Norden führt.

Die Eiſenbahnverwaltung Indiens, die in den Händen der Engländer ruht, ſorgt nach beſten Kräften für die Bequemlichkeit der Reiſenden. Ueber die Beſchaffenheit der Coupés und die Zugeinteilung iſt auf Seite 54 alles Nähere geſagt.

Was die Verpflegung der Reiſenden auf den verſchiedenen Eiſenbahnlinien betrifft, ſo iſt auf die beträchtlichen Entfernungen, welche die einzelnen größeren Städte voneinander trennen, Rückſicht genommen. Es wiederholen ſich in angemeſſenen Zeitabſchnitten Stationen mit erträglich gehaltenen Reſtaurationen, die als „refreshment-rooms“ bezeichnet ſind. — Wer beabſichtigt, ſeine Mahlzeiten, Tiffin und Diner, auf den verſchiedenen Stationen einzunehmen, verſäume nicht, den Schaffner davon in Kenntnis zu ſetzen. Er wird, ohne daß dem Beſteller hierdurch Koſten erwachſen, die telegraphiſche Meldung übernehmen.

Die station-masters ſind, wie ich des öfteren in meinem Tagebuch betonte, von überraſchender Höflichkeit, Gefälligkeit und Fürſorge. Wendet man ſich telegraphiſch mit der Bitte an ſie, bei der Ankunft eines beſtimmten Zuges für Conga und Ponys ſorgen zu wollen, ſo wird man ſtets Wagen und Pferde bereit finden. Auch übernehmen die Herren das Aufbewahren von Gepäck und geſtatten, daß man Briefe „to the care of the station-master“ z. B. „of Abu Road“, adreſſieren läßt.

Nicht in allen Städten, in denen Sehenswürdigkeiten den Touriſten veranlaſſen, die Reiſe zu unterbrechen, finden ſich Hotels. In Südindien, wo wir Madura, Trichinopoli und Tanjore beſuchten, fehlen Gaſthäuſer

in europäiſchem Sinn. Wo dies der Fall, pflegt man im D. B.,*) wie das von der Regierung vorgeſehene Abſteigequartier für Reiſende heißt, Nachtquartier zu finden. Es iſt geraten, ſich ſtets im voraus darüber zu orientieren, wie die D. B. in den einzelnen Orten, wo man zu übernachten gedenkt, geführt werden. In manchen Fällen iſt es dem Hausverwalter, dem „keeper in charge“, möglich, Verpflegung zu bieten, in andern muß der Reiſende ſeinen Speiſekorb mitbringen, und in manchen fehlt ſogar der Hausverwalter. Die Einrichtung der D. B. iſt ſehr primitiv. Die Betten ſind zwar inſektenfrei, indeſſen vermißt man ſehr häufig die Moskitonetze und es erſcheint daher ratſam, ſich mit ſolchen vorzuſehen. Natürlich wird es bloß durch das mitgeführte Bettzeug möglich, ein erträgliches Nachtlager herzuſtellen.

Die Verpflegung kann meiſt nur als ſehr mittelmäßig bezeichnet werden, ſie wird entweder durch den Hausverwalter oder durch einen mohammedaniſchen Koch zubereitet.

Der Genuß von Milch und Butter iſt nicht nur in den D. B. gefährlich, ſondern ſollte während der ganzen Reiſe auf dem indiſchen Feſtland vermieden werden. Ebenſo wäre es gut, ſich des Alkohols zu enthalten, ja, man ſollte eigentlich ſchon ein paar Monate vor der Ausreiſe in der Heimat beginnen, möglichſt wenig Spirituoſen zu ſich zu nehmen.

Aber auch mit dem Waſſer muß man in Indien und auf Ceylon ſehr vorſichtig ſein, niemals Natur- oder ſogenanntes filtriertes Waſſer trinken und ſelbſt zum Spülen des Mundes nur gekochtes Waſſer benutzen.

Um den Durſt zu löſchen, eignet ſich am beſten kalter Tee, außerdem findet man in ganz Indien alle Arten Brauſelimonaden und kohlenſaures Waſſer. Fühlt man ſich jedoch nicht ganz wohl oder iſt eine gewiſſe Ermattung eingetreten, ſo heilt ein Whisky mit Sodawaſſer die leichte Indispoſition. Vor dem Genuß von Eisgetränken möchte ich ernſtlich warnen.

Nicht beſſer und nicht ſchlechter wie die D. B. erweiſen ſich die „refreshment-rooms“, die auf den kleinen Eiſenbahnſtationen, wo entweder das D. B. zu weit entfernt liegt oder ganz fehlt, die Fremden beherbergen. Im erſten Stock des Stationsgebäudes ſind meiſtens ein paar Zimmer eingerichtet, oft bleibt aber auch nur das „waiting-room“ als Schlafraum zur Verfügung, in welchem der aufmerkſame station-master ein Bett aufſchlagen oder einen Singapooreſtuhl aufſtellen läßt. Auch kommt es vor, daß ein Tiſch, auf den man ſeine Matratze legt, als Lager genügen muß. Niemals wage man es, ſich auf dem Fußboden ſelbſt niederzulaſſen. Stiefel und Schuhe über Nacht unter das Bett zu ſtellen und ſie anzuziehen, ohne ſie vorher ausgeſchüttelt zu haben,

*) D. B. ſteht immer für „Dak Bungalow“.

kann gefährlich werden. Skorpione, deren Biß tödlich sein kann, sollen sich mit Vorliebe in das Innere der Schuhe verkriechen. Ich selbst legte meine Pantoffeln, der Sicherheit halber, stets auf das Fußende des Bettes.

Bei mangelhaftem Quartier im D. B. oder im „refreshment-room" stellt der station-master einen Eisenbahnwagen zur Verfügung, der bei Abgang des Zuges, ohne zu stören, vom Neben- auf das Hauptgleis geschoben und einfach angehängt wird. Verhältnismäßig selten kommt man indessen in die Lage, von dieser Art Unterkunft Gebrauch zu machen, da sich an den meisten, von Europäern frequentierten Orten Hotels befinden, die man aber allerdings nicht nach deutschem Maßstab messen darf.

Die Preise der Hotels sind mäßig. Es besteht die Gepflogenheit, Pension zu bezahlen, selbst wenn man nur einen Tag im Hause verweilt. Jeder angebrochene Tag wird voll berechnet. Will man während der Reisesaison nur einigermaßen erträglich untergebracht werden, ist es ratsam, sich telegraphisch in den verschiedenen Hotels anzumelden. Die Taxe für das inländische Telegramm stellt sich bei vier Worten auf 4 Annas, wobei die Adresse mit sechs Worten frei ist.

Die Preise für die besseren Zimmer mit ganzer Pension: Tschota hazirie, Tiffin, Fünfuhrtee und Diner, halten sich zwischen 7 und 10 Rupien. Der Preis von 10 Rupien bedingt allerdings ein Apartement von Salon, Schlafzimmer, Badekabinett und eine an das Schlafzimmer anstoßende Toilette, welch letztere auch noch von dem Wasserträger — Bhisti — und dem sweeper vom Hofe aus betreten werden können. Diese Leute halten sich stets in der Nähe auf, um alles gleich wieder in Ordnung zu bringen.

Da selbst während der kühleren Jahreszeit das Gehen in der Hitze besser vermieden wird, so ist die Benutzung von Wagen für die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten nicht zu umgehen. Die Kosten für den Tag schwanken zwischen 5 und 10 Rupien, je nach der Zahl der Pferde-Relais, die beansprucht werden.

Führer verlangen 3 bis 4 Rupien per Tag.

Die Kosten dürften sich für eine in Damengesellschaft ausgeführte Reise mit Boy und Aya, je nach den Ansprüchen, à Person per Monat auf 1000 bis 2000 Mk. ausschließlich Passage und Eisenbahnfahrt belaufen.

Natürlich lassen sich die Ausgaben sehr einschränken, und ein Herr oder auch selbst eine Dame kann, wenn sie sich sparsam einrichtet, gelegentlich bei Bekannten wohnt, in der II. Klasse die Ueberfahrt macht, bei vier- bis fünfmonatlicher Abwesenheit die Reise mit 4000 Mk. unternehmen.

Sehr viel beſſer als in den Hotels, finden Herren in den größeren Städten bei den engliſchen Klubs Unterkunft, ſoweit dieſe mit Schlafzimmer verſehen ſind und wenn die Fremden Freunde beſitzen, die ſie einführten.

Ich laſſe nun die Angabe der Hotels, D. B. und refreshment-rooms in den verſchiedenen Orten folgen, wie ich ſie nach neueſter Erkundigung als empfehlenswert in Erfahrung brachte.

Wenig hat ſich ſeit der Zeit unſerer Reiſe auf dieſem Gebiet geändert. Bei dem ſchnellen Wechſel, dem die Pachtverhältniſſe der bekannten Hotels unterliegen, iſt eine glaubwürdige Ausſage jedoch nur für denjenigen möglich, der das Etabliſſement ſoeben verließ.

Ich folge bei der Aufzählung der Hotels uſw. der von uns eingeſchlagenen Route:

Madura . Seite 36, D. B. nahe der Bahn, nicht bewirtſchaftet; beſſeres Quartier im Stationsgebäude.

Trichinopoli „ 46, D. B. eine Meile von der Bahn entfernt. Uebernachten im Stationsgebäude vorzuziehen.

Tanjore . „ 51, D. B. nahe dem Bahnhof, empfehle jedoch, die Zimmer des erſt kürzlich erbauten Stationsgebäudes zu benutzen, die ganz neu eingerichtet ſind.

Madras . „ 57 und 193. Hotel Connemare. Buckingham-Hotel.

Bombay . „ 71. Hotel Taj Mahal, Great-Weſtern-Hotel, Watſon-Eſplanade-Hotel, Watſon-Annex-Hotel, ruhiger als das Haupthaus. Bombay-Klub und Jacht-Klub. Deutſcher Klub: „Liederkranz".

Ausflug nach den Felſentempeln von Ajunta, Ellora und Elephanta. Die beiden erſteren Tempel liegen ſehr entfernt von Bombay und ſind nur mit ziemlichen Strapazen und größerem Zeitaufwand erreichbar, während man nach Elephanta ohne Schwierigkeiten gelangt. Ein Dampfſchiffchen verläßt an beſtimmten Tagen und Stunden, die im Office von Thomas Cook & Son, Eſplanade 26, zu erfahren ſind, den „Apollo-Bunder". Das Billett koſtet 5 Rp. Für Geſellſchaften werden eigene „launches" nach Wunſch eingeſtellt.

Baroda . . „ 84. Quartier im erſten Stock des Stationsgebäudes. D. B. 1½ Meile vom Bahnhof entfernt.

Ahmedabad „ 85. Das Uebernachten hier gilt für ungeſund. Die beiden Schlafzimmer im Parterre des Stationsgebäudes ſind neu eingerichtet. Da man in Ahmedabad morgens ankommt, genügt die Zeit zur Beſichtigung der

Sehenswürdigkeiten, um mit dem Nachtzug weiter zu fahren. Der station-master ſtellt den Waggon abends, ſobald man ſich zurückzuziehen wünſcht, zur Verfügung, und während man ruht, wird derſelbe an den paſſierenden Schnellzug angehängt. Allerdings muß der Boy dafür Sorge tragen, daß der Wagen nicht zurückgelaſſen wird.

Abu Road, Seite 96. D. B. ganz nahe beim Bahnhof. Hier ſtehen die Congas bereit, die man tags zuvor von Ahmedabad aus telegraphiſch bei dem station-master beſtellt hatte. Die Conga enthält drei Plätze. Der Preis für die viereinhalbſtündige Fahrt nach Mount Abu beträgt 10 Rupien, für ein Pony (fünf Stunden) 4 Rupien.

Mount Abu „ 98. Hotel Rajputana oder Abu-Hotel. Sich telegraphiſch anzumelden, erſcheint dringend nötig. Sobald man die Talfahrt von Mount Abu beſtimmt hat, verſäume man nicht, per Draht bei dem station-master in Abu Road die nötigen Congas bzw. Ponys für die Rückfahrt zu beſtellen und die gewünſchten Coupéplätze für den nach Jaipur gerichteten Zug zu belegen. Der station-master iſt nur bei vierundzwanzigſtündiger Vorausbeſtellung verpflichtet, die Reiſenden mitzunehmen. Zeigt ſich der Zug überfüllt, bleibt der Reiſende, der nicht vorher beſtellt hat, einfach zurück.

Jaipur . . „ 108. Hotel Kaiſer—i—Hind. Ruſtoms Family-Hotel. Der Ausflug nach Amber wird durch den Hotelbeſitzer vermittelt, der auch alle „permits“ und den Elefanten zum Beſuch des Schloſſes Amber beſtellt.

Delhi . . . „ 77. Lauries Great-Northern-Hotel. Woodlands Hotel. Maidens Metropolitan-Hotel.

Agra . . . „ 145. Lauries Great Northern-Hotel. Hotel Metropole.

Gwalior „ 182. D. B. ärmlich. Der Fremde findet in Muſafir Khana einem ſchönen, für die Freunde des Maharadjah und für die von dem „Reſidenten“ empfohlenen Perſonen erbauten Hauſe Unterkunft. Der Wirt des Hotels übernimmt es, die Erlaubnis für die Benutzung des Etabliſſements einzuholen, ebenſo zieht er die Erkundigung ein, ob Zimmer in demſelben frei ſind. Es iſt meiſtens ſehr beſetzt.

Khanpur „ 196. Civil and Military-Hotel.

Lucknow . Seite 200. Wutzlers Royal-Hotel. Civil and Military-Hotel.
Benares . „ 208. Hotel de Paris. Clarks Hotel.
Kalkutta . „ 239. 177. Great Eastern-Hotel. Hotel Continental.
Darjeeling „ 253. Woodlands Hotel. Woodlands Branch-Hotel.
Puri . . . „ 295. D. B. eine Viertelmeile vom Bahnhof entfernt.
Waltair . „ 317. Refreshment-room. Wir übernachteten im Eisenbahnwagen auf einem Uebengleise. In dem zwei Meilen entfernten Vizigapatam befindet sich ein hübsch gelegenes D. B.

Von Waltair gelangt man nach dem schon bekannten Madras, das sich insofern einer ganz besonderen Wichtigkeit erfreut, als es zeitbestimmend auf alle Stationsuhren Indiens wirkt. Die einzelnen Städte haben ihre Privatzeit, es ist z. B. die Madraszeit um 30 Minuten Bombay voraus und bleibt 33 Minuten hinter Kalkutta zurück.

Für die Eisenbahnuhren besteht, wie in Italien, der Vierundzwanzigstundentag; so ist z. B. 20 Uhr 12 Minuten = 8 Uhr 12 Minuten morgens usw.

Die meisten Städte besitzen mehrere Bahnhöfe. Der Reisende sollte immer jene Station zum Verlassen des Zuges wählen, welche in „Newman's Indian Bradshaw" als „Cantonment" bezeichnet ist, weil sie dem europäischen Stadtteil näher liegt, während die Station „City" sich meist im Eingeborenenviertel befindet.

Um sich über Indien und Ceylon genauer zu orientieren, füge ich ein Verzeichnis interessanter Bücher an, deren Lektüre den Genuß der Reise sehr erhöhen dürfte:

Haeckel: Indische Reisebriefe.
Deußen: Erinnerungen an Indien.
Garbe: Beiträge zur indischen Kulturgeschichte.
Lefmann: Geschichte des alten Indien.
Ehlers: An indischen Fürstenhöfen. 2 Bände, illustriert.
H. Ebhardt: Unter indischem Himmel.
K. Böck: Durch Indien ins verschlossene Land Nepal.
Schanz: Ein Zug nach Osten.
Lord Roberts: 41 Jahre in Indien. 2 Bände.
Schlagintweit: Indien in Wort und Bild. 2 Bände.
Tellemann: Eine Indienreise.
Dalton: Indische Reisebriefe.
Selenka: Ein Streifzug durch Indien.

Taylor: Confessions of a Thug.
Hellwald: Die Magiker Indiens.
J. Richter: Die deutsche Mission in Indien.
Fergusson: Ceylon.
H. W. Cave: Baudenkmäler aus ältester Zeit in Ceylon.
Als Reisehandbuch: Murray's Handbook for Travellers in India, Burma and Ceylon.
Zur oberflächlichen Verständigung mit den Eingeborenen: „How To Speak Hindustani" von E. H. Rogers, London, Grosby Lockwood & Son.